



Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V.

79. Jahrgang · 1993



UB Braunschweig 84



2724-669-8



Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V.

79. Jahrgang · 1993

Inhalt

Antje Alber Zwischen Idyllik und gründerzeitlicher Zivilisation. Wilhelm Raabes Braunschweig-Roman „Meister Autor oder Die Geschichte vom versunkenen Garten”	3
Rita Jungkunz-Höltje „Lebensbilderbuch” einer Kultur- und Bewußtseinskrise. Wilhelm Raabes „Pfister Mühle” (1884)	28
Rolf Sonnenberg Das Gebäude der Neuen Kanzlei in Wolfenbüttel	39
Falko Rost Die Kirche in Eilum. Bauliche Entwicklung einer kleineren romanischen Dorfkirche	56
Maria Kapp Goslarer Goldschmiede. Werke und Archivalien in den städtischen Sammlungen	67
Maria Kapp Goslarer Zinngießer	74
Peter und Edeltraut Eckebrecht Grundstedt — Die Siedlungsgeschichte der östlichen Hengstebachniederung	89
Wolfgang Winkel Zur Brutbiologie der Kohlmeise (<i>Parus major</i>). Befunde aus dem Braunschweiger „Höhlenbrüterprogramm”	98
Jörg Weber Schriftenverzeichnis von Dr. Franz Niquet (1910 — 1986)	106
Buchbesprechungen	119
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1992	136

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e. V.
Schriftleitung Wolf-Dieter Steinmetz
Wolfenbüttel 1993

© Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz

Geschäftsstelle: Kanzleistraße 3, 38300 Wolfenbüttel

Schriftleitung: Wolf-Dieter Steinmetz, Kanzleistraße 3, 38300 Wolfenbüttel

Titelbild: Karl Heel, „Bienroder Mühle von Norden 1890“, Ölbild

Städtisches Museum Braunschweig

Vgl. Aufsatz Rita Jungkunz-Höltje, — „Pfisters Mühle“, S. 28 — 38

Umschlagentwurf: Klaus Grötzinger, Braunschweig

Umschlaggestaltung: Dagmar Klimanis, Wolfenbüttel

Alle Zuschriften sind an den Schriftleiter zu richten; ebenfalls Besprechungsexemplare und Sonderdrucke von Aufsätzen, die im Literaturteil angezeigt werden sollen.

Für die einzelnen Beiträge sind jeweils die Verfasser verantwortlich.

Der Zweck des Vereins ist mit Bescheid des Finanzamtes Braunschweig-Stadt vom 14. 5. 1982 (AZ.IV-231-Gem LNR.: B 41) als förderungswürdig im Sinne der Steuergesetze anerkannt. Für Zuwendungen über den Mitgliedsbeitrag hinaus können deshalb Spendenbescheinigungen erteilt werden.

Anmeldungen über die Geschäftsstelle Kanzleistraße 3, 38300 Wolfenbüttel.

Postbankkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 44065-308.

Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 111 690, Braunschweig.

Gedruckt mit einem Zuschuß der Stadt Braunschweig.



Gesamtherstellung: Heckner Druck- und Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Antje Alber

Zwischen Idyllik und gründerzeitlicher Zivilisation

Wilhelm Raabes Braunschweig-Roman „Meister Autor oder Die Geschichten vom versunkenen Garten“

1. Die Grundspannung: Idylle und Zivilisation

Wilhelm Raabes Roman „Meister Autor oder Die Geschichten vom versunkenen Garten“, von Oktober 1872 bis Juli 1873 entstanden, ist wegen seiner vielschichtigen, durchbrochenen Struktur auf den ersten Blick schwer zugänglich. Es findet kaum geschlossene szenische Darstellung statt. Reflexionen, verschiedene Zeitebenen, die sich durchdringen, Ironie, Dialoge, Symbole, die in immer neuen Nuancen und Bedeutungen den Roman durchziehen, die subjektive Perspektive des Ich-Erzählers und die Erlebnisperspektive der Figuren überhaupt, eine rasche Folge von kurzen Kapiteln, zergliedern den Handlungsstrang.¹ Die Handlung als solche tritt zurück und ist schnell erzählt.²

Der Ich-Erzähler, Baron von Schmidt, beschreibt seine Begegnungen mit der Titelfigur, dem „Meister Autor“. Die erste findet in einem Forsthaus statt, und zwar anlässlich einer Landpartie einiger Städter aus gutbürgerlichen Familien in den Elm. Dort sind Autor (dies ist ein in Braunschweig im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit gebräuchlich gewesener Vorname) Kunemund, dessen Freund, der Förster Arend Tofote, dessen Tochter Gertrud, ihre Haushälterin die „Alte“ und allerlei Getier beheimatet. Weitere Besuche des Baron von Schmidt sowie ein Gegenbesuch Meister Autors in der Stadt schließen sich an.

Ein Bericht Autors setzt den Baron und uns in Kenntnis dessen, was neues im Forsthaus vorgefallen ist. Autors Bruder, Mynheer van Kunemund, war, nachdem er vor Jahren einfach verschwand, plötzlich, aus Übersee kommend, wieder bei Autor aufgetaucht. Es blieb bei diesem einmaligen Besuch. Van Kunemund zog mit seinem Mohren Ceretto in die Stadt, kaufte sich ein Haus mit Garten, verstarb daselbst und vermachte seine Hinterlassenschaften Gertrud. Der Antritt dieser Erbschaft ist der Grund für den Besuch Autors in der Stadt. Gemeinsam mit Gertrud, dem Baron von Schmidt und dem Steuermann Karl Schaaake, einem jungen Freund der Forsthausbewohner, erreicht er nach einer längeren Wanderung durch die Stadt das Grundstück van Kunemunds: verwildertes Rokoko. Haus und Garten sind nun Gertruds Eigentum. Jedoch nicht für lange, bald wird beides einer Straße weichen müssen.

Der Faden der Geschichte wird erst fünf Jahre später wieder aufgenommen. Von Schmidt nähert sich mit der Eisenbahn unserer Stadt. Ein Eisenbahnglück vor ihm auf der Strecke hält seinen Zug unweit des Elms auf. Hier begegnet ihm Autor wieder, der inzwischen in sein Elternhaus in einem Dorfe am Elm zurückgekehrt ist. Die Beziehungen und Lebensumstände der Bewohner des Forsthauses haben sich durch die Erbschaft Gertruds verändert. Nachdem diese in die Stadt gezogen war, sind ihr der pensionierte Arend und Meister Autor zunächst dorthin gefolgt. Doch das Leben, das Gertrud nun führt, ist beiden Männern zu fremd. So zieht sich erst Autor in sein Elternhaus zurück. Arend Tofote folgt ihm, ver stirbt dort jedoch nach kurzer Zeit.

Zurück in der Stadt, erfährt von Schmidt aus der Zeitung, daß Karl Schaaake ein Opfer des Zugunglücks ist. Er besucht den Verletzten in der Wohnung von dessen alter Base im Cyriacushof, einem mittelalterlichen Gebäudekomplex. Auch Karl, der zu Anfang der Geschichte noch Aussichten auf das Herz Gertrudens hatte, verlor sie auf Grund ihrer Erbschaft und der damit verbundenen Veränderungen.

* Grundlage der folgenden Ausführungen ist eine Arbeit gleichen Titels, die ich im Winter-Semester 1991/92 im Hauptseminar „Literatur in Braunschweig von Klingemann bis Raabe“ von Dr. Eberhard Rohse (Seminar für deutsche Sprache und Literatur der Technischen Universität Braunschweig) geschrieben habe. Herrn Dr. Rohse und Herrn Dr. Herbert Blume (ebenda) danke ich für nützliche Hinweise bei der Überarbeitung des Manuskripts.

¹ Vgl. Helmut Freytag: Wilhelm Raabes Erzählung „Meister Autor“. Dissertation. Jena 1931.

² Vgl. Fritz Martini: Wilhelm Raabes Verzicht auf ‚Versöhnung‘. Bemerkungen zu „Meister Autor“. In: Jahrbuch der Raabe Gesellschaft (1981), S. 169 — 193, insbes. S. 172 f.

Auf der Suche nach dem alten Rokokogarten und -haus findet von Schmidt nur mehr eine Straße, links und rechts von neuen Häusern umgeben. Trotzdem macht er Gertrud ausfindig. Sie wohnt jetzt bei der vornehmen Witwe Christine von Wittum, die zufällig auch eine alte Bekannte des Barons von Schmidt ist.

Karl stirbt unter den Augen seiner Base und Gertruds, die in letzter Minute an sein Krankenbett gerufen worden ist. Meister Autor jedoch kommt zu spät. Bald darauf stirbt auch die Base. Am Ende heiratet Herr von Schmidt Frau von Wittum und Gertrud deren Vetter.

Nicht die simple Fabel ist es, was den Roman ausmacht, sondern es sind die Beziehungen zwischen den vielfältigen, den Roman zergliedernden Elementen, zwischen den Figuren und den Räumlichkeiten. Raabe versucht, „Wirklichkeit“ in ihrer ganzen Komplexität zu erfassen. Dieser Wirklichkeit liegt eine Spannung zugrunde: der Mensch, durch die selbstgeschaffene Zivilisation von seinen Ursprüngen entfremdet, sehnt sich nach unentfremdetem Leben, kann es aber nie mehr erreichen. Ausdruck für diese Spannung ist der auf verschiedenen Ebenen im Roman aufgezeigte Kontrast zwischen Idylle und gründerzeitlicher Zivilisation.

Die Komplexität wird, wie zu zeigen ist, durch den Nahblick, durch Ausschnitthaftigkeit am konkreten, wenn auch verfremdeten Beispiel aufgezeigt. Figuren, Handlung und Handlungsort (die Stadt Braunschweig und ihre Umgebung) dienen so als Exempel für Zeitgeschehen, ja sogar für Überzeitliches.

2. Das Leitmotiv: „Die Geschichten vom versunkenen Garten“³

Die unterschiedlichsten Motive durchziehen den Roman und halten ihn zusammen. Das wichtigste

von ihnen, das Leitmotiv, der „versunkene Garten“, ist zugleich der Untertitel des Romans. Vordergründig kündigt dieser Titel „[...] einfach [von dem] [...] Untergang einer natürlichen oder geschichtlich bewährten Lebenslandschaft durch die rasch sich ausbreitende Zivilisation“.⁴

2.1 Die Gärten im wörtlichen Sinne: Gärten, Gebäude und Landschaft

Der eigentliche Garten des Romans ist der Rokokogarten, den Gertrud erbt. Eingeführt in den Roman wird er auf eigentümliche Weise. Autor berichtet, daß sein Bruder „in einem Garten vor der Stadt“⁵, nicht etwa in einem Haus, was näherliegend wäre, gestorben sei. Bei der nächsten Erwähnung stehen wir mitten „im verwilderten Rokoko“, „im Grün und in der Sonne“ (44). Ein Hauch von Märchen dringt aus dieser Wildnis und von den Sandsteinfiguren: „[...] und alles was, [...]“ wir sehen, hörten „— paßte in das Märchen“ (44/ vgl. auch 44, 51, 90). Kennzeichen dieses Gartens sind Schönheit, ein gewisser Zauber und Ursprünglichkeit, im Sinne von Kindheit (vgl. 44) und unberührter Natur. Es wird uns hier eine die Phantasie anregende Idylle⁶ vorgeführt, die jedoch bereits gestört ist. Eine „rotweiße Stange“ steht „[...] mitten im Wege zwischen dem Grün, den Blumen, unter den summenden Bienen, den flatternden Schmetterlingen und den grauen Steinbildern

des Raumes im Werk Wilhelm Raabes. Göppingen 1970 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik, Bd. 21). S. 111 — 116.

⁴ Hajek (wie Anm. 3), S. 156.

⁵ Wilhelm Raabe: Meister Autor oder Die Geschichten vom versunkenen Garten. In: Wh. Raabe: Sämtliche Werke. Hrsg. von Karl Hoppe. Braunschweiger Ausgabe. Bd. 11. Freiburg i. Br., Braunschweig 1956. S. 24. Im folgenden werden die Seitenzahlen nach dieser Ausgabe unmittelbar im Text in Klammern angegeben. Dabei erscheint die Seitenangabe in arabischen Ziffern.

⁶ Zum Begriff *Idylle* vgl.: Renate Böschstein-Schäfer: *Idylle*. Stuttgart 1978. 2. Aufl. (= Sammlung Metzler). Vgl. Frank, Rainer Max: *Die Idylle*. In: Otto Knörrich (Hrsg.): *Formen der Literatur in Einzeldarstellungen*. Stuttgart 1981. (= Kröners Taschenausgabe, 478). S. 192 — 201. Helmut J. Schneider: *Die sanfte Utopie* (Nachwort). In: Ders. (Hrsg.): *Idyllen der Deutschen*. Frankfurt a. M. 1981. S. 353 — 423. Uwe Heldt: *Isolation und Identität. Die Bedeutung des Idyllischen in der Epik Wilhelm Raabes*. Frankfurt a. M., Bern, Cirencester/U.K. 1980. (= Tübinger Studien zur deutschen Literatur, Bd. 5).

³ Vgl. Freytag (wie Anm. 1), S. 24 ff. Martini (wie Anm. 2), S. 183. Siegfried Hajek: „Meister Autor“ — Sprachschichten und Motive. In: *Jahrbuch der Raabe Gesellschaft* (1981), S. 149 — 168, hier bes. S. 154 — 158 und 166 f. Gustav Plachn: *Das Welt und Zeitbild im „Meister Autor“ und seine dreifache Spiegelung*. In: *Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes* 20 (1930), S. 620, hier bes. S. 7 f. und 13 f. Franz Hahne: *Raabes Meister Autor*. In: O. Elster/H. M. Elster (Hrsg.): *Wilhelm Raabe Kalender* 1913. Berlin 1912. S. 136 — 148, bes. S. 147 f. Karl Hotz: *Bedeutung und Funktion*

[...]” (45). Diese geodätische Stange stört das pulserende natürliche Leben. Der Mohr Ceretto stellt dies durch seine zynische Bezeichnung der Stange als „Gewächs“, das vom „Stadtbauamt neulich angepflanzt“ wurde, klar heraus. Diese bildet nur die Vorhut für vollkommene Zerstörung. Der Garten wird dem „Stadterweiterungsplan“, der „Prioritätenstraße“ (bezeichnenderweise) weichen. Mitsamt dem Haus wird er „versinken“ (45).

Die tiefere Bedeutung des Hauses ist fast identisch mit der des Gartens. Haus und Garten stehen und fallen miteinander. So haben sie die märchenhaften Züge gemeinsam, werden als „Hexenhaus“ und „Zauberbergarten“ bezeichnet (vgl. 50, 51, 72, 90). Aber während der Garten naturhaft, urwüchsig ist, ist das Haus ein „ruppiges“ (48) Kulturgut. „Zu seiner Zeit war es, trotzdem daß es nicht sehr groß ist, ein Wunderwerk, [...]’. [...] ein Wunderwerk war es auch heute noch, und vielleicht grade heute mehr denn je.“ (47). Dieses Gebäude weist sämtliche Merkmale eines Rokokohauses auf, von den großen Fenstern bis zu Stukkatur und Schnörkelschnitzerei. Seine Eigentümlichkeit gewinnt es besonders durch die Gegenstände, die Mynheer van Kunemund von seinen Reisen mitgebracht hat, aber auch durch die Rokoko- „Abgötterei“, „Schäfererei“, „Jägererei“ und „Fischerei“ (49) an seinen Wänden.

Die dem Leser so vor Augen gestellte Idylle ist allerdings trügerisch. Bereits die kurz aufeinanderfolgenden Endungen „-eien“ ironisieren das Ausgesagte, und auch im Rokoko existierte die Idylle ja nicht wirklich. Durch das Altern im Zeitenlauf hat das Haus schon eher etwas Idyllisches angenommen (s.o.). Der Vergleich mit dem Hexenhaus hingegen verweist auf bedrohliche, wenn auch märchenhafte Züge. Und die früheren Bewohner haben „[...]“ auch nicht immer unschuldige Kinder- und Schäferspiele aufgeführt, also fort mit ihm [dem Haus] [...]” (102). Sein Erblasser, Mynheer van Kunemund, selbst verkörpert eine dämonische Persönlichkeit und trägt mit seinem „Stein der Abnahme“, einem unheilbringenden Stein (99), den er von seinen Reisen mitführte, Verfall und Zerstörung in Haus und Garten.

Der Unglücksstein mußte freilich gewirkt haben, und es war nur ein Glück, daß jetzt die neue Straße auch über ihn hinweg führt, und er also auf Nimmerwiedersehen begraben worden war und keinen weiteren Schaden mehr anrichten konnte. (87)

Doch in Wahrheit ist der Stein nicht begraben worden, vielmehr wird er beim Straßenbau auf dem nun der Gertrud gehörenden Grundstück aufgefunden. So wirkt er, von der hochehrenten städtischen Honoratiorengesellschaft für einen Glücksapfel gehalten, in die Zukunft fort.

Wie nun sieht das Neue, die Prioritätenstraße, aus? Haus und Garten sind einem „macadamisierten Weg“, von „wunderlichen Gebäuden“⁷ (82) umgeben, gewichen. Beim Anblick dieser neuen Straße wird es von Schmidt klar, daß den Cyriacushof ein ähnliches Schicksal ereilen wird. Ein Denkmal der Baukultur einer älteren Zeit ist auch er. Er ist ein „Wunderding mittelalterlicher Zimmermannsarbeit“, „malerisch und kulturhistorisch interessant“, im unverfälschten Stil des „fünfzehnten Säkuli“, das im gleichen Sinne vom „Versinken“ bedroht ist, ja bereits im „Versinken“ begriffen ist. Statt einer rotweißen Stange steht hier ein „Herr mit einem Notizbuch in der Hand, an einer Visierstange hinäugelnd“, der Vermesser persönlich. Er liefert auch gleich die Ideen mit, die die Gesellschaft dazu bewegen, dieses Wunderwerk „zu nivellieren“ (75–77). Der Vermesser „[...] spricht im Namen eines Wir, des anonymen bürokratischen Apparats.“⁸

„Es hat uns noch keine Nivellierung so viele Mühe verursacht als diese hier“, sagte er, „aber dafür wird auch keine der neuprojektierten Straßenanlagen die Stadtbevölkerung in ihrer Vollendung so sehr überraschen und erfreuen wie diese. [...] und so kommen wir hier aus dem Mittelpunkt der Stadt in grader Linie zum Bahnhofe — [...]“ (76) Haben sie doch jetzt angefangen, Nürnberg abzutragen; also sehe ich nicht im mindesten ein, weshalb wir grade diesen wohlkonservierten Ruinen gegenüber mit größerer Schonung vorgehen sollten.“ (77)

Für den Vertreter der „Säkulumsgesellschaft“⁹ ist das, was er da nivelliert, um der Bahn, dem Verkehr,

⁷ Vgl. Raabe (wie Anm. 5): Anmerkungen, 468: *macadamisiert* „beschottet“ (nach dem System von Mac Adam).

⁸ Hajek (wie Anm. 3), S. 157.

⁹ Raabe verwendet für das Zeitalter des deutschen Kaiserreiches den Terminus *Säkulum* (eigentlich „Zeitalter“, „Jahrhundert“, „zeitliche Welt“). Das Wort intonierte die Ernüchterung der Hoffnungen, die Raabe an das Kaiserreich geknüpft hatte. Die Zeit ist durch schnellen Fortschritt geprägt, dem die Gesellschaft jedoch innerlich nicht gewachsen ist. Vgl. Hajek (wie Anm. 3), S. 150 f., 158.

der schnellebigen Zeit, dem Industriezeitalter Platz zu schaffen, nur noch eine „Ruine“, bloßes Gerümpel. Im Neuen, das da kommen soll, erblickt er ein „Wunder der kaufmännischen Spekulation und modernen Architekturwissenschaft“. Nun wird aber der Cyriacushof, ein alter „Garten“, von Karl Schaake, von seiner Base und von spielenden Kindern bevölkert: ein romantischer Ort, ein von Sonnenlicht und Mondschein beschienener Ort. Als diese Idylle stirbt, sterben mit ihr auch ihre Bewohner, oder umgekehrt, und nur für diese Menschen hatte die Idylle Bedeutung, hat sie wirklich existiert.

„[...] *Das alte Gemäuer mag freilich lange genug gestanden haben* [sagt Meister Autor], *aber der Base Schaake wegen hätte es doch noch gut ein paar Jährchen länger stehen bleiben können. Herr, je älter man wird, desto brüchiger scheint auch die Welt um einen her zu werden.*“ (140)

Wie wir sehen, sind der Stadt hier einerseits idyllische Züge verliehen worden. Diese sind eng mit den schon genannten Gebäuden und Gärten verbunden. Die mittelalterliche Stadt, die sich in ihren Straßen „eingeweideartig“ erstreckt, trägt als Ganzes Züge der Idylle.¹⁰ Die Altstadt wird geradezu als „Zauberwald“ (108) bezeichnet. Diese Stadt nun „versinkt“. Andererseits ist die Stadt aber auch Trägerin der zivilisierten Gesellschaft. Von ihr selbst geht die Zerstörung aus. Die Stadt insgesamt steht im Kontrast zum idyllischen Dorf, hier durch das Heimatdorf Autors gekennzeichnet. Dieser Kontrast zwischen Dorf und Stadt und die Bedrohung des Dorfes wird durch den Einfall der Menschenmenge nach dem Eisenbahnunglück sinnfällig gemacht. Das Dorf wiederum ist keineswegs nur positiv dargestellt. Im Dorf der Alten herrschen Haß und Streit.

Aber nicht nur die von Menschenhand geschaffenen „Gärten“ sind vom Untergang bedroht, auch die Natur als solche, wie zum Beispiel der Elm. Ein Großteil seiner Forstanlagen ist schon zu Beginn des Buches von der Zivilisation eingeholt. Die Ausflugsgesellschaft betritt nämlich einen in „Quincunx gepflanzten Musterforst“ (9). Urwald existiert hier nicht mehr, die Bäume sind in Reih und Glied im immer gleichen Muster, wie die fünf Punkte auf einem Würfel, angepflanzt. Schon längst wurde hier

der Wald durch einen Forst ersetzt. Und der ist sogar beispielhaft: ordentlich und ökonomisch, eben das Muster eines Forstes. So artifiziell wie der Wald erscheint auch die Ausflugsgesellschaft: ihr Naturerleben beschränkt sich auf unschuldige Gesellschaftsspielchen und eine aus der Romantik bezogene Naturschwärmerei, deren Ausdruck es ist, daß man ein Lied von Eichendorff singt (Vgl. 11).¹¹

Die Langeweile treibt die Städter dann tiefer in den Wald hinein zu den Bewohnern des Forsthauses. Und sie „[...] kamen über ihn [Meister Autor] an einem Bache, dem die Begünstigung, durch den Musterforst rieseln zu dürfen, noch nicht von der Oberforstbehörde genommen worden war [...]“ (12). Hier endlich existiert die Idylle noch. So wie der umgebende Musterforst gleichsam an die Städter, die Vertreter der gründerzeitlichen Zivilisation, gebunden zu sein scheint, so auch die Idylle an Meister Autor und die anderen Bewohner des Forsthauses. Hier prallen beide Welten im Kontrast aufeinander. Die Gesellschaft „kommt über“ Autor gleichsam wie eine Zerstörung bringende Heuschreckenschar. Die damit sich anbahnende Öffnung der Idylle zur Außenwelt macht sie anfällig. Auch Meister Autor Kunemunds Waldidylle wird versinken. Urtümlichkeit, Verbundenheit mit Natur und Vergangenheit und ein märchenhafter Zug kennzeichnen sie. Die Forsthäusler sitzen im Elm am natürlichen Bache, wohnen „unbestimmt tief“ und „ziemlich verborgen“ im Walde, „winden“ sich durch „Gestrüpp“ und begeben sich in die „Wildnis“ — im Gegensatz zu den Städtern, die durch einen „Musterforst ziehen“, den ihre eigenen forstwirtschaftlichen Behörden angelegt haben (9,14,26). So ist der Förster Arend mit seiner Elm-idylle bei den Behörden „grade nicht zum besten angeschrieben“ (11). Wie sollte er auch, wo doch die mustergültige Kultur des Elms „[...] durch die fachwissenschaftlichen Blätter weit über die Grenzen Deutschlands berühmt geworden [ist] [...]“ (14). Eigentlich beschrieben wird das alte Forsthaus in der Erzählung allerdings nicht. Vielmehr existiert es durch die Personen, die es bewohnen, beleben, es zur Idylle machen. Das gastfreundliche Haus, in dem Mensch und Tier in einer Symbiose zusammenleben, scheint vorerst noch unbedroht. Doch der Anschein

¹⁰ Vgl. Raabe, S. 75: „Splanchnologie der Stadt“.

¹¹ Auch Volkslieder werden gesungen, vgl. Raabe (wie Anm. 5), S. 16.

trägt. Der Besuch der Stadtgesellschaft kündigt bereits von der Bedrohung durch die Zivilisation. Und dann taucht der unheilvolle Heimkehrer Mynheer van Kunemund auf und trägt zur Zerstörung der Idylle bei. Gertrud zieht in die Stadt, der Förster wird pensioniert, und das alte Forsthaus bleibt schutzlos und entleert zurück. Ein neues Forsthaus kann gebaut werden, „[...] das ist wunderschön; sie nennen es gotisch und haben lange drauf studiert, bis sie die Form herausgebracht haben, sagt man, aber jetzo haben sie sie heraus, und nun geht sie ihnen leicht genug ab, an jeglicher Stelle, wo man ihnen den Platz dazu anweist. [...]“ (61). Und groteskerweise entsteht ein neugotischer Bau. Anstatt echte Gotik zu erhalten, wie zum Beispiel den Cyriacushof, wird eine neue gezirkelte aufgebaut: doppelte Ironie im höchsten Grade. Hierzu paßt auch das Stilgemisch der „Prioritätenstraße“, das durch das abgewandelte Goethezitat

in unsern deutschen Gassen

Probiert ein jeder, was er mag. (82)¹²

bloßgestellt wird.

Aber nicht nur die Bauwut trägt zur Zerstörung bei, sondern auch der moderne Verkehr. Immer mehr Bahnlinien durchschneiden das Land (vgl. 57). Und mit ihnen dringen die Städter mit ihrem Lärm und Tun in die Idyllen ein und bedrohen sie damit. Beim Eisenbahnunglück stoßen beide „Welten“ im Kontrast aufeinander.

Da war eben noch der wirreste Lärm, das Rasseln der Räder, das Geschwätz der Mitreisenden, das Ächzen der Maschine, kurz der Dampf, Qualm und die Musik der ganzen kostbaren Erfindung um mich gewesen und jetzt — die tiefste Stille — bis auf die Lerchen über mir im Blau und die Grille neben mir im Thymianbusch. (57, vgl. auch 65 f.)¹³

¹² Raabe spielt hier auf die Verse von Goethes „Vorspiel auf dem Theater“ (Goethe: *Faust*, Der Tragödie erster Teil, Zeile 231/232): „Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen/ Probiert ein jeder was er mag“. Zum Stilgemisch s. auch Raabe (wie Anm. 5), S. 84.

¹³ Ausführlicheres zum Gegensatz zwischen Natur und Eisenbahn in „Meister Autor“ liefert Heinrich Detering in seinem Aufsatz. Er spricht der Natur und der Maschine in Raabes Roman allegorischen Gehalt zu. Vgl. Heinrich Detering: *Ökologische Krise und ästhetische Innovation im Werk Wilhelm Raabes*. In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* (1992), S. 1 — 28.

Meister Autor äußert sich in diesem Zusammenhang über den Abstand zwischen ihm und der „Säkulumsgesellschaft“:

„Ja ihr, die ihr euch da umtreibt (er wies auf die glitzernden Eisenschienen, die sich durch die Landschaft zogen), ihr, die ihr alles, was euch passiert, von einem Tage zum andern zu nehmen wißt, ihr könnt euch freilich nicht in unser Gemüte hineinversetzen.“ (63)

2.2 Die innerlichen, übertragenen „Gärten“

Das Gartenmotiv wird in Raabes Roman nicht nur gegenständlich verstanden, sondern auch im übertragenen Sinne gebraucht. Das Wesentliche auf jeder Lebensstufe, die zwischenmenschlichen Beziehungen und die „Alte Zeit“ — das sind Gärten, die bedroht sind. Kennzeichen hierfür sind Liebe, Freundschaft, Gemeingefühl, Eigenwüchsigkeit, Gemüt, Phantasie und Schönheitssinn. Für Base Schaaake versinkt ihr Lebensgarten, als Karl stirbt.

„Was soll die alte Frau anfangen jetzo, da sie ihrem Jungen nicht mehr [in Gedanken] nachreisen kann? Versunkener Garten, Herr! Sie, Herr Bergmeister, haben eben auch mit uns andern drei Schaufeln voll Erde drauf [auf Karls Grab] geworfen!“ (139)

Und so stirbt die Base bald darauf und reist somit „[...] ihrem braven wilden Seefahrer [...] schon wieder nach [...]“ (139).

Und Gertrud wird nach ihrer Erbschaft zum „versunkenen Garten“ für Karl, der sie nicht mehr heiraten kann, ebenso für ihren Vater Arend Tofote und für Meister Autor. Ihre neue Position entfremdet sie von ihren alten Freunden. Der Verlust von Gertrud steht im engen Zusammenhang mit dem Verlust der Forsthaus-Idylle, die für all diese Personen gleichfalls ein „versunkener Garten“ ist. So denkt denn Meister Autor beim Anblick der Totenkerzen für Karl:

„[...] — Herr, die Lichter da, auf welche Sie eben sahen, hab ich angezündet und, Herr, ich habe dabei an den letzten Weihnachtsbaum denken müssen — den letzten im Walde, den die Alte, der Arend und ich unserm armen Trudchen aufputzten. O lieber Herr, wie viele Gärten versinken dem armen Menschen in der Welt!“

Das war das Wort! — Es fallen Schlösser — Luftschlösser ein; aber das hat nichts zu bedeuten: die Gärten allein, die den Menschen, den armen Men-

schen versinken, die waren ein jeglicher eine Wirklichkeit von dem verlorenen Paradiese an! Wenn ihr das leugnen wollt, so leugnet es aus der Mitte eines, in dessen Besitz ihr euch noch befindet, aber nimmer vor der Pforte eines solchen, der euch verlorenging; — im erstern Falle ist wenigstens die Aussicht vorhanden, daß es euch gelingen werde, euch selber zu belügen. — (137)

In letzter Konsequenz ist hier also vom „verlorenen Paradies“ die Rede. So wird das Gartenmotiv zum Symbol der verlorenen Unschuld, der entschwundenen Einheit mit der Natur. Er wird zum Symbol des Lebensglückes schlechthin, zum allgemeinen Garten der Menschheit, so wie es Arkadien und das Goldene Zeitalter in der traditionellen Idylle waren.

2.3 Erhaltene und neue Gärten

Nicht alle Gärten in unserem Roman sind allerdings vom Versinken bedroht. Es bleiben vorerst die Gärten der Toten, die Friedhöfe und der Garten des „Alten Fritz“, Sanssouci (vgl. 157), auch eine Art Friedhof der Geschichte, erhalten. Über den Stadtfriedhof, auf dem Mynheer van Kunemund begraben liegt und der als einziger nicht der Prioritätenstraße hatte weichen müssen, heißt es:

Den hatte man noch nicht ausreuten können, den Kirchhof nämlich! Dreißig Jahre und länger verlangt das respektiert zu werden! Es ist recht unangenehm; aber bis dato hat man noch vergeblich sich den Kopf über die Frage zerbrochen, wie der Verdruß abgestellt werden könne; — die Lebenden haben es so eilig, und die Toten wollen sich Zeit gönnen — wahrhaftig, es wäre lächerlich, wenn es nicht so sehr, sehr ärgerlich wäre! — Ich stand vor dem schwarzen, eisernen Gitter, vor welchem auch die neue Prachtstraße hatte haltmachen müssen, und ich blickte hinein und hin auf die Büsche, Bäume und Blumen über den Gewölben und um die Grabhügel. Sie lachten in der Abendsonne, und nicht ohne Grund. Im schönsten Grün lachte der Garten der Toten über die verschwundenen Gärten der Lebendigen; er allein hatte seine Blumen und Vögel und Schmetterlinge behalten, der Ort der Verwesung! (84 f.)

Altes versinkt, Neues entsteht. Der fiktive Erzähler von Schmidt legt sich am Ende der Historie einen neuen Garten an, und wie könnte es bei einem Vertreter der neuen Industriegesellschaft anders sein: einen

Nutzgarten. Sein bisheriges Leben sieht er als „[...] ein gutstehendes wohlgehäufeltes, unübersehbares, aber auf Regen wartendes Kartoffelfeld. Ob das, was der Meister Autor ‚versunkene Gärten‘ nannte, unter der nahrhaften Vegetation begraben lag, will „[...] [er] unaufgerührt lassen; [...]“ (146 f.). Aus dem trockenen Kartoffelacker wird nach seiner Heirat mit Frau Christine von Wittum ein Nutzgarten.

[...] und so — wurden [...] [sie] zu Winters Anfang ein Paar, umzäunten ein neues Stück Erdenland und fingen von neuem an zu graben und zu pflanzen wie Adam und Eva — sowohl dem Apfel des Glücks wie dem Stein der Abnahme zum Trotz. — (153) Der Meister Autor hatte mehrmals von dem Versinken der Gärten in dieser Welt gesprochen; das behielt freilich sein Recht; doch wer hinderte uns denn, in dem Grün zu lustwandeln und die Vögel singen zu hören, die Wasser springen zu sehen, solange es noch anging? Wer hinderte uns, die beste Obstbaum- und Gemüsezuucht zu treiben, solange der fruchtbare Humus noch zutage lag? (152)

Ist dies eine Flucht vor Meister Autor? Weicht von Schmidt aus Unfähigkeit zum echten Lebensglück in die „nivellierte“ Normalität der Gesellschaft aus? Oder ist dies für ihn der einzig richtige, einzig mögliche Lebensweg? Am Ende weiß er jedenfalls nicht, ob er Autor je wieder besuchen wird! (Vgl. 157)

Hier wird sichtbar, daß in Raabes Roman das Leben in der Zivilisation nicht einseitig verurteilt wird. Auch der Nutzgarten kann durchaus etwas Positives sein. So strahlt auch Frau von Wittums Villa in all ihrem künstlichen Gründerzeitpomp (vgl. 151) etwas Lebensbejahendes aus. Die „hell erleuchteten Fenster in der Abenddämmerung“ können die „Lebensgeister“ von Schmidts, der gerade aus dem Elend des Krankenlagers von Karl kommt, „wieder etwas heben“ (vgl. 109).¹⁴

Auch Gertrud hat sich einen zeitgemäßen Garten angepflanzt. Zwar denkt sie am Sterbebett Karls noch einmal wehmütig an ihr Kindheitsidyll zurück, aber eigentlich ist sie mit ihrem neuen Leben schon gänzlich verwachsen. So wird auch Gertruds Aufenthaltswechsel von Baron von Schmidt als natürlich und als richtig dargestellt. Als von Schmidt sie in ihrer neuen Umgebung erblickt, versteht er „[...] einmal wieder den Meister Autor, der sie doch auch wohl in einer

¹⁴ Vgl. Hajek (wie Anm. 3), S. 156.

solchen Umgebung gesehen hatte, nicht mehr." (109) „Da fand [er] [...] denn bald im Lauf des Gespräches, daß die beiden lebten, wie sie mußten — der Meister Autor Kunemund sowohl wie Gertrud Tofote, und daß der Garten versunken war, wie die Gärten eben versinken [...]“ (110).

Meister Autor dagegen hat sich der Zivilisation durch Flucht zurück ins Elternhaus entzogen. Hier in seinem alten Kindheitsgarten versucht er in der Abgeschiedenheit nach seinen Vorstellungen zu leben. Dieses Kindheitsidyll ist aber auch nur ein Ersatzgarten, der seine Fehler hat. Einerseits ist es zwar ein „Nest“, ein von Raabe gern verwendeter Vergleich für Schutzräume¹⁵, aber andererseits fühlte sich Autor anscheinend schon als Kind als ein Fremdkörper, als ein „Kuckuck“ in diesem „Nest“ (66). Zudem ist das Idyll der Kindheit ja gleichfalls ein versunkenes, eines, das nie mehr wieder erreicht werden kann, da zwischen ihm und der Gegenwart die Zeit steht.¹⁶ Auch die Hütte selbst ist als Fluchtraum gekennzeichnet. Sie liegt „am entgegengesetzten Ende der Gemeinde“, und man muß über einen „Steg“ gehen, um zu ihr zu gelangen. Das Bächlein, über den der Steg führt, ist mit saftigem Grün bewachsen. Die Hütte ist, obwohl „ärmlich“, „[...] ganz behaglich und idyllisch in dieselbe [Welt] hingelegt. —“ (64). Im Inneren ist sie ganz durch ihre früheren und den jetzigen Bewohner geprägt, viele Erinnerungsstücke bilden die Einrichtung. Darunter befinden sich Stücke, mit denen versucht wird, die verlorene Forsthausidylle zu bewahren. Die ausgestopften Tiere, die zu ihren Lebzeiten Mitbewohner im Forsthaus waren, sind Kennzeichen für Förster Tofotes Wunsch nach Konservierung der Idylle. In Meister Autors Sicht dagegen ist dieses Tun sinnlos. Das Verlorene ist unwiederbringlich. Rückzug ist nur eine scheinbare Alternative zum Fortschritt, zur Veränderung.

Raabes Roman ist folglich keine Hommage an die Vergangenheit, an die verlorene Idylle, kein Lob der „guten alten Zeit“, und somit auch keine Verteufelung der neuen Zeit, der gründerzeitlichen Zivilisation. Im Gegenteil: das Leben, die „Gärten“ müssen in „Sisyphusarbeit“ (vgl. 83) immer wieder neu erschaffen werden. So könnten die neuen Gebäude, das neugotici-

sche Forsthaus, das Stilgemisch an der Prioritätenstraße und die Villa von Wittum, die vorerst noch Gegenwelten sind, auch schon als neue „Gärten“ gesehen werden. Das Versinken der Gärten wird aus der Sphäre des Endlichen in das Ewige, Gesetzmäßige gehoben.¹⁷

3 Die Realitätsebene: Raum und Zeit

3.1 Raabe und Braunschweig

Diese, wie oben gezeigt, symbolischen Räume haben reale Vorbilder, die Raabe in seiner Zeit fand. So geht Raabe schon beim allgemeinen Motiv des Gartens von konkreter Erfahrung aus.

„Raabe notiert unter dem 2. November 1871 in sein Tagebuch: ‚Nachbar Grabbe nimmt Besitz von Nachbar Jürgens Garten. NB: Alte Gärten‘; offensichtlich verband der Dichter mit den Worten ‚Alte Gärten‘ bereits eine symbolhafte Bedeutung.“¹⁸ Zudem blickte Raabe von seinem damaligen Arbeitszimmer in der Salzdahlumer Straße, der heutigen Böcklerstraße, auf eine große Gärtnerei.¹⁹ Das räumliche Vorbild für Raabes Roman „Meister Autor“ bietet unzweifelhaft die Stadt Braunschweig. Raabe, der am 8. September 1831 in Eschershausen im Herzogtum Braunschweig geboren wurde und im Herzogtum aufwuchs, hatte zeitlebens eine enge Beziehung zu Braunschweig. Am 17. August 1870 dann zieht er bis zu seinem Tode nach jahrzehntelangen Aufenthalten in Wolfenbüttel, Berlin und Stuttgart in die Stadt Braunschweig und bleibt hier bis zu seinem Tode wohnen. Mit seiner Familie begibt er sich aus der Großstadt Stuttgart in das ruhige, ereignisarme Leben einer Provinzhauptstadt. So schreibt er über seinen Roman „Meister Autor“:

Für das deutsche Volk war ich in den Jahren 1872 bis 1873, der Zeit der Entstehung des Buches, durchaus nicht mehr vorhanden. Vor kurzem von Stuttgart aus regem, auch literarischem Gesellschaftskreise

¹⁷ Vgl. Plaehn (wie Anm. 3), S. 17.

¹⁸ Hotz, Karl (wie Anm. 3), S. 111.

¹⁹ Vgl. Gabriele Henkel: Braunschweig in Raabes „Meister Autor oder Die Geschichten vom versunkenen Garten“. Stadt-Paradigma und narrative Struktur. In: Herbert Blume/Eberhard Rohse (Hrsg.): Literatur in Braunschweig zwischen Vormärz und Gründerzeit. Braunschweig 1993 (= Braunschweiger Werkstücke Bd. 84). S. 277 — 295, hier bes. S. 279.

¹⁵ Vgl. z. B. Raabes Erzählung „Alte Nester“ (Sämtliche Werke, Bd. 14).

¹⁶ Vgl. Uwe Heldt (wie Anm. 6), S. 38.

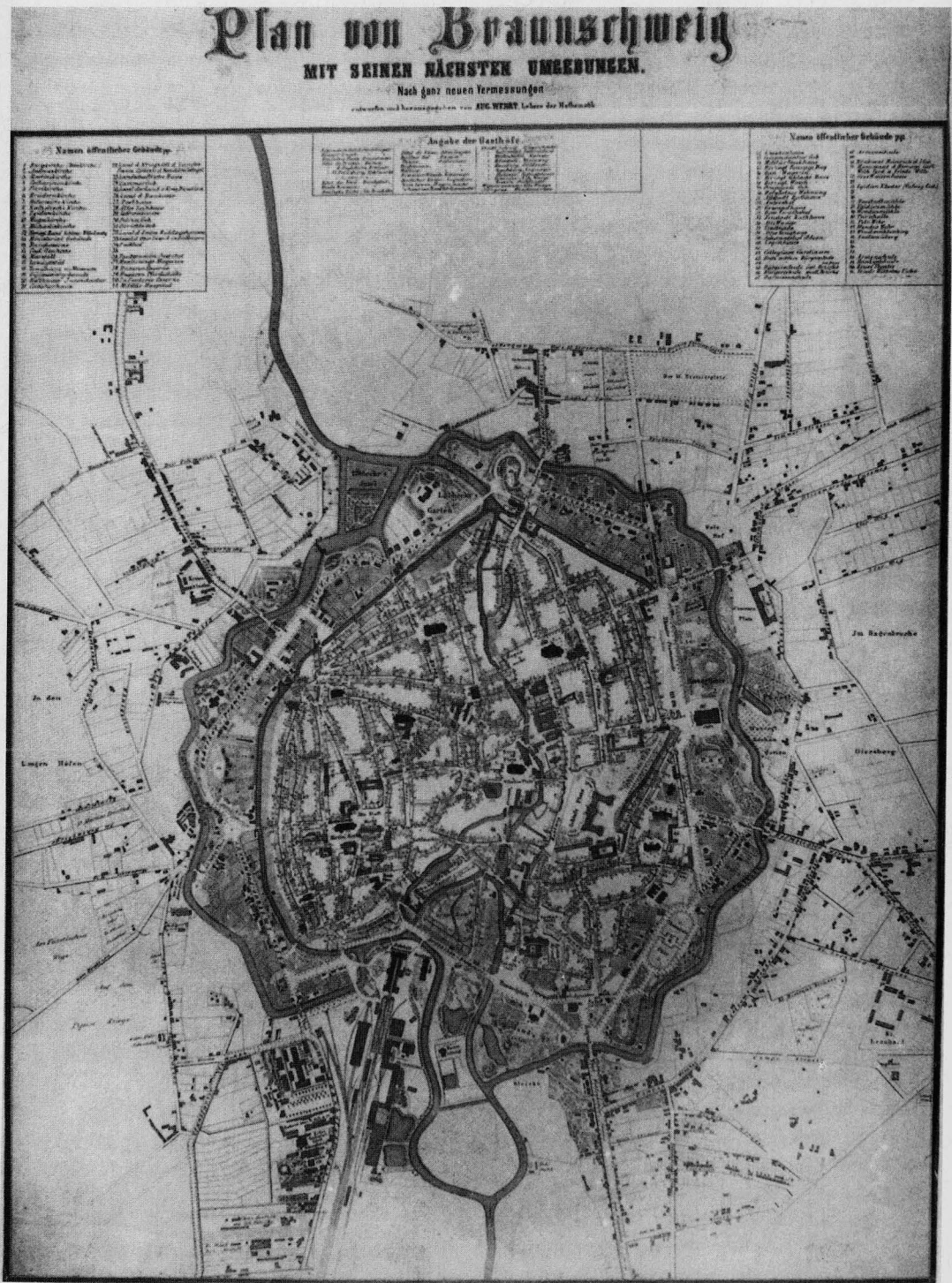


Abb. 1: Der Stadtplan von 1872 zeigt noch die Okerseitenarme in der Innenstadt. Der Johannis Hof ist noch nicht abgerissen, Münzstraße und Neue Promenade sind schon gebaut worden.

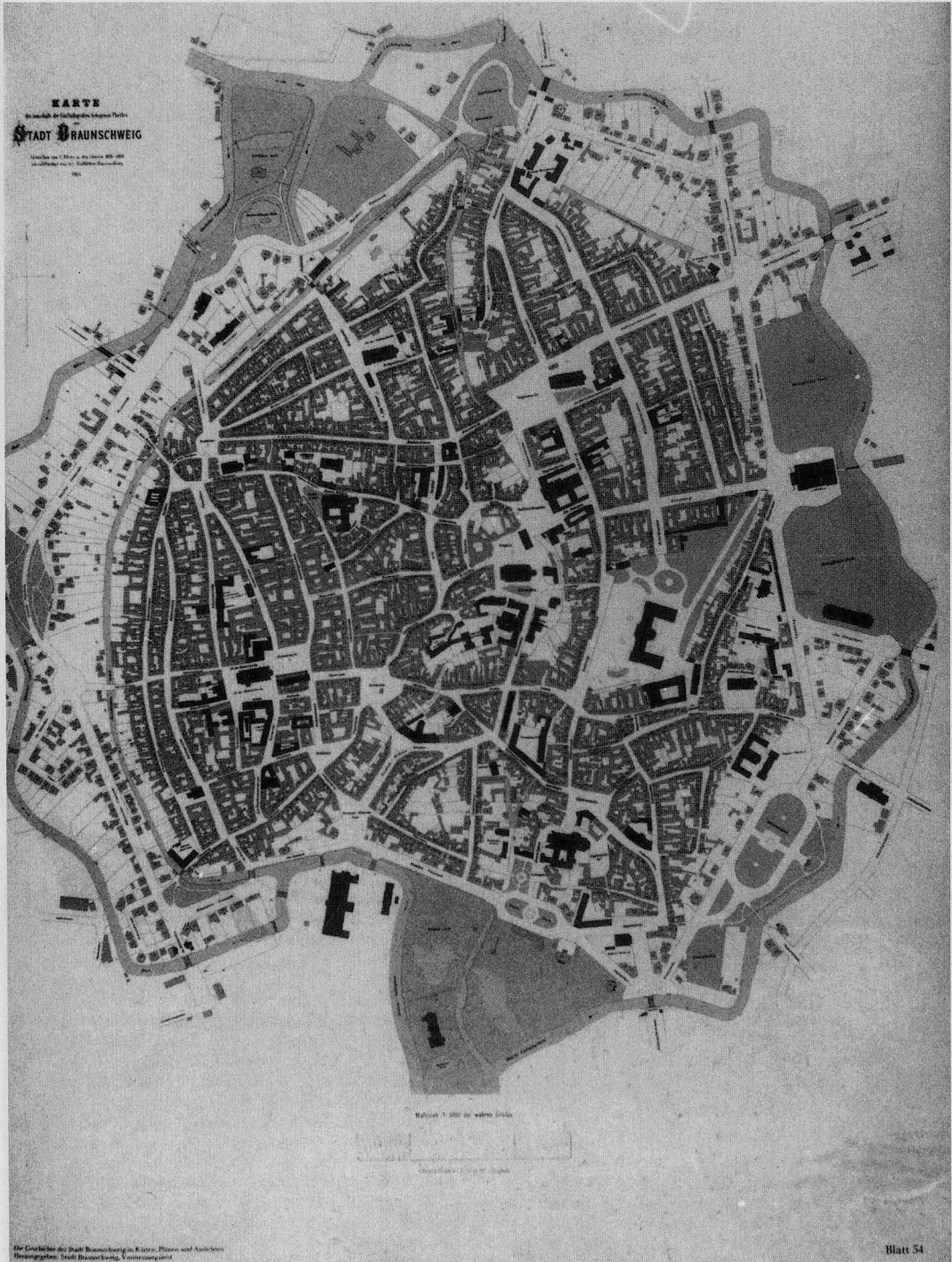


Abb. 2: Auf dem Plan von 1885 sind die Okerseitenarme kanalisiert, und die drei Straßen, Friedrich-Wilhelm-Straße, Münzstraße und Casparistraße, führen durch die Stadt. Auch das neue Postgebäude ist zu finden.

nach Braunschweig übergesiedelt, saß ich hier völlig in der Einsamkeit ohne Freunde, ja auch ohne Bekannte — dem gebildeten, gelehrten und ungelehrten Honoratiorentum höchstens ein absonderlicher und dazu etwas verunglückter ‚Romanschreiber‘. Da hatte man wohl Muße und Gelegenheit, allerlei Illusionen nachzuträumen und in Ruhe und Stille den Rauch seiner Zigarre über die versunkenen Gärten hinzublasen. Das habe ich getan, und so ist das Buch entstanden, auch aus allerhand persönlichen äußerlichen Anschauungen. Beobachtungen aus dem alltäglichen Dasein des Menschen auf der Erde habe ich wieder mal hingestellt und Lohn und Anerkennung dafür hingenommen.²⁰

Stuttgart ist ihm, wenn man im Bilde bleiben will, ein „versunkener Garten“. Ganz so einsam, wie er selbst darstellt, war Raabe jedoch in Braunschweig nicht. Er hatte schnell Anschluß zu einigen Vereinigungen gefunden. So im „Klub der Buern im Kreyenfelde“, einem trinkfrohen Männerbund, in dem derber Humor und auch Grobheiten gepflegt wurden²¹, und bei den „Kleidersellern“, einem Stammtisch, der im Jahre 1859 entstanden war, um Braunschweiger Kunstwerke und handwerkliche Erzeugnisse für das Städtische Museum zu sammeln, das anlässlich der angeblichen 1000-Jahr-Feier der Stadt 1861 gegründet werden sollte (daher auch die scherzhafte Selbstbezeichnung als „Kleiderseller“, was so viel wie Trödler oder Lumpensammler heißt). Auch war er ein fleißiger „Kneipengänger“, man traf ihn in Herbsts Weinstuben in der Friedrich-Wilhelm-Straße. Diese Vereinigungen versuchten das „Philistertum“ zu überwinden, taten dies aber gerade in der Form von philiströsen Zusammenschlüssen. Ein Zwiespalt, der auch Raabes ganzes Werk durchzieht. Ähnlich ergeht es auch unserm Herrn von Schmidt, der, in der Gesellschaft stehend, sie doch ironisierend überblickt. In das Braunschweiger gesellschaftliche Leben war Raabe also bald integriert. Einsam stand er damals

jedoch als Schriftsteller da. Seine letzten Erzählungen waren keine Erfolge gewesen, und die Braunschweiger nahmen ihn als Schriftsteller kaum wahr.²² Auch diese Lage weist Parallelen zu von Schmidts Schriftstellerei auf.

Bemerkenswert ist, daß Raabe es vorzog, in Neubauwohnungen zu wohnen, die etwas außerhalb der Stadt lagen, von Grün und Luft umgeben. Er lehnte es für sich selbst ab, in solch alten Gemäuern wie dem Cyriacushof in der Innenstadt zu leben: „Ich ziehe die neuen Häuser den alten Kabachen vor.“²³

3.2 Stadtentwicklung im 19. Jahrhundert in Deutschland und Braunschweig²⁴

Ein wesentlicher Aspekt des Gartenmotives in Raabes Roman ist die Stadtplanung, hierfür dient Raabe seine Gegenwart als Vorbild.

Auslöser für viele Veränderungen der Zeit war die industrielle Revolution, die in Deutschland Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzte. Die Stein-Hardenbergschen Reformen leiteten die Überführung der Ständegesellschaft in eine Gesellschaft der Klassen und der freien Konkurrenz ein. In den 70er Jahren, in denen unser Roman spielt, kommt es zum allgemeinen Durchbruch der industriestädtischen Lebensform. Die Landbevölkerung kommt zur Arbeitsuche in die Großstädte. Dieser Massenansturm macht natürlich städtebauliche Maßnahmen nötig. Die Städte werden durch Eingemeindungen und Entfestigung seit den

²⁰ Wilhelm Raabe: An Josef Bass. In: Wh. Raabe: Sämtliche Werke. Hrsg. von Karl Hoppe. Braunschweiger Ausgabe. Briefe. Ergänzungsband 2. Freiburg i. Br., Braunschweig 1975. S. 499 f.

²¹ Vgl. Herbert Blume: Niederdeutsch zwischen Lebensform und Kostüm. Funktionen des Dialekts in Wilhelm Raabes Freundeskreis „Die Bauernschaft vom Krähenfelde“. In: H. Blume/E. Rohse (Hrsg.): Literatur in Braunschweig zwischen Vormärz und Gründerzeit (wie Anm. 19). S. 323 — 343.

²² Vgl. Martini (wie Anm. 2), S. 169 f. Hans Oppermann: Wilhelm Raabe. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Hamburg 1984 (= Rowohlt's Monographien. Bd. 165). S. 76 — 93.

²³ Zitiert nach: Kurt Hoffmeister: Kleine Beiträge über Wilhelm Raabe. Braunschweig 1986. S. 25.

²⁴ Der sozial- und kulturgeschichtliche Hintergrund des nun folgenden basiert auf: Joachim Petsch: Eigenheim und Gute Stube. Zur Geschichte des bürgerlichen Wohnens. Städtebau — Architektur — Einstellungsstile. Köln 1989. S. 57 — 90. Gerd Spies (Hrsg.): Die Stadt im 19. und 20. Jahrhundert bis zur Zerstörung 1945. In: Braunschweig — das Bild der Stadt in 900 Jahren. Geschichte und Ansichten. Stadtbibliothek und Städtisches Museum Braunschweig. Braunschweig 1985. Bd. 1: S. 86 — 90. Bd. 2: S. 215 — 218. Harold Hammer-Schenk/Dieter Lange: Burg und Burgbereich. Ein neues Stadtzentrum für Braunschweig. In: Alte Stadt — Moderne Zeiten. Eine Fotodokumentation zum 19. und 20. Jahrhundert. Hannover 1985 (= Ausstellungskatalog zu: Stadt im Wandel. Landesausstellung Niedersachsen 1985. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland). S. 11 — 51.



Abb. 3: Der Okerseitenarm am Alten Bahnhof.

50er Jahren (letzte Entfestigung in Köln 1875) erweitert. Anders in Braunschweig, hier werden schon 1802 unter Herzog Karl Wilhelm Ferdinand die Festungswerke abgerissen. Von 1805 bis 1831 entsteht stattdessen der von Peter Joseph Krahe geplante Grüngürtel um die Stadt²⁵. Dem bürgerlichen Bedürfnis nach stadtnaher Erholung wird durch Promenaden, Parks und Gärten Rechnung getragen. Teilweise werden aber auch Grundstücke an Privatpersonen verkauft, die sich hier Villen mit ausgedehnten Gärten (z. B.

Salve Hospes, Bierbaums Garten, Viewegs Garten), kleinere Gärten und Produktionsstätten anlegen. Von den ehemaligen Bollwerken bleibt nur der Umflutgraben erhalten.²⁶

Um der Überbevölkerung Herr zu werden, entstehen überall in deutschen Städten Wohnquartiere in moderner Bauweise. Bis 1850 expandiert die Stadt Braunschweig noch im wesentlichen auf dem mittelalterlichen Grundriß dadurch, daß die Wohnbaudichte auf dem alten Stadtareal durch verstärkte Hinterhofbebauung und höhere Hausbelegung erhöht wird.

²⁵ Der Architekt Peter Joseph Krahe wurde am 8. 4. 1758 in Mannheim geboren und starb am 7. 10. 1840 in Braunschweig. In Braunschweig leitete er von 1803 bis zu seinem Ruhestand 1837 das Bauwesen des Herzogtums. Von seinen Bauten im Stil des frühen Klassizismus sind in Braunschweig u. a. die Villa Salve Hospes und die Torhauspaare am Wenden-, Fallersleber und Steintor erhalten geblieben. Vgl. Reinhard Dorn: Peter Joseph Krahe. Leben und Werk. Bd. 1 und 2. Braunschweig 1969.

²⁶ Zu den braunschweigischen Gartenanlagen s. Heinz-Joachim Tute/Marcus Köhler: Gartenkunst in Braunschweig. Von den fürstlichen Gärten des Barock zum Bürgerpark der Gründerzeit. Braunschweig 1989 (= Braunschweiger Werkstücke, Reihe A, Bd. 28). Vgl. besonders S. 144 — 152 (Die Wallpromenaden, hier auch Näheres zu Krahes Verdienst).

Dann wächst sie innerhalb von fünfzig Jahren weit über ihre Grenzen.

Die sich daraus ergebende Verkehrsmisere hat den Ausbau der Nah- und Fernverkehrssysteme zur Folge. Der Verkehr bestimmt nunmehr, was wo seinen Platz hat. Bahnhöfe, Bahndämme und Schienen prägen maßgeblich die innere Struktur der Städte, rund um die Bahnhöfe entstehen neue Zentren. Die enge Bebauung der Innenstädte und ungeordnete der Außenbezirke sollen in den 60er Jahren planmäßig durchgeführte Stadterweiterungen beseitigen: Am 1. Juli 1870 wird vom Magistrat der Stadt Braunschweig ein Stadterweiterungsplan veröffentlicht, um den es viele Diskussionen gibt.²⁷ Raabe selbst war mit Karl Tappe, der diesen Plan entworfen hatte, befreundet. Beide machten gerade in der Entstehungszeit „Meister Autors“ zusammen lange Spaziergänge um und durch die Stadt²⁸, so daß Raabe die Pläne aus erster Hand erläutert bekommen haben wird. Auch im alten Stadtkern werden große Veränderungen vorgenommen. Die Oker wird aus hygienischen und verkehrsmäßigen Gründen kanalisiert und verrohrt (bis 1885). Dadurch können jetzt drei neue Straßen die Innenstadt durchziehen. Vom Bahnhof aus ergeben sie eine neue schnelle Nord-Süd-Verbindung durch die Stadt, es entstehen Friedrich-Wilhelm-, Münz- und Casparistraße (s. Abb. 1–3). Eine nunmehr angelegte Pferdebahn, neue Fabriken im Süden und Westen der Stadt, der Ausbau der Gleisanlagen im Bahnhofsbereich und zusätzliche Bahnstreckenführungen um die Stadt sind Zeichen für das neue Zeitalter. Man nähert sich mit der Bebauung immer mehr den Dörfern, an deren Struktur sich jedoch vorerst nichts ändert.

Raabe steht mit seiner Großstadtkritik in dieser Zeit nicht allein. Kleinbürgertum und Bürgertum kritisieren die Großstadt als einen Ort der Dekadenz, da sie durch sie ihre bürgerlichen Normen gefährdet sehen. Die Vermassung als Folge von Mietskasernen und Massenzinshäusern bringe Bindungs- und

Geschichts-, Wurzel- und Heimatslosigkeit mit sich. Die Gegenwart wird um ihres materiellen Zeitgeistes willen vom Bürgertum weithin abgelehnt und die vorindustrielle Vergangenheit als höhere Menschlichkeit empfunden. In ihr sehen sie natürliche Lebensverhältnisse. Es entstehen geradezu Fluchtwelten. Eine davon ist der Historismus, den Raabe hier ironisiert (vgl. das neue Forsthaus und die Gebäude der Prioritätenstraße). Sie bezeugen die allgemeine Sehnsucht nach dem Stillstand der Zeit, nach einer immobilen, handlungs- und konfliktfreien Gesellschaft. Besonders das Mittelalter und das vorkapitalistische Zunftwesen werden in breiten Kreisen somit zum Inbegriff der „Heilen Welt“.

Raabe nun sieht diese Situation durchaus von verschiedenen Seiten, was in seinen ironischen Bemerkungen immer wieder zu Tage tritt.

3.3 Die Realitätsebene im Roman:

Die Stadt Braunschweig und ihre Umgebung²⁹

Als Ortsbestimmung wird im Roman der Elmwald gegeben. Der Elm ist ein Höhenzug südöstlich von Braunschweig. Meister Autor nun wohnt: „Über Kneitlingen hinaus, linksab, unbestimmt tief in den Wald hineinwärts, [...]“ (9). Um diesen Ort zu erreichen, müssen die Städter mit der Bahn bis Schöppenstedt fahren, Kneitlingen jedoch ist nur mit Pferdewagen erreichbar. Diese Angaben entsprechen der damaligen Realität: die Bahnlinie Braunschweig-Oschersleben-Magdeburg, auch über Schöppenstedt, wurde schon 1843 in Betrieb genommen, und Kneitlingen erhielt erst 1902 nach dem Bau der Braunschweig-Schöninger Eisenbahn einen Zuganschluß.³⁰

²⁹ Vgl. Hahne (wie Anm. 3), S. 145. Freytag (wie Anm. 1), S. 12 f.

²⁷ Vgl. Spies (wie Anm. 24), Bd. I, S. 89. Vgl. Jürgen Mertens (Hrsg.): Die neuere Geschichte der Stadt Braunschweig in Karten, Plänen und Ansichten. Mit einem Abriß der älteren Stadtgeschichte und Zeittafeln von Richard Moderhack. Braunschweig 1981 (Hrsg. von der Stadt Braunschweig, Vermessungsamt). S. 192 – 194 und Blatt 52.

²⁸ Vgl. Gabriele Henkel (wie Anm. 19), S. 281.

³⁰ Vgl. Spies (wie Anm. 24), Bd. 1, S. 79. Vgl. Norman-Mathias Pingel: Eisenbahnwesen. In: Braunschweiger Stadtlexikon. Hrsg. im Auftrage der Stadt Braunschweig von Luitgard Camerer u. a. Braunschweig 1992, S. 66 ff. Eine ausführliche sozialgeschichtliche Untersuchung des Eisenbahnwesens in Braunschweig liegt in unten genannten Aufsatz von Dietmar Salewsky vor. Hier wird auch klar, welchen großen Einfluß die Bahn auf die Zeit des Nach-Biedermeiers nahm, und somit auch, welchen bedeutenden Zeitfaktor Raabe in seinem Roman damit verarbeitet. Salewsky: „... die Eisenbahn ist nicht nur ein bloßes Transportmittel gewesen. Sie hat die Welt des Biedermeier wirtschaftlich und gesellschaftlich verändert und mit Ruß und Krach in die Moderne gestoßen.“ Vgl. Dietmar Salewsky: Gesellschaft im Eisenbahnzeitalter.



Abb. 4: Das neugotische Gebäude der Oberpostdirektion an der Friedrich-Wilhelm-Straße, das sich teilweise auf dem ehemaligen Gelände des Johannishofes befindet.

Der Wald ist nach dem Roman Naherholungsort für die „besseren Stände“ (9). Dies war sicher auch in der Realität der Fall. Auch Raabe selbst suchte z. B. im Harz am Wochenende Erholung.

In der Nähe des Elms nun liegt unsere Stadt. Welche andere Stadt als Braunschweig könnte es sein, zumal Meister Autor als Braunschweiger Soldat an den Befreiungskriegen teilnahm? (Vgl. 21 — 23) Wenn auch andere Städte ganz in der Nähe liegen, wie Wolfenbüttel und Helmstedt, so belehren uns doch die Orte der Handlung eines Besseren. Die Gebäude, die im Roman erwähnt werden, haben fast alle ihre Vorbilder in Braunschweig. So der Cyriacushof. Dessen Name stammt von einem Klosterstift, das südwestlich von Braunschweig lag, etwa im Bereich des heutigen Europaplatzes (s. Abb. 5). Jenes wurde jedoch schon 1545 zerstört und nicht wieder aufgebaut. Ein Teil des ehemaligen Stiftgebietes wurde 1838 ins Bahnhofsgelände mit einbezogen, so wuch das Kloster indirekt dem Bahnhof. Als Anschauungsobjekt für den

Cyriacushof soll jedoch der Johannishof gedient haben. Raabe wohnte dort übergangsweise mit seiner Familie bei seiner Schwiegermutter, als er 1870 aus Stuttgart nach Braunschweig übersiedelte. Der Gebäudekomplex wurde tatsächlich 1876 abgerissen, um dem neugotischen Post-Direktions-Gebäude (s. Abb. 4) an der Friedrich-Wilhelm-Straße Platz zu machen, das noch heute vorhanden ist. Der Innenhof des Johannishofs soll in der Tat mittelalterliche Bausubstanz besessen haben.³¹ Die mittelalterliche Kirche und die Reste des Hospitals dagegen sind schon 1784 abgerissen worden und durch ein klassizistisches Privathaus ersetzt worden (s. Abb. 6, 8)³². Das ehemalige Hospital war das älteste der Stadt und diente ursprünglich der Pflege von Kranken und nahm Pfründner auf. Später erfolgt eine allmähliche Einschränkung der Bedürftigengruppe auf alleinstehende, zumeist alte Frauen, bis es in ein Beginenhäus umgewandelt wurde, das wiederum 1754 nach Hintern Brüdern verlegt wurde.³³

Die Friedrich-Wilhelm-Straße gehörte zu den drei Straßen, die eine direkte Verbindung von der Innenstadt (Domplatz und Hagenmarkt) zum Bahnhof schaffen sollten. Um dies zu ermöglichen, wurden tatsächlich die Okerläufe zugeschüttet und kanalisiert. Es blieb nur der Burggraben erhalten (s. Abb. 1 — 3). In Meister Autor heißt es:

³¹ Vgl. Hahne (wie Anm. 3), S. 145. Vgl. Friedrich Knoll: Braunschweig und Umgebung. Historisch-topologisches Handbuch. Braunschweig 1877. S. 147.

³² Vgl. H. A. Schultz: Der Johanniterorden in Braunschweig. In: Braunschweigischer Kalender 1981. Braunschweig 1981. S. 57 — 59. Vgl. H. A. Schulz: Die Johanniter — im Lichte der Braunschweiger Stadtkernforschung. In: Braunschweigische Heimat 56, Heft 2 (1970), S. 37 — 45. Vgl. P. J. Meier/Karl Steinacker: Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig. Braunschweig 1926. 2. Aufl., 158 Abb. S. 77.

³³ Vgl. Friedrich Knoll (wie Anm. 31), S. 146 f. Vgl. auch Annette Boldt: Das Fürsorgewesen der Stadt Braunschweig. Chronik der Stiftung St.-Thomae-Hof. Braunschweig 1988 (= Braunschweiger Werkstücke, Reihe A, Bd. 24) S. 20, 214, 223. A. Boldt gibt ausführliche Informationen über Fürsorgewesen, geht allerdings nur im begrenzten Maße auf das Johannishospital ein, da ja ihr Schwerpunkt auf dem Thomae-Hof liegt, der übrigens laut Hahne (wie Anm. 3) von einigen Braunschweigern wegen der Schönheit seiner Architektur auch für das Vorbild des Cyriacushofes im Raabes Roman gehalten wurde (Hahne: wie Anm. 3, S. 146). Vgl. a. Annette Boldt-Stölzlebach: Institutionalisierte und private Formen der Wohlfahrtspflege im spätmittelalterlichen Braunschweig. In: Braunschweigisches Jahrbuch 70 (1989), S. 39 — 60.

Soziale Veränderungen der Gesellschaft im Umfeld des Eisenbahnzeitalters. In: Braunschweigische Heimat 78 (1992), S. 37 — 86, hier S. 78.

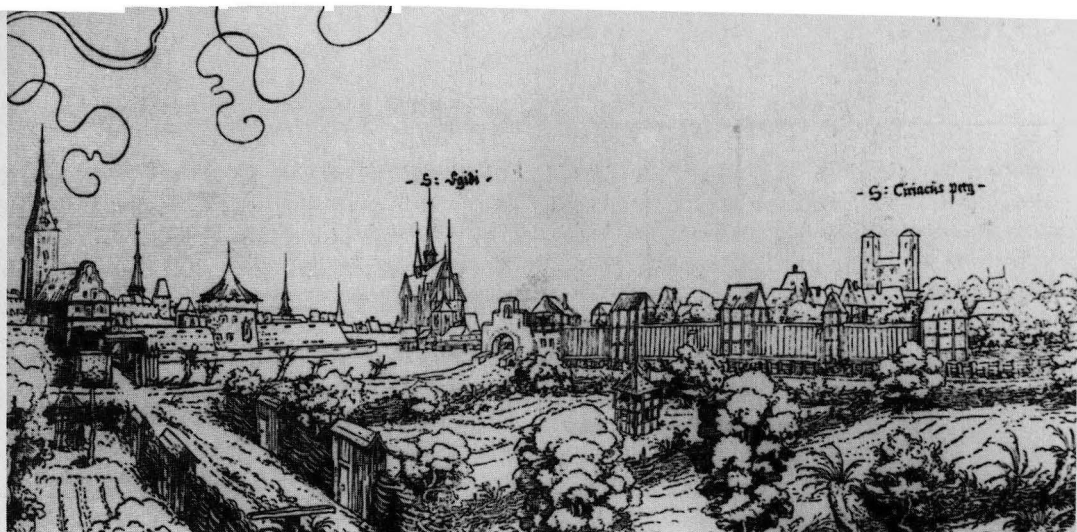


Abb. 5

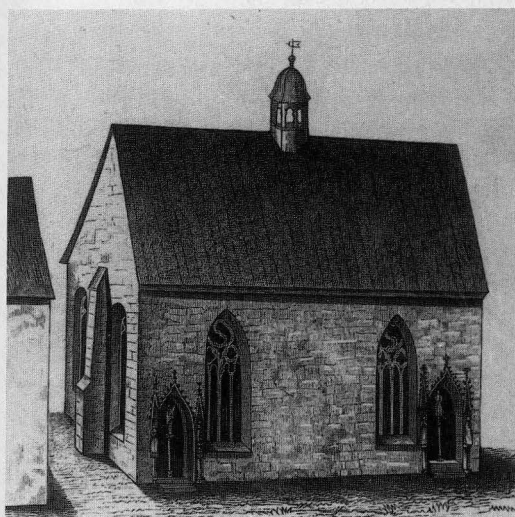


Abb. 6



Abb. 7

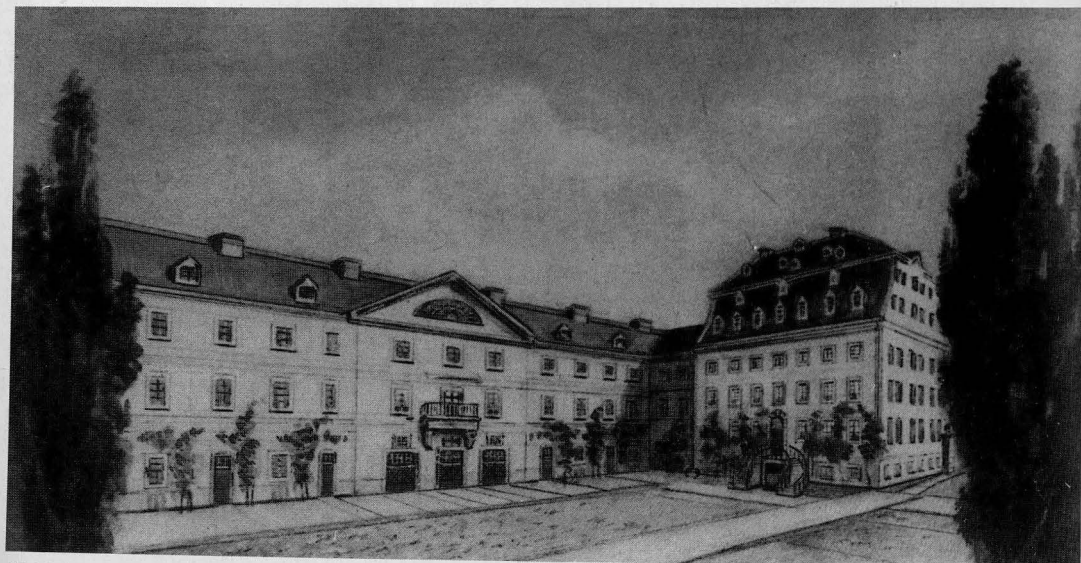


Abb. 8

„Den Kanal hinter den wackeligen Mauern füllen wir natürlich aus, da haben wir dann noch die Rudera einer alten Stiftung, die müssen selbstverständlich weg. Die alten Damen verlegen wir vor das Tor in eine gesunde, wahrhaft idyllische Gegend, und so kommen wir hier aus dem Mittelpunkt der Stadt in gradester Linie zum Bahnhofe — [...]“ (76)

Weitere Vorbilder können das Ägidien- und das Brüdernkloster gewesen sein. Das Stift im Roman ist ein ehemaliges Barfüßerkloster. Der Bettelorden in Braunschweig war der Franziskanerorden in der Brüdernkirche (s. Abb. 7). Die vielfältige Verwendung der Stiftskapelle weist aber auch auf das Ägidienkloster (s. Abb. 5), ein ehemaliges Benediktinerkloster, hin. Dieses und die dazugehörige Kirche wurden auf ähnliche Weise wie im Roman im Laufe ihrer Geschichte als Militärdepot und Magazin (1811/12, in der Franzosenzeit), insbesondere für Heu und Stroh, als Torf- und Kohlenniederlage (1817), als Festhalle (1836), Frauenkonvent (1605—15) und Gefängnis (1832—85) profaniert.³⁴ Auch die Johanniskirche auf dem oben aufgeführten Johannishof wurde einmal anderweitig verwendet, nämlich während des Siebenjährigen Krieges, 1757, als Lazarett für die französischen Besatzer, und hinterher verwüstet.³⁵ Sieht man die historischen Tatsachen an, so hat Raabe nur die beiden Kriege ausgetauscht, denn die „Choraley“

des Cyriacushofs im Roman dient als „Speicher im Siebenjährigen“ Kriege und als „Lazarett in der Franzosenzeit“ (130).³⁶

Des weiteren wird die Katharinenkirche genannt. Sie liegt am Hagenmarkt. Meister Autor und sein Gefolge gehen an ihr vorbei durch ein Tor, wohl das Hagentor, vorüber an einem Kirchhofe der Stadt zum Rokokohaus. Von der Katharinenkirche, die Wendenstraße entlang, gelangt man noch heute zum Garnisonsfriedhof, dessen Reste neben der Mensa an der Katharinenstraße zu sehen sind. Der Katherinenfriedhof dagegen fiel dem Bau der Mensa zum Opfer.³⁷ Ging man weiter in Richtung Osten, kam man am Kleinen Exerzierplatz (heute etwa: Naturhistorisches Museum und anliegender Sportplatz) und mehreren hier gelegenen Gartenrestaurants vorbei.³⁸ Im Südwesten des Platzes, Richtung Fallerslebertor-Promenade, befand sich noch 1865 schlichtes Gartenland, über das dann 1872 eine neue Straße führte, die „Neue Promenade“, die laut Knoll (1877) „die gegenwärtig schönsten Häuserfronten der Stadt“ besaß.³⁹ Sind dies die Häuser der Prioritätenstraße? Aber auch andere gartenreiche Gegenden im Außenbezirk der Stadt können als Vorbild gedient haben. „Ist die Gruppe jedoch hinter der Magnikirche durch das Steintor gegangen, so kommen sie — vorbei am Burg-

³⁴ Vgl. Raabe, S. 130. Vgl. Knoll (wie Anm. 31), S. 152. Vgl. Peter Giesau/Christof Römer: Aegidienkirche/Aegidienkloster. In: Braunschweiger Stadtlexikon (wie Anm. 30), S. 10/11.

³⁵ Vgl. Knoll (wie Anm. 31), S. 146/147, S. 152.

³⁶ Des weiteren war die „Choraley“ im Buch auch noch „Viehstall im Dreißigjährigen Kriege“.

³⁷ Man sieht: Auch die Friedhöfe als „Gärten“ sind in der Realität nicht vom „Versinken“ verschont geblieben. Die Schonfrist von dreißig Jahren, die ihnen gegeben wird, ist auch einmal abgelaufen (Vgl. S. 110). Mit dem Friedhof verschwand auch das Grab des braunschweigischen Dichters und Professors Wolfgang Robert Griepenkerl. — Vgl. Eberhard Rohse: Erläuterungen und Nachwort zu W. R. Griepenkerl. In: W. R. Griepenkerl: Maximilian Robespierre. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Erstdruck Braunschweig 1849. Braunschweig 1989 (= Jahresgabe der Literarischen Vereinigung Braunschweig e. V., Bd. 36 der bibliophilen Schriften), S. 125 f.

³⁸ Raabe notierte am 24. 4. 1872, also sechs Monate bevor er mit der Abfassung von „Meister Autor“ begann, daß er mit Baumeister Tappe auf einem Spaziergang die Straße am kleinen Exerzierplatz entlangging. Vgl. Gabriele Henkel (wie Anm. 19), S. 281.

³⁹ Vgl. Knoll (wie Anm. 31), S. 197. Vgl. auch die Stadtpläne von 1872, 1885 und den Stadterweiterungsplan von 1870, in den die „Neue Promenade“ schon als von den städtischen Behörden genehmigte Straße eingezeichnet ist. In: Mertens (wie Anm. 27), Blatt 53, 54 und Blatt 52, vgl. hier Abb. 1 u. 2. Die „Neue Promenade“ ist die heutige Pockelsstraße über die Okerbrücke hinaus bis Ecke Wendentorwall.

Mögliche Vorbilder für den Cyriacushof im Roman:

Abb. 5: Das Cyriacuskloster und die Aegidienkirche, Ausschnitt aus: Die Ansicht der Stadt Braunschweig von Westen. 1547; Peter Spitzer zugeschrieben.

Abb. 6: Die Johanniskirche auf dem Johannishof.

Abb. 7: Die Brüdernkirche.

Abb. 8: Der Johannishof von Süden, 1853.

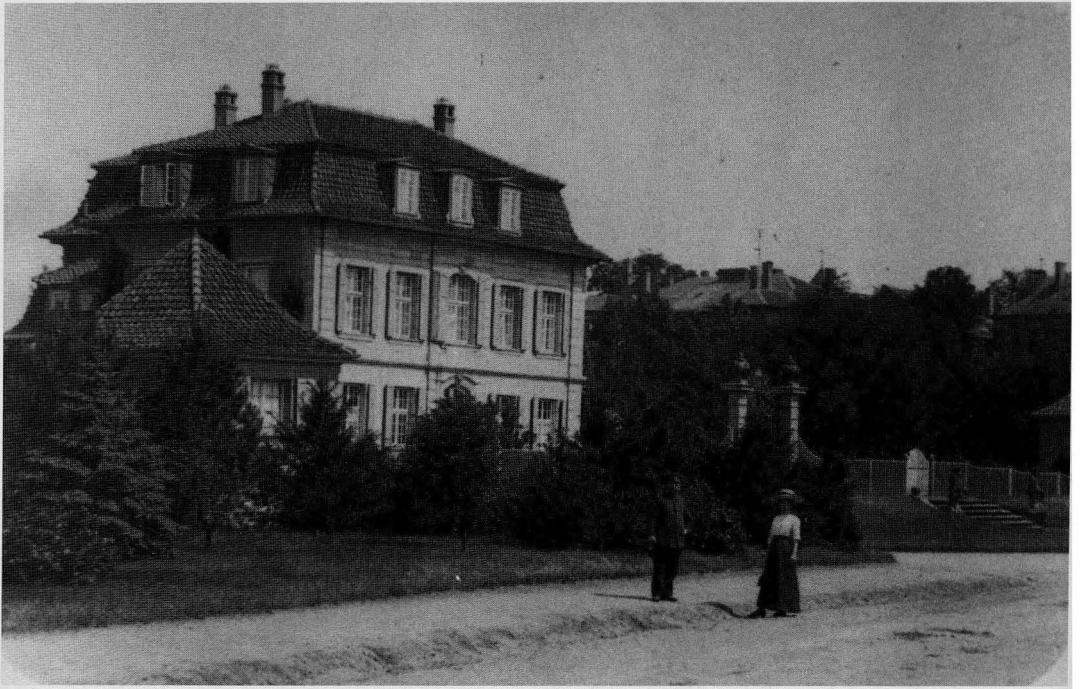


Abb. 9: Das Rokokohaus von der Goslarschen Straße (1910), nun aber schon Clubhaus des Braunschweiger Tennis- und Hockeyclubs. Ist es das Vorbild für das Rokokohaus im Roman?

und Magni-Kirchhof, in das besagte Krähenfeld.“⁴⁰ Hier in dieser Gartengegend, die gerade im Begriff war gebaut zu werden, wohnte Raabe. Rokokohäuser, wie im Roman, waren jedoch eher im Westen und Süden der Stadt, besonders an der Celler Heerstraße und Leipziger Heerstraße, zu finden.⁴¹ Als Vorbild für das Rokokohaus diente wahrscheinlich ein Haus, das früher an der Goslarschen Straße 39, wo sich heute die Jakobikirche befindet, stand. Nachdem Herzog Karl 1753 seine Residenz von Wolfenbüttel nach Braunschweig verlegt hatte, übersiedelten viele angesehene Familien mit ihm nach Braunschweig. So entstanden besonders vor den Toren der Stadt zahlreiche Land- und Gartenhäuser zum Sommeraufenthalt für reiche Familien. Das fragliche Haus wurde 1759

erbaut. Es war ein zweigeschossiges Haus aus Stein, fünfschsig, mit Gittertor zwischen kleinen Eckpavillons und Gartenmauer. Den Garten bevölkerten wie unser Rokokohaus allegorische Gartenfiguren, und das Haus selber besaß wie im Roman Stuckdekorationen und bemalte Landschaftstapeten.⁴² Die Bebauung wurde mit der Zeit auch hier immer dichter, und der Stadterweiterungsplan von 1870 sah vor, auch dieses Haus zu beseitigen. Aber erst 35 Jahre später, 1905, wurde der Abriß des Gebäudes beschlossen. Jedoch konnte das Haus gerettet werden: die Vereinigung Braunschweiger Tennisklub erwarb Haus und Pavillons, ließ sie abtragen und im Bürgerpark als Vereinshaus wieder aufbauen. Der 2. Weltkrieg zerstörte es dann endgültig. Nur die Pavillons und das Tor sind noch heute im Bürgerpark zu besichtigen (s. Abb. 9).⁴³

⁴⁰ G. Henkel (wie Anm. 19), S. 284.

⁴¹ Vgl. Edeltraut Hundertmark: Stadtgeographie von Braunschweig. Oldenburg 1941 (= Reihe A: Forschungen zur Landes- und Völkerkunde von Niedersachsen an der Universität Göttingen. I: Natur und Wirtschaft. Bd. 9). S. 71, 95 u. 99.

⁴² Vgl. Meier/Steinacker (wie Anm. 32), S. 77.

⁴³ Vgl. Hoffmeister (wie Anm. 23), S. 29 ff. Vgl. Archiv Verlag Borek (Hrsg.): Braunschweig Archiv. Braun-

Bei dem im Text genannten „Hotel de l'Allemagne“ (142), in dem von Schmidt zu Mittag ißt, handelt es sich nicht um das Jahre später, 1895, entstandene „Hotel Deutsches Haus“ am Burgplatz, für dessen historistischen Bau, passenderweise, mittelalterliche Fachwerkhäuser weichen mußten.⁴⁴ Zuvor hatte es einen Gasthof „Deutsches Haus“ in der Neuen Straße, Ecke Schützenstraße, gegeben. Es handelte sich hierbei um einen Gasthof erster Klasse, dessen Name vielleicht auf das Hotel am Burgplatz übertragen sein mag. Auch eine „Stadt Lübeck“ (36), ein Gasthof zweiter/ dritter Klasse, lag an der Gördelingerstraße.⁴⁵

Raabe hat also in diesem Roman Topographisches und Zeitfakten frei verarbeitet, wie sie in ähnlicher Weise in vielen deutschen Städten damals vorkamen, ohne dabei in abklatschartiges Nachbilden zu geraten und damit zum Heimatschriftsteller zu werden. „Er formt sie zu einer neuen symbolhaften Einheit um.“⁴⁶ Die Raumbeziehungen zwischen den geistig gefaßten Räumen beeinflussen Komposition, Motivführung, Handlung, Charaktere und die Problemstellung der Erzählung.

4 Die Charaktere⁴⁷

Auch in den Charakteren wird das Grundproblem des Romans deutlich. Es stehen sich antagonistische Gruppen gegenüber: auf der einen Seite die „Säkulumsgesellschaft“, deren Vertreter die Bahn- und Forstbeamten und die Vermesser, die Ausflugsgesellschaft, Frau von Wittum, ihr Neffe und natürlich die Abendgesellschaft sind. Auf der anderen Seite stehen Meister Autor, Karl, die Base, Arend, die Alte und anfangs auch Gertrud. Mynheer van Kunemund könnte auch zu letzterer Gruppe gezählt werden, denn auch er, der Allgegenwärtige, verkörpert etwas Ursprüngliches, wenn auch Dämonisches. Auch über den Tod hinaus spielt er sein böses Spiel, wodurch er eine metaphysische Dimension gewinnt. Ceretto und

Herr von Schmidt, der Ich-Erzähler, nehmen gleichfalls eine reflektierende Stellung ein. Beide stehen über den Dingen, wenn auch Herr von Schmidt nicht in gleichem Maße wie Ceretto. Jener ist eigentlich in der Säkulumsgesellschaft verwurzelt, nimmt aber Einblick in die andere Seite, ohne je zu dieser gelangen zu können. Ceretto dagegen scheint wirklich über Dinge und Zeit erhaben zu sein. Er will sogar einen „Blick in das zwanzigste Jahrhundert nehmen“ (97). Andererseits hebt sich Herr von Schmidt natürlich durch seine Rolle als Ich-Erzähler hervor.⁴⁸ Seine Selbstironie, sein Zynismus und seine immer wieder eingeschobenen Reflexionen bestimmen den Charakter des Textes wesentlich. Auch ernstgemeinte Botschaften werden teilweise ihm von Raabe in den Mund gelegt. Dann wieder scheint Raabe aber seine Figur wiederum auch „aufs Korn zu nehmen“.

4.1 Säkulumsgesellschaft⁴⁹

Bezeichnend für die Säkulumsgesellschaft ist ihre flache Konversation, ihr gegenseitiger Haß, der unter einer glatten Oberfläche verborgen wird. Dies wird bereits beim Ausflug in den Elm sichtbar.

Daß ein jeglicher in der Gesellschaft die Schuld an der von Viertelstunde zu Viertelstunde mehr einreißenden Langweile und Verdrießlichkeit nicht sich selber zumaß, war unter diesen Verhältnissen natürlich: [...] Der holde, wolkenlose Tag übte eine immer sonderbarere Wirkung auf die Teilnehmer und Teilnehmerinnen an dem Vergnügen. Begrabene, mehr oder weniger tief zugedeckte Feindschaften und Feindseligkeiten wühlten sich mit überraschender Schnelligkeit von neuem ans Licht. Wer etwas gegen seinen Nachbarn oder seine Nachbarin im Grase auf dem Herzen hatte, der fühlte einen unwiderstehlichen Kitzel, es von demselbigen loszuwerden, und zwar auf die anzüglichste, unangenehmste Weise. Und da wieder wurden vorzüglich die Damen scharf, sowohl die jungen wie die ältern; sie pflückten füreinander kuriose Sträuße unter den Büschen, und es wurde die

schweig 1971 — 78. Blatt Nr. 89. Vgl. Tute/Köhler (wie Anm. 26), S. 249.

⁴⁴ Vgl. Hammer-Schenk/Lange (wie Anm. 24), S. 28 u. 35.

⁴⁵ Vgl. Knoll (wie Anm. 31), S. 111. Hierzu auch: Stadtplan von 1844. In: Mertens (wie Anm. 27), Blatt 47.

⁴⁶ Fritz Martini: Die Stadt in der Dichtung Wilhelm Raabes. Dissertation. Berlin 1934. S. 6.

⁴⁷ Vgl. Hajek (wie Anm. 3), S. 158 — 166; Plaehn (wie Anm. 3), S. 8 — 13, 15 — 20.

⁴⁸ Vgl. Hajek (wie Anm. 3), S. 151 f.; Martini: Wilhelm Raabes Verzicht auf ‚Versöhnung‘ (wie Anm. 2). Er beschreibt die Rolle des Ich-Erzählers in dieser Erzählung, die eine wesentliche ist.

⁴⁹ Vgl. Hajek (wie Anm. 3), S. 158ff.; Plaehn (wie Anm. 3), S. 8 ff.

höchste Zeit, daß irgend jemand sich begütigend dreinlegte. (9/10)

Man vermag nicht in Einheit mit der Natur zu leben, vielmehr löst der Wald nur andere „primitive Instinkte“ in der Gesellschaft aus, sie enthüllen den schönen Schein des guten Benehmens, die Falschheit ihrer guten Beziehungen untereinander. Wirkliche Freundschaften, wie bei den Leuten aus dem Wald, gibt es hier nicht. Meister Autor:

„Der Arend hat das auch immer gesagt. [...] daß ich mich überall, wie man das nennt, unmöglich mache. — ‚Herrgott, ich sage ja nie etwas!‘ antworte ich dem Arend, aber er weiß mir Bescheid zu geben und sagt: ‚Aber du lachst und grinsest, und zwar niemals an der richtigen Stelle, und das sollen dann die Leute nicht verquer aufnehmen!‘ — Und wenn der Tofote das von sich gegeben hatte, ging er jedesmal hinter die Stalltür oder die nächsten Bäume, zog den Kopf zwischen die Schultern und grinste toller als ich. Ja, es war ein gutes Leben mit ihm und unserm Trudchen; selbst die Alte gehörte dazu.“

Er hatte keine Ahnung davon, wie tief ich [Herr von Schmidt] in diesem Augenblicke in dieses ‚gute Leben‘ hineinsah. In der Welt, in der ich hauset, pflegte der gute beratende der Freund nach erteiltem Rate zwar die Achseln auch zu zucken und sich hinter den Busch zu schlagen; aber er tat’s gewöhnlich wie jemand, der seines eigenen Besten wegen seinen besten Freund aufgeben muß — aufgeben will — aufgibt, und zwar auf der Stelle. (125 f.)

Auch sonst nimmt die Gesellschaft nicht sehr viel Anteil an dem Schicksal anderer Menschen. Die Reisenden im Zug suchen nach der Sensation, dem Außergewöhnlichen, und sind ansonsten mehr an „der Eile der persönlichen Reisenot“ interessiert als an den Verunglückten. „Wer das schon mitgemacht hat, weiß es, wie die Welt in solcher Lage sich gibt [...]“ (56). Meister Autor dagegen kommt, um zu sehen, ob er behilflich sein könne. Und der Bahnbeamte, den von Schmidt nach Karls Schicksal befragt, versucht aufs „sorgfältigste“ alle unangenehme Realität mit Superlativen zu überdecken, wo sollte denn in einer zivilisierten Welt etwa etwas passieren, was der Mensch nicht im Griff hätte und die Maschinerie in Unordnung brächte?⁵⁰ (Vgl. 73 f.) Ironie im höchsten

Grade! Die Idylle zielt somit auch auf humanistisch-christliche Ideale.

Anläßlich der geschilderten Gesellschaft bei Frau von Wittum wird die Flachheit der gutbürgerlichen Konversation entlarvt. In dieser Gesellschaft „[...] war es recht lebendig, und wenn man eben noch nichts zu sagen gewußt hatte, so konnte man wirklich sich um so mehr darüber verwundern, wieviel doch Tag für Tag auf Erden vorging, worüber sich reden ließ. Selbst diejenigen, welche sich gleichfalls stumm verhielten, hielten den Mund nur in der festen Überzeugung, daß sie sich nur deshalb still langweilten, weil sie eben noch Mehreres und Wichtigeres als die übrigen Herrschaften erlebt und tiefer darüber nachzudenken hätten. (113); und: [...] Man unterhielt sich natürlich über mancherlei; außer den Tagesneuigkeiten wurden Politik, Wissenschaft und Kunst herangezogen und manchesmal sogar an den Haaren.“ (115) Und der eitle Professor denkt sich eine Geschichte über den „Stein der Abnahme“, fern von der Wirklichkeit, aus: er lebt in seiner eigenen Scheinwelt.

4.2 Autor als literarische Figur und als historischer Schutzpatron Braunschweigs⁵¹

Die Figuren, die den Gegenpart zur „Säkulumsgesellschaft“ verkörpern, zeichnen sich durch humane, lebenswerte, gute, wertvolle, aber auch skurrile und komische Eigenschaften aus. Ihr wichtigster Vertreter ist Meister Autor. Schon sein Name verweist auf seine Charaktereigenschaften und die Rolle, die er im Roman einnimmt. Sein Vorname (Autor) gibt einerseits auf den Raum, die Stadt Braunschweig, und andererseits auf die Sehnsucht nach dem Idyll, dem Zeitlosen, Hinweise.

Ein Heiliger gleichen Namens war etwa von 1200 bis zur Reformation der Schutzpatron Braunschweigs (s. Abb. 10, 11). Raabe schreibt an seinen Freund Ludwig Hänselmann in einem Brief vom 19. März 1901, daß er sein Buch 1870 zu Ehren dieses Schutzpatrons geschrieben habe. Ludwig Hänselmann hatte ein Jahr zuvor (1900) ein Buch über den Heiligen herausgegeben. Darin hatte er auf Raabes Roman hingewiesen und es Raabe gewidmet.⁵²

⁵⁰ Hajek (wie Anm. 3), S. 154.

⁵¹ Vgl. Hajek (wie Anm. 3), S. 163 f.; Plaehn (wie Anm. 3), S. 15 — 19; Hahne (wie Anm. 3), S. 136, 142 ff.; Martini (wie Anm. 2), S. 178 — 182, 189 u. 191 f.

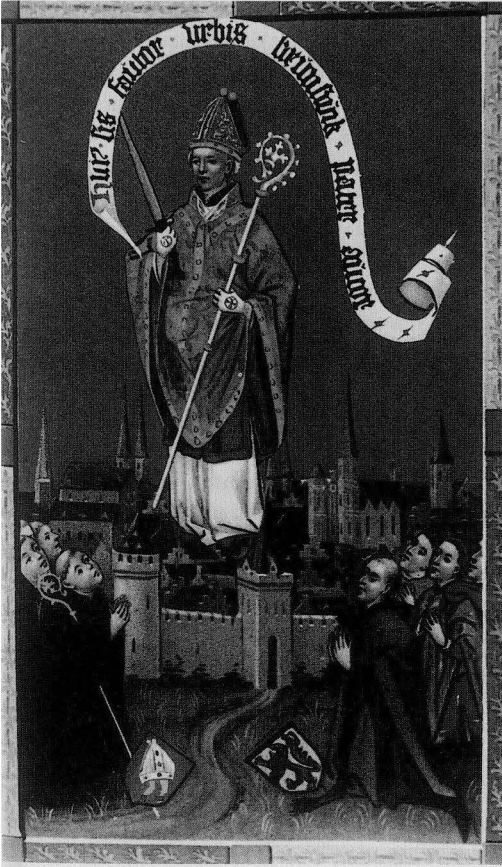


Abb. 10: St. Autor, um 1460, unbekannt, in: L. Hänselmann (Hrsg.): Abt Berthold Meiers Legenden — Wolfenbüttel 1900 (Frontispiz).

Ludwig Hänselmann schreibt zu der Lebensgeschichte des hl. Autor, daß er der Legende nach der einzige Sohn des Griechen Lycius, eines Feldherrn, gewesen sein soll. Der Sohn zog es aber vor, gegen den Willen seines Vaters, statt Soldat zu werden, mit den Waffen des Geistes für Christus zu streiten. Er wird Wanderprediger, dann Bischof zu Metz, später Erzbischof von Trier. Beide Städte hat er vor feindlichen Angriffen errettet. In Trier wird er nach seinem Tode im Kloster St. Maximus begraben. Jahre später

soll Gertrud von Braunschweig seine Gebeine für das Kloster St. Ägidien, das sie zu gründen gedenkt, geraubt haben.⁵³

Von nun an wirkt der Heilige in der Stadt Braunschweig Wunder. Man glaubt, daß die Kräfte, die Trier und Metz vor den Hunnen bewahrten, jetzt für die Stadt Braunschweig einträten. Im Sommer 1200 wird Braunschweig von König Philipp dem Stauer angegriffen. Die Stadt wird besetzt und scheint verloren. Es ist der 20. August, der angebliche Todestag Autors, das Autorfest wird in St. Ägidien begangen. Die Braunschweiger Bürgerschaft gelobt St. Autor ewigen Dienst und namentlich das jährliche Opfer eines hundertpfündigen Lichtes aus jedem Weichbilde der Stadt, wenn er Braunschweig errette. St. Autor soll in dieser Nacht dem Erzbischof von Trier, der sich unter den Gefolgsleuten des Königs befand, im Traume erschienen sein und dem Erzbischof sowie dem König schlimme Folgen für den Fall der fortgesetzten Belagerung phrophezeit haben. Daraufhin seien die feindlichen Truppen am nächsten Morgen scheinbar ohne äußerlichen Grund abgezogen. Weitere Legenden folgen der ersten, denn nach 1200 wird St. Autor in Braunschweig populär. Man erhebt ihn zum Stadtpatron und Schutzheiligen, als Wächter auf den Zinnen, Schirmer der Mauer vor Feinden und Wahrer des Stadtfriedens. Zusätzlich zur Prozession am Autorstag, am 20. August, an dem nun jedes Weichbild der Stadt die besagte Kerze stiftet, veranstaltet man eine glanzvolle Prozession am jeweiligen Freitag vor dem Tage Johannis des Täufers (24. Juni), in der die Reliquien des Klosters St. Ägidien um die Stadt getragen werden. Dieses Fest ist sehr beliebt,

⁵³ Zum historischen Hintergrund der Autor-Gestalt vgl.: Klaus Naß: Die Anfänge des Auctorkultes in Braunschweig. In: Jürgen Diestelmann (Hrsg.): Kirchen, Klöster, Heilige. Vorreformatrische Kirchengeschichte in Braunschweig im Werk Hermann Botes. Braunschweig 1988, S. 50 — 57; ders.: Der Reliquienfund aus St. Ägidien und die Braunschweiger Äbtesiegel. In: Braunschweigisches Jahrbuch 70 (1989), S. 7 — 38; ders.: Der Auctorkult in Braunschweig und seine Vorläufer im frühen Mittelalter. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 62 (1990), S. 153 — 207. Der Kenntnisstand Hänselmanns ist durch die Forschungen von Naß inzwischen überholt. Da die Erkenntnisse von Naß für Raabes Autor-Bild jedoch keine Rolle spielen, wird hier nicht darauf eingegangen. Vgl. auch H. Bote: Kirchen- und Klösterverzeichnis der Stadt Braunschweig. Aus: Dat schicht boick. Übersetzt von E. Rohse. In: Diestelmann (wie oben). S. 16 — 23.

⁵² Vgl. Ludwig Hänselmann (Hrsg.): Abt Berthold Meiers Legenden und Geschichten des Klosters St. Ägidien zu Braunschweig. Wolfenbüttel 1900. S. 8 — 50.



Abb. 11: St. Autor, 1514, unbekannt, in: Hermen Bote: Dat schicht boick (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Cod. Guelf. Extrav. 120).

nicht zuletzt wegen des anschließenden Ratsgelages. Prozessionen finden auch bei Kriegsgefahr statt. 1511 wird beschlossen, daß die Juniprozession von St. Cyriaci und die im August von St. Blasien ausgehen solle, nicht mehr von St. Ägidien. Auch in unserem Roman geht zweimal eine Prozession, ein Beerdigungszug, in Begleitung von Meister Autor vom Cyriacushof zum Friedhof. Denkbar ist, daß Raabe hier bewußt die mittelalterlichen Autorsprozessionen durch gründerzeitliche Prozessionen postfiguriert. Raabe selbst schreibt in dem oben erwähnten Brief an Hänselmann, daß er nicht extra in der Geschichte der Heiligen nachgelesen habe. Trotzdem sind die Parallelen von Roman und Heiligenlegende sehr auffällig.

Im 14. und 15. Jahrhundert dann wird St. Autor zum Beschirmer der Stadt bei den vielen inneren Unruhen. Immer wieder finden diese Unruhen gerade am Autorstag oder am Tag der Prozession statt und werden jedesmal niedergeschlagen. 1445 kämpfen zwei Fraktionen des Rates um die Vormacht. Es droht ein offener Aufstand. Zum Schutze verbringen die Ratsleute im Cyriacus- und Ägidienkloster die Nacht und beten zu St. Autor. Um Weihnachten 1446 dann wird der Streit ohne Blutvergießen beigelegt. Wieder ist St. Autor der Retter, und wieder spielen das Cyriacuskloster und auch das Ägidienkloster eine Rolle. In letzterem ruhen ja auch die Gebeine des Heiligen,

und dem Ägidienkloster ähnelt der Cyriacushof. Im Roman kann er, kurz vor der Zerstörung stehend, keinen Schutz mehr bieten. Seit 1528 — die Braunschweiger Bürgerschaft hatte die christliche, protestantische Ordnung von Johannes Bugenhagen einstimmig angenommen — wird nicht mehr für die hundertpfündigen Kerzen gesammelt, der Autorskult verschwindet, stattdessen wird jedes Jahr um die Zeit der alten Feier für den Armenkasten Geld gesammelt und im Gottesdienst Gott für den Segen und die Beschirmung der Stadt gedankt. 1710 läßt Herzog Anton Ulrich die angeblichen Gebeine Autors hinter dem Hochaltar in St. Ägidien begraben, wo sie heute noch liegen.

Ab Mitte der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts wird der Taufname „Autor“ nach Kriegswirren populär. Er bleibt bis zum Ende des 18. Jahrhunderts beliebt. Noch heute kennen wir den Autorshof sowie die Autorstraße, die schon 1870 im Stadterweiterungsplan in der Nähe von Raabes Wohnung im Krähenfeld lokalisierbar ist.

Die vermeintliche 1000-Jahr-Feier Braunschweigs, 1861, wurde am Autorstag begangen.

Auch Meister Autor übernimmt im Roman eine Schutz- und Wächterfunktion: Er versucht die Idylle zu schützen. Dazu muß er sich von der Außenwelt in den Schutz seines elterlichen Hauses zurückziehen. Von hier aus rettet er die Alte, die ihn mit einem Brief herbeiruft. In diesem Brief setzt sie Autor mit einem Heiligen gleich; sie ruft ihn, nicht Christus, um Hilfe an: „[...] Aus tiefer Not schrei ich zu dir, steht im Gesangbuch, [...] und damit, Kunemund, wende ich mich in meinen höchsten Nöten an Ihn“ — usw.[...]“ (88 f.)

Hier in Autors Idylle findet auch Arend seine letzte Zuflucht, doch nicht sein Behagen. Und so bekommt er denn seinen Willen und gelangt endlich auf den Friedhof (vgl. S. 62). Karl und die Base sterben sogar, bevor sie den Fluchtraum auch nur betreten können (vgl. S. 124, 140). So bietet das „Nest“ Meister Autors für keinen eine echte Lösung, nicht einmal für ihr selbst. Auch Baron von Schmidt geht nach kurzer Ausruhen, nach einer kurzen „Versenkung ins Zeitlose“ anläßlich seines Besuches in Autors Elternhaus seinen Weg wie bisher fort (vgl. S. 65 f.).

Noch öfter trägt Raabes Autor die Züge eines Heiligen. Er kommt in der Not, durch bloße Ahnung getrieben, helfend herbeigeeilt. Einmal „schneidet“

es ihn aus „heiterm Himmel“ „[...] mit einem jähen Schrecken durch den Leib [...]: ‚Was ist nicht richtig? Es ist was nicht richtig! Wo ist das Kind? [...]‘“ (26). Gertrud befindet sich zur selben Zeit in großer Angst vor dem Mohren, der sie im Wald zu bedrohen scheint. Das zweite Mal, als ihn eine Ahnung überkommt, ist es Karl, der im Sterben liegt (vgl. S. 121–123). Es sind geisterhaft-ferne Stimmen, die den Meister fordern. Unerklärliche Töne scheinen ihn zu rufen. Am Sterbebett im Cyriacushof angekommen, erkennt er diese Töne im Gesang, der aus der einstigen Chorale dringt, wieder.

[...] es ist damals so gewesen! — Bei der heißen Geisterhand, die mir [von Schmidt] heute noch in der Erinnerung wieder an die Kehle greift, es machte sich ganz von selber so! Es war eine Methodisten- oder Baptistengemeinde, die in dem alten Barfüßerkloster ihren Betsaal gemietet hatte [...]. — Sie sangen in der einstigen Chorale der Mönche, die im Laufe der Jahrhunderte alles gewesen war, Viehstall im Dreißigjährigen Kriege, Speicher im Siebenjährigen, Lazarett in der Franzosenzeit, und jetzo ihrem ersten Zwecke wenigstens annähernd wieder zurückgegeben war. Die Töne klangen in der stillen Nacht, gedämpft, um die Nachbarn nicht zu sehr in der Ruhe zu stören, geisterhaft zu uns her aus der Ferne und dem Grundstock des Gebäudes, und wir horchten alle, und uns störten sie wahrhaftig nicht.

Aber auf die Anrede der Base hin ergriff der Meister Autor meine Hand und drückte sie fest zusammen:

„Herr, das war es, was ich heute mittag schon genommen habe! Das Singen hab ich am Mittag in der hellen Sonne gehört! Ach Base, Base, ist er gestorben? Bin ich zu spät gekommen?“ (129/30)

An dieser Stelle wird die Vorbildfunktion des Braunschweiger Ägidienklosters, des Grabplatzes des hl. Autor, für den Cyriacushof deutlich. Aus dem Grundstock des Hauses rufen die Choräle den Meister Autor für einen Bewohner desselben zu Hilfe. Gleichsam von dort, von wo aus der Heilige durch seine Gebeine Schutz gewährt, wird Meister Autor ein Zeichen gesandt. So vertritt er den Heiligen, und der Hilferuf scheint von der Kirche zu ihm weitergesandt worden zu sein. Die Voraussicht der Todessituation, das Singen der Choräle, ruft ihn. In dem Augenblick, als die „gesehene“ Situation eintritt, weiß er, daß er zu spät gekommen ist.

So wird Meister Autor auch wenig später, nach der Beerdigung Karls, von Baron v. Schmidt direkt mit einem Heiligen verglichen, dem hl. Cyriacus:

„Dann hilft mir auch das übrige nichts, und meistens lasse ich es einfach geschehen,“ sprach Autor Kunemund, und so schritten wir weiter zum Hofe des heiligen Cyriacus, der vielleicht gleichfalls aus keinem andern Grunde ein Heiliger geworden war, als weil er hatte geschehen lassen, was er nicht ändern konnte.“ (141)

Was er nicht ändern kann, muß er geschehen lassen. Doch unser Meister Autor eilt trotzdem immer wieder zu Hilfe, ob nun zu Gertrud, Karl oder zum Eisenbahnunglück (vgl. S. 56). Denn er hat erkannt: „Unsereiner meint immer, daß er um seinetwillen da sei, doch das ist nicht so, — es ist wirklich nicht an dem; man muß aber erst alt werden, um es auszukundschaften.“ (125) Auch die Ausflugsgesellschaft wird durch ihn und die Forsthausidylle gleichsam vor der Eskalation des innern Unfriedens — wie die Stadt Braunschweig durch den hl. Autor vor innerstädtischen Aufständen — geschützt. Doch die Streitigkeiten werden wie in Braunschweig wohl auch unter den Ausflüglern immer wieder einmal ausbrechen.

Verweist der Vorname unserer Titelfigur auf ihre Beschützerrolle, so auch ihr Nachname. *Kunemund* kann, wenn man die beiden Bestandteile des Namenskompositums ins Althochdeutsche zurückprojiziert, ursprünglich „Sippenbeschrmer“ bedeuten.⁵⁴ Dadurch, daß auch sein dämonischer Bruder Mynheer den gleichen Namen trägt, wird die Beschürmerrolle jedoch wieder in Frage gestellt.

Eine weitere Titulierung, die Meister Autor vom Ich-Erzähler erhält, zeugt auch von einer nicht einhaltbaren Beschützerrolle. „Der getreue Knecht Eckart“ (72) ist eine Gestalt aus der deutschen Heldendichtung, die als Wächter und Ratgeber fungiert. Eckart soll der Erzieher und Beschürmer der gotischen Harlungen im Breisgau gewesen sein. Doch er

⁵⁴ Das Wort *Kunemunt* ist eine Zusammensetzung aus ahd.: *kunni*, *c(h)unni*, *chunne* ‚Geschlecht‘, ‚Verwandtschaft‘, ‚Art‘, und *munt* 1. ‚Schutz‘ 2. ‚Vormund‘, ‚Beschützer‘. Vgl.: Rudolf Schützeichel: Althochdeutsches Wörterbuch. Tübingen 1969. S. 162 u. 190. Allerdings kommt für das erste Glied der Zusammensetzung genauso gut auch das ahd. Adjektiv *kuoni* ‚kühn‘ als historische Vorstufe in Betracht. Vgl. etwa: Max Gottschald. Deutsche Namenskunde. Unsere Familiennamen. 5. Aufl. von Rudolf Schützeichel. Berlin/New York 1982, S. 310.

kann nicht verhindern, daß sie erhängt werden. Er tritt einen Rachefeldzug gegen ihre Mörder an.⁵⁵ Meister Autor wird zu einer Märchengestalt, einem archaischen, ursprünglichen Typus stilisiert. Auch er ist der Wächter, der, wie Eckart den Untergang der Harlungen, den der „Gärten“, den Prozeß der Zivilisation nicht aufhalten kann. Er bleibt sich selbst und den anderen treu, und wenn „Not am Mann ist“, nimmt er am Schicksal der anderen teil, hilft wo er helfen kann, auch zum eigenen Nachteil, wie z. B. im Fall der Alten. Doch er rächt sich nicht.

Der Ich-Erzähler vergleicht Autor noch mit weiteren Gestalten aus Legende und Märchen.⁵⁶ Dadurch stilisiert er ihn zu einer Art allegorischen Figur; er projiziert eine Rolle in ihn hinein. Vom wirklichen Charakter Autors erfahren wir dagegen wenig.⁵⁷ Autor selbst kommt nur in dem, was er sagt, zum Vorschein, und das reflektiert der Erzähler, der sonst doch so reflexionsfreudig ist, gerade nicht. Autors Äußerungen über seinen Lebenslauf (vgl. S. 221) lassen ihn als einen durch Krieg und Krankheit gezeichneten Mann erscheinen. Er ist eine gescheiterte Existenz, aus der die Qual eine gleichmütige Person gemacht hat. Seine Sprache ist volkstümlich, voll von Spruchweisheiten, jovialen Neckereien und gemächlichen Betrachtungen. Er ist als schlichte Persönlichkeit gezeichnet; der Erzähler selbst sagt über ihn: „Seit ich ihn kennen lernte, hatte er nicht ein einziges Mal etwas Außerordentliches gesagt — und getan noch weniger. —“ (152) So zeichnen ihn auch zahlreiche originelle, aber nicht eigentlich „geistreiche“ Gedanken aus, die meist von seiner Resignation künden, etwa:

„Alles ist in der Welt vorhanden“, sagte er, „aber nichts an der richtigen Stelle. [...]“ (157)

„Es fehlen an der Leiter, die in den Brunnen hinunterreichen soll, immer einige Sprossen, [...]“ (88)

„[...] an einem nichtsnutzigen, überflüssigen Gesellen, der noch nie in der Welt sich zurechtfinden konnte und der jetzt ganz an den Nagel gehängt ist

wie ein Junggesellen-Bratenrock, in den statt des jungen Nachwuchses die Motten kamen, [...]“ (30)

Baron von Schmidt sieht in Autor Kunemund einerseits einen gewöhnlichen, ja einfältigen Menschen, hat aber andererseits Respekt vor ihm und projiziert seine eigenen Träume von der Idylle auf Autors Person. Meister Autor wird somit zu einem Symbol, das im stillen Winkel die Welt vor dem völligen und endgültigen Versinken der Ideale bewahrt. Er wird nicht in erster Linie als individuelle Person geschildert, sondern er fungiert als Träger der Idylle. Ähnlich ist es mit den übrigen Personen des Romans. Auch sie sind Träger der Grundidee, ohne aber zu abstrakten Typen zu werden, denn auch sie sind, wenn man näher hinsieht, als Individuen gekennzeichnet.

Autor kann der Zivilisation keines ihrer Opfer entziehen. Er ist ein Schelm wie Eulenspiegel, der innerlich frei geworden ist, aber nicht in der Gesellschaft leben kann und so auch nicht in ihr wirksam tätig werden kann. Seine Freiheit kann er sich nur in seinem Eremitentum erhalten, eine „Nische der privaten Freiheit und Humanität“⁵⁸, durch die er sich Respekt verdient hat.

In der Figur Autors drückt sich ein resignativer Zug nicht nur Raabes, sondern wohl auch des Bürgertums im 19. Jahrhundert allgemein aus. Spätestens nach der gescheiterten 48er Revolution versuchte man sein Glück im Privaten zu finden. Das deutsche „Philistertum“ des Biedermeier bekam neuen Auftrieb. Doch mit der Gründerzeit bildet sich ein anderes, ein optimistisches Bürgertum. Diesem nun wird Autor als ein Gegenbild zur wilhelminischen blind-optimistischen, selbstzufriedenen Gegenwartsverliebtheit und Zukunftsbegeisterung entgegengestellt. So bringt Raabe auch aus dem Schoß des „Philistertums“, dem er selbst angehörte, seine Ideen, seine Kunst hervor. Der Übergang von Idylle und gründerzeitlicher Zivilisation wird dabei durchlässig und verschwommen, zu beobachten an den Figuren von Schmidt und Gertrud.

4.3 Gertrud

In der Person Gertruds⁵⁹ zeigt Raabe, wie bereits gesagt, daß die Übergänge zwischen gründerzeitlicher Zivilisation und „versinkender“ Idylle durchaus

⁵⁵ Eckhard wurde zu einer sprichwörtlichen Rater- und Warnergestalt und fand vielfältigen Eingang in die Literatur, auch ins Märchen. Vgl. z. B. Grimms Märchen „Der treue Johannes“, das Nibelungenlied, Tannhäuser, Tiecks „Der getreue Eckart und der Tannhäuser“, Goethes Ballade „Der getreue Eckehard“.

⁵⁶ Raabe, S. 7 f.: „Einer der auszog das Fürchten zu lernen“. Vgl. Raabe, S. 9, 18 f., 38 f.: „Till Eulenspiegel“ (auch andere Personen des Romans werden mit dieser Figur verglichen).

⁵⁷ Vgl. Martini (wie Anm. 2), S. 179 f.

⁵⁸ Vgl. Hajek (wie Anm. 3), S. 160 ff.

⁵⁹ Zu dieser Figur vgl. Hajek (wie Anm. 3), S. 164.

fließend sind. Zeit und Umwelt verändern den Menschen, und zwar, ohne daß er es selbst merkt. Autor:

„[...] *Es ist alles mit rechten Dingen zugegangen. Niemandem ist etwas Absonderliches passiert. Mir nicht! dem Arend nicht! der Alten nicht und unserem armen Trudchen nicht! Wir sind auseinander gekommen, ohne daß wir es gemerkt haben; das heißt, wir waren einmal eines Tages auseinander und merkten es dann erst. Haben Sie je Leute gekannt, denen es in der Welt anders ergangen ist, — ich meine, die auf eine andere Art auseinander kamen?!*“ (70 f.)

Von Schmidt bemerkt an anderer Stelle:

Mit Recht! Denn welch ein Glück für die Menschheit ist's, daß sie es gar nicht merkt, wie ihr die Zeit, die Jugend, das Glück, das Märchen, der Zauber, die Schönheit, die Zucht und die Tugend (man gestatte mir die zwei letzten verbrauchten Worte) unter den Händen weggelitten! [...] Die Menschheit würde es dann schon längst, längst aufgegeben haben, dem Tage und dem Glücke zu trauen. (83 f., vgl. auch S. 16)

Gertrud gehört am Anfang der Erzählung zur Welt des Waldidylls. Sie ist die „Waldelfe“, die einer eigenen Charakterisierung nicht bedarf. Ihr Benehmen ist natürlich, und sie betrachtet die Ausflugsgesellschaft abschätzig: „Gertrud Tofote sah sich noch einmal einen langen Augenblick hindurch die Gesellschaft an; dann drehte sie sich auf den Hacken [...]“ (13)

In der nächsten Szene verändert sie sich bereits unmerklich. Sie betritt den Rokokogarten, geht auf das Haus zu und dreht sich nicht noch einmal um wie ihre Begleiter. Erst ist sie noch befangen, aber dann findet sie mehr und mehr Gefallen an ihrem neuen Reichtum. Sie hat den Wald hinter sich gelassen und spiegelt sich „in den Spiegeln des Hofmarschalls von Kalb oder des Oberschenks von Bock“ (vgl. S. 43–55). Noch ist sie die „Goldprinzessin“, aber von nun an wird sie als „Blondine“, „Dame“, „reizendes Weibchen“ und „sehr stattlich gewordene Elfe“ bezeichnet (vgl. S. 41, 90, 155). Aus dem natürlichen Waldfräulein ist ein belangloses, fades Stadtfräulein geworden. Sie hat zudem auch die Sprache der Gesellschaft angenommen. War sie zuvor noch schüchtern und redete wenig, so plaudert sie nun Überflüssiges, Redensartliches, die Raffinesse der Christine von Wittum bei weitem nicht erreichend, dahin. Überflüssige Füllwörter kennzeichnen ihre Rede: „Wirklich? O, aber es wäre mir sehr interessant zu erfahren,

wo und wie? Ich bitte. —“ „Mein Gott ja, das ist ja aber auch wahr! [...] Ei ja, ja, nicht wahr, das alles hat sich seltsam verändert? [...]“ (90 f.) Aber von Schmidt nimmt sie in Schutz und zeigt zugleich, daß er diese Veränderung als alltäglichen Vorgang erkannt hat: „Ja, was kann denn das Kind eigentlich dafür? Wer will denn grade von diesem kleinen Mädchen verlangen, daß es das Universum über den Haufen werfe [...]?“ (111 f.)

5 Ein Zeitroman?⁶⁰

Die Handlungszeit des Romans ist auf den Anfang der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts festgelegt. Also stimmen Handlungszeit und Entstehungszeit ungefähr überein. Die Zeitangabe ist bestimmbar, obwohl im Text nicht auf größere politische und kulturelle Zeitergebnisse hingewiesen wird. Es erfolgt nur eine indirekte Anspielung auf den Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 und auf die Befreiungskriege, an denen Autor noch teilgenommen hat.⁶¹ Zwar werden keine Daten genannt, aber man erfährt doch, über welche Zeiträume sich die Handlung hinzieht. Einen weiteren Anhaltspunkt für die zeitliche Datierung bieten die schon untersuchte Stadtplanung und der innenarchitektonische und architektonische Geschmack der Zeit. Wir befinden uns in der Gründerzeit. Eisenbahn, Historismus, Schnellebigkeit, Geld, Zweckrationalismus und Fortschrittsglaube bestimmen das Zeitbild. Raabe spielt auf all diese Dinge an und stellt damit die Gesellschaft kritisch dar. Allerdings übt er eine Gesellschaftskritik, die nicht sozialpolitisch engagiert ist. Er nimmt zwar direkt auf Braunschweig Bezug, doch wandelt er das, was er hier beobachtet, um, und gerade aus dieser Transformation erwächst der Erkenntnis-

⁶⁰ Zur Problematik des Zeitromans vgl.: Martini: Wh. Raabes Verzicht [...] (wie Anm. 2). Peter Hasubek: Der Zeitroman. Ein Romantypus des 19. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 87 (1968), S. 218 — 245. Wolfgang Jeske: Der Zeit- und Gesellschaftsroman. In: Formen der Literatur. Hrsg. von O. Knörrich. Stuttgart 1981, S. 441 — 450. Jürgen Viering: „In welcher Welt der schauderhaften Widersprüche leben wir!“ Überlegungen zum ‚Zeitroman‘ bei Fontane und Spielhagen am Beispiel von Fontanes „Effi Briest“ und Spielhagens „Zum Zeitvertreib“. In: Literatur und Sprache im historischen Prozeß. Vorträge des Deutschen Germanistentages Aachen 1982. Bd. 1. Literatur. Hrsg. von: Th. Cramer. Tübingen 1983, S. 329 — 350.

⁶¹ Vgl. Freytag (wie Anm. 1), S. 12.

wert des Romans. Hier wird nicht Heimat um ihrer selbst willen im Detail geschildert, sondern die Wirklichkeit wird zugunsten einer übergeordneten Idee umgeformt.

Und so wird auch die Biographie Kunemunds und aller anderen Figuren, den Erzähler eingeschlossen, zu einer Geschichte dieser Zeit, in der sich (gesellschaftlich begründet) das existentielle Problem mit besonderer Nachdrücklichkeit dem Bewußtsein aufdrängt. Die Figuren helfen, den Zeitkosmos zu entschlüsseln. Dies geschieht besonders in Dialogen, die eine Vielfältigkeit von individuellen Sichtweisen, also auch von Welt, bieten. Aber aus diesem Individuellen wird auch das Typische herausgearbeitet, die Personen werden in ihrer gesellschaftlichen Gebundenheit vorgeführt und werden so zu Trägern von Zeitbezüge.

So kann man sagen, daß es sich hier nicht um ein von individuellen Erfahrungen abstrahiertes Zeitbild handelt. Vielmehr wird durch die Konzentration auf ein verengtes Blickfeld die Sicht auf Veränderungen in Verhaltensweisen und Lebenswirklichkeit der Zeitgenossen aufgetan, die sich, wie oft betont, „unmerklich“, kaum ins Bewußtsein dringend, aber deshalb auch um so eingreifender vollziehen. Der Nahblick zeigt, wie Zeitgeschichtliches selbst ins kleinste individuelle Geschick eindringt und es zerstört. Der Zeitroman ist hier die Lebens- und Selbsterfahrung der von der Zeitgeschichte im unterschiedlichen Grade Betroffenen.⁶²

Auch das Leitmotiv vom „Versunkenen Garten“ ist eng mit der Zeitgeschichte verknüpft und führt zu der Frage, wie überhaupt im Bewußtsein des Versinkens aller Dinge dennoch gelebt werden kann. Diese Frage allerdings beantwortet Raabe nicht.⁶³ Insofern steht der „Versunkene Garten“ verallgemeinernd für Phänomene der gründerzeitlichen Gegenwart. Der Leser, der die beschränkte Anzahl von aufgeführten Zeitphänomenen im Nahblick erst wirklich erkennt, wird über die symbolische Ebene dazu angeregt, die „Idee des versunkenen Gartens“ auf Phänomene seiner eigenen Wirklichkeit anzuwenden.

Raabe deutet alle fünf Lebensbereiche⁶⁴, die von Peter Hasubek für den Zeitroman als relevant be-

zeichnet werden, an. Da sind erstens die gesellschaftlichen Bezüge, sie werden durch die „Säkulumsgesellschaft“ repräsentiert, dann die geistig kulturellen, die u. a. durch den architektonischen Geschmack vertreten sind, dann der wirtschaftliche Bereich durch Eisenbahn, Straßenbau und durch Cerettos Äußerung: „Für viel Geld bekommt man alles, was man will“ (46), dann der sittlich-religiöse nur andeutungsweise durch das zwischenmenschliche Verhalten und schließlich der fünfte Bereich, der politisch-militärische durch eingeflochtene Betrachtungen über die Befreiungskriege, die Gedächtnisfeiern⁶⁵ und den Deutsch-Französischen Krieg, was wiederum das Scheitern der politischen Ideale Raabes vom bürgerlichen Liberalismus aufzeigt.⁶⁶

„Meister Autor“ entspricht in vielem den Vorstellungen der damaligen Zeit von einem „modernen Roman“. Raabes berühmte Zeitgenossen, z. B. Fontane, verlangen von einem solchen, daß er ein tatsächliches Geschehen zum Stoff habe, ein „Zeitbild“⁶⁷ gebe. Hier ist dies der Abriß von alten Kulturdenkmälern und der Bau von Straßen und neuen Häusern. Dieses Zeitbild soll möglichst vollständig die Wirklichkeit wiedergeben. Doch aufgrund der Fülle von politischer, gesellschaftlicher und weltanschaulicher Wirklichkeit in der industrialisierten Welt kann nur ein Ausschnitt wirklich behandelt werden.

⁶⁵ Raabes Freund und Stammtischbruder in der „Bauernschaft vom Krähenfeld“, August Hermann (1835 – 1906), organisierte in Braunschweig pompöse Sedan-Feiern. Raabe nun betrachtet eine ähnliche Feier, die Feiern der Schlacht bei Belle-Alliance (Waterloo), anhand seiner Titelfigur kritisch (22 f.: M. Autor: „[...] – dann, dann feiern sie als nachdenklicher Mensch so an fünfzig Jahre lang jedes Jahr den achtzehnten Juni mit Böllerab-brennen und Heldenliedern und ‚Heil dir im Siegerkranz!‘ [...] – aber das kann ich Ihnen im Vertrauen sagen: eine trübseligere, muffigere Heldenschar als wir hat man noch niemals aus einem feindlichen eroberten Lande nach Hause geführt. Da ich wenigstens bei der großen Schlacht gegenwärtig war, so habe ich mich auch zu den Veteranen rechnen können; aber wie ich mich kenne, so würde ich auch in dieser Eigenschaft für die alljährliche feierliche Begehung des Tages gedankt haben; wenn das Vaterland seine Ehre hat, so will ich die meinige auch haben. [...]“) (Zum Krieg 1870/71 vgl. S. 49). Liegt hier eine Spitze gegen Hermann vor? Zu A. Hermann vgl.: Blume (wie Anm. 2), S. 336 – 340, insbes. S. 336. Vgl. a. Kurt Hoffmeister: August Hermann. 1835 – 1906. Pionier des Mädhenturnens und braunschweigischer Schriftsteller. Braunschweig 1886.

⁶⁶ Vgl. Martini (wie Anm. 2), S. 181/182.

⁶⁷ Theodor Fontane: Schriften und Briefe. In: Werke. Hrsg. von Walter Keitel und Helmut Nürnberger. III. 1. München 1875, S. 319.

⁶² Vgl. Martini (wie Anm. 2), S. 174 f.

⁶³ Vgl. ebd., S. 175.

⁶⁴ Vgl. Hasubek (wie Anm. 60), S. 222.

Um diesen jedoch möglichst groß zu gestalten, bedient sich Raabe der schon oben erwähnten Darstellungsmittel. Hinzu kommt eine diskontinuierliche Erzählweise. Raabe bereichert das Bild durch die Perspektivenvielfalt seiner Figuren, durch Einschübe von Dialogen, Reflexionen, durch Zitate unterschiedlichster Art und verschiedenster kontextueller Bezüge. Man erhält Einblicke in Stadt, Land, Dorf, Landschaft, in das Gesellschaftsleben, in das Leben von Adel, Geldadel und Beamtentum. Das Zeitbild setzt sich gewissermaßen szenisch zusammen. So kommt es auch nicht so sehr auf den realen Stoff als vielmehr auf das realistische Erzählverfahren an. Und doch handelt es sich um keinen üblichen Zeitroman, denn die symbolische Ebene erhebt zwar das Individuelle der Gegenwart zum allgemeinen Hier und Jetzt, hervorgehoben durch den kontradiktorischen Vergleich zur Idylle, doch Idylle und Symbolebene öffnen auch den Weg ins Überzeitliche. Die Idylle wird nicht im Sinne einer Utopie verwendet. Es handelt sich nicht um einen Verbesserungsvorschlag oder einen positiven Blick in eine positive Vergangenheit als Zukunftsperspektive, wie sie im Zeitroman durchaus vorkommt. Man könnte vielleicht sagen, daß Raabe hier Zeitkritik übt, aber keinen Verbesserungsvorschlag liefern kann, da die Idylle eben schon seit dem Paradies nicht mehr wirklich existent war, ist und sein wird.⁶⁸ So ist es auch gerade Meister Autor, der auf der letzten Seite des Romans das Versinken der Gärten als immerwährendes Existenzproblem des Menschen sieht. Er lebt auf einer zeitlosen ursprünglichen Ebene. Herr von Schmidt sieht zwar auch die Gesetzmäßigkeiten des Lebens, doch er ist es, der eigentlich Zeitkritik übt, aber dennoch in der Zeit weiter leben muß. Er arrangiert sich mit dem Unausweichlichen und pflanzt einen neuen Garten.

Der Leser aber hat keine festen Orientierungs- und Identifikationspunkte bekommen. Alles Festgefügte löst sich in der Perspektivenvielfalt der Figuren, des ironisch-grüblerischen Tons, der hintersinnigen Anspielungen, der Symbolverweise, der von kontextuellen Bezügen angereicherten Sprachführung auf. Und das in Tagen in „[...]“, denen es auf eine genaue Einsicht in die Dinge überall im hohen Grade impertinent ankommt [...]“ (98) Jedoch gewinnt der

Leser Einsicht in die Rätselhaftigkeit und Widersprüchlichkeit des Lebens. So ist auch die Wahrhaftigkeit ein wesentlicher Punkt in Raabes Schaffen. Von Schmidt sagt über sich selbst, daß er „[...] im Gegensatz zu meinen derartige psychologische Raritäten novellistisch aus der Tiefe ihres Talents herausfischenden Kollegen von Wort zu Wort, von Satz zu Satz ehrlicher und wahrer [...]“ (147) werde. Raabes Programm von 1866 drückt es ähnlich aus:

*[...] man wird eben älter, und auch ich glaube, meine mehr lyrische Periode glücklich hinter mir zu haben. So putze ich denn meine epische Rüstung und gedenke als deutscher Sittenschilderer noch einen guten Kampf zu kämpfen. Es ist viel Lüge in unserer Literatur, und ich werde auch für mein armes Theil nach Kräften das Meinige dazu tun, sie herauszubringen, obgleich ich recht gut weiß, daß meine Lebensbegehlichkeit dabei nicht gewinnt.*⁶⁹

⁶⁹ Wh. Raabe (wie Anm. 20). An Adolf Glaser. Februar 1866. Ergänzungsbd. 2. S. 112.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1 u. 2: Fotos Stadtarchiv Brschw., nach Mertens (wie Anm. 27), Blatt 53 und 54 (Original Stadtarchiv Brschw. HXI 7/8 u. HXI 22/1-4).

Abb. 3: Stadtarchiv Brschw., nach: Brschw. Kalender 1992 (Fotodokumentation von Martina Kalanke — Kuchen).

Abb. 4: Foto Antje Alber.

Abb. 5: Foto Stadtarchiv Brschw. (Original Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Grafische Sammlung 20a).

Abb. 6 u. 7: Stadtarchiv Brschw., nach Sammlung A. A. Beck, Stadtarchiv Brschw., HV 135 u. 133.

Abb. 8: Stadtarchiv Brschw., nach Spies (wie Anm. 24).

Abb. 9: Foto Stadtarchiv Brschw. (Original-Foto von 1910, Stadtarchiv Brschw. CX/1).

Abb. 10: Foto: Stadtarchiv Brschw., nach Spies (wie Anm. 24) (Original Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel).

Abb. 11: Foto Stadtarchiv Brschw., nach Spies (wie Anm. 24) (Original: Kestner-Museum Hannover).

Antje Alber
Tiergarten 2
38116 Braunschweig

⁶⁸ Die Idyllen der Romantik und des Rokos werden in der Erzählung als falsche Idylle entlarvt.

Rita Jungkunz-Höltje

„Lebensbilderbuch“ einer Kultur- und Bewußtseinskrise Wilhelm Raabes „Pfisters Mühle“ (1884)*

In einem Brief an seine Tochter Margarethe schreibt Wilhelm Raabe am 17. Januar 1891: *„Sei froh, daß Du nicht in Braunschweig bist. Der reine Schweinestall! Wir waschen uns nicht mehr, wir putzen uns nicht mehr die Zähne, selbst durch das gekochte Essen schmeckt man das durch zwölf Zuckerfabriken versauerte Okerwasser: Pfisters Mühle in fürchterlichster Vollendung! ...“*¹

Hundert Jahre später legt der Leser des 20. Jahrhunderts resigniert die „Braunschweiger Zeitung“ aus der Hand, aus der er am 10. November 1992 erfährt, daß die „Bachflohkrebse aus der Oker“ verschwunden sind, was „laut Gewässergütebericht des Staatlichen Amtes für Wasser und Abfall auf zeitweilige² ernsthafte Störung der Oker hinweist.“ Auch Schunter, Wabe und Mittelriede, die in Raabes Roman eine wichtige Rolle spielen, wird die Wasser-Güteklasse 2-3 (= kritisch belastet) bescheinigt; die Probleme haben somit nichts von ihrer Brisanz verloren.

Mehr als ein Jahrhundert ist also vergangen, und die „künftige[n] Narren unserer Art in unserem edlen

„Gemütsvolk“!, wie Raabe 1884 an seine Freunde schreibt³, sind kein bißchen weiser geworden?

Geht es Raabe in seiner Kritik zunächst um seine Zeitgenossen, die seinen am 8. Mai 1884 erschienenen Roman skeptisch bis ablehnend aufnahmen, weil es „zu sehr darin stänke“⁴, so müssen wir ‚Nachgeborene‘ den ‚realistischen‘ Appell des Dichters, mit unserer Welt sorgsamer umzugehen, als nicht gelesen stehen lassen.

Beunruhigen sollte uns dies besonders, da bereits in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine entsprechende Umweltdiskussion in Gang gesetzt wurde⁵ und Natur- und Literaturwissenschaftler seit Beginn unseres Jahrhunderts diesen ökologischen Aspekt in ihren Untersuchungen berücksichtigt haben.⁶

* Die Untersuchung ist hervorgegangen aus dem Hauptseminar „Literatur in Braunschweig von Klingemann bis Raabe“, das von Herrn Dr. Eberhard Rohse am Seminar für deutsche Sprache und Literatur der Technischen Universität Braunschweig im Wintersemester 1991/92 abgehalten wurde.

Zitiert wird nach der „Braunschweiger Ausgabe“ (BA): Wilhelm Raabe: Sämtliche Werke. Hrsg. von Karl Hoppe. 20 Bde. 4 Erg.-Bde. Freiburg/Braunschweig 1951 ff. Göttingen 1960 ff. Textstellen, die sich auf „Pfisters Mühle“ (BA 16) beziehen, werden als Seitenzahl in Klammern angegeben. Die Fotos Abb. 2 — 7 stammen von der Verfasserin.

¹ Zitiert nach Horst Denkler: Neues über Wilhelm Raabe. Zehn Annäherungsversuche an einen verkannten Schriftsteller. Tübingen 1988, S. 101.

² Vgl. Horst Denkler: Pfisters Mühle (1884). Zur Aktualität eines alten Themas und vom Nutzen offener Strukturen. In: Romane und Erzählungen des Bürgerlichen Realismus. Neue Interpretationen. Hrsg. v. Horst Denkler. Stuttgart 1980, S. 293 — 309; hier S. 305. — Denkler erwähnt hier die Wabe, die „nicht mehr nur in den Monaten der Zuckerkampagne, sondern jährein, jähraus Abwasser führt.“ — Die Beifügung „zeitweilige“ kann nur als Euphemismus gedeutet werden, da der vorjährige Gewässergütebericht (Braunschweiger Zeitung vom 4. 12. 1991) bereits eine „kritische Belastung“ feststellte.

³ Am 28. Juli 1884 schreibt Raabe an Marie und Wilhelm Jensen: „Sobald Ihr das Buch in den Händen haben werdet, will ich Euch einiges mehr von seiner Geschichte erzählen.“ — BA Erg.-Bd. 2, S. 365.

⁴ Der Braunschweiger Westermann-Verlag, der bislang die Werke Raabes zu drucken pflegte, ließ den Text zurücksenden. Auch August Rodenberg (Deutsche Romanzeitung) gab das Manuskript mit dem Hinweis auf den darin enthaltenen „Gestank“ zurück. Erst Johannes Grunow (Grenzboten, Leipzig) wagte die Veröffentlichung mit der Begründung, daß „Tatsache(n) des wirklichen Lebens“ dargestellt würden.

⁵ Vgl. Günter Bayerl: Herrn Pfisters und anderer Leute Mühlen. Das Verhältnis von Mensch, Technik und Umwelt im Spiegel des literarischen Topos. In: Harro Segeberg (Hrsg.): Technik in der Literatur. Frankfurt/M. 1987, S. 51 — 102; hier S. 82. — Bayerl schreibt, daß „entsprechend dem höheren Industrialisierungsgrad [...] in England [...] ab 1865 die ‚Rivers Pollution Commission‘ tätig“ war und 1877 in Deutschland der „Internationale Verein gegen Verunreinigung der Flüsse, des Bodens und der Luft“ gegründet wurde.

⁶ Vgl. August Thienemann: Wilhelm Raabe und die Abwasserbiologie. In: Mitteilungen 15 (1925), S. 124 — 131. — Ludwig Popp: „Pfisters Mühle“. Schlüsselroman zu einem Abwasserprozeß. In: Städtehygiene. Bd. 10. H2. Uelzen 1959, S. 22 — 25. — Ernst August Roloff: Wie Pfisters Mühle entstand. In: Wilhelm-Raabe-Kalender 2 (1948), S. 70-73. — Fritz Martini: Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus 1848 — 1898. Stuttgart 1962. — Georg Lukács: Deutsche Realisten des 19. Jahrhunderts. Berlin/O. 1961. — Günter Bayerl (wie Anm. 5), 1987. — Hermann Helmers: Raabe als Kritiker von Umweltzerstörung. Das Gedicht „Einst wird kommen die Stunde“ in der Novelle „Pfisters Mühle“. In: Literatur für Leser.

Zweifelloos hat die ‚grüne‘ Thematik dieses Romans nichts an Aktualität eingebüßt, was aber nicht dazu berechtigt, ihn als „Schlüsselroman zu einem Abwasserprozeß“⁷ oder ganz einfach als „Umweltroman“⁸ zu lesen. Das hieße „die größte Frage“, die Raabe neben der „größeren Frage“ (116) stellt, zu ignorieren wie auch die „ästhetische Funktion im poetischen Funktionszusammenhang“⁹ einfach zu übersehen.

Somit ist es sicherlich lohnenswert, an Raabes spätem Braunschweig-Roman „Pfisters Mühle“, dem „Lebensbilderbuch“ (32) des Eberhard Pfister, die künstlerische Mehrdimensionalität des Dichters zu zeigen.

„Pfisters Mühle“ mit seinem Untertitel „Ein Sommerferienheft“ ist ein erzählerischer Gegenentwurf zu Ferdinand Alexander Schnezlers Gedicht „Die verlassene Mühle“¹⁰, dessen Verse sich leitmotivisch durch Raabes Erzählung ziehen. Während in Schnezlers Gedicht geheimnisvoll-magische Kräfte den Verfall der Mühle vorantreiben, sieht Raabe die Zerstörung ‚seiner Mühle‘ in den ökologischen Zeichen seiner Zeit. Es ist auch nicht das ‚Schicksalsrad‘, das den Stillstand der Mühle bewirkt: Raabes Verhältnis zur Technik ist durchaus ‚realistisch‘! „Pfisters Mühle“ wird bereits mit Turbinen betrieben, die die Strömungskräfte des fließenden Wassers wirtschaftlich ausnutzen und so im Einklang mit der Natur durchaus effektive Ergebnisse erzielen können.¹¹ So ist es nachvollziehbar, daß eine solche Mühlenerzählung für den Leser des 19. Jahrhunderts weder Grimmsche Märchenbilder noch eine Ahnung von einem Refugium in einer heillosen Welt assoziierte, in der die polaren Gegensätze von Industrie- und Bauernstaat eine Weile vergessen werden konnten.

Wie auch anderen Schriftstellern seiner Zeit diente Raabe das Mühlenmotiv als „Kunstprodukt“¹², um an ihm exemplarische Begebenheiten seines Zeitalters (in Raabes Worten: des „Säkulums“) deutlich werden zu lassen.

Zivilisatorisch veränderte Umweltbedingungen und ihre Folgen für die Wassermühlen, die als ‚Schutzraum‘ des Menschen ein Opfer der Zeit werden, thematisiert Raabe bereits 1867 in seinem Roman „Abu Telfan“: auch „den Bach“, der die „Katzenmühle“ betreibt, „hat der Teufel [...]“, das „neunzehnte Jahrhundert geholt.“¹³ In der historischen Erzählung „Die Innerste“ von 1876 haben die Mühlen keine Überlebenschance, da an dem verschmutzten Gebirgsfluß „manche nichtswürdige Fabrik [...] seit dem Jahre 1760“ entstanden ist.¹⁴

Es ist richtig, „Pfisters Mühle“ als einen Braunschweig-Roman anzusehen. Aber gleichzeitig darf nicht übersehen werden, daß Raabe „nach eigener Aussage“¹⁵ landschaftliche und geschichtliche Räume weitgehend als Folie und Stimmungsträger für die Darstellung des Individuums als geschichtlich handelndes Wesen nutzte. Andererseits hat der Dichter stets ausführliche Quellenstudien beim Komponieren seiner Werke betrieben, und gerade für „Pfisters Mühle“ gibt es konkrete Hinweise auf topographische Signifikanz bei gleichzeitig waltender erzählerischer Phantasie.¹⁶ Keine Beachtung fand bisher die frappierende Ähnlichkeit einer Mühlenzeichnung Raabes aus dem Jahre 1847 (Abb. 1) mit dem Ölbild des Braunschweiger Maler Karl Heel mit der Unterschrift „Bienroder Mühle von Norden 1890“, welches im

München 1987, S. 199 — 211. — Horst Denkler (wie Anm. 1), 1988. — Heinrich Detering: Ökologische Krise und ästhetische Innovation. In: JbRG 1992, S. 1 — 28.

⁷ Vgl. Ludwig Popp (wie Anm. 6).

⁸ Vgl. Günter Bayerl (wie Anm. 6), S. 73.

⁹ Vgl. Horst Denkler (wie Anm. 6), S. 85 f. und Heinrich Detering (wie Anm. 6), S. 11.

¹⁰ Schnezler war Lyriker und Novellist, starb früh (42. J.) und verarmt wie der Dichter Lippoldes in „Pfisters Mühle“.

¹¹ Der Erzähler erwähnt, daß der „kühlste Platz“ in der Mühle die Turbinenstube sei (BA 16, 75).

¹² Rolf Hochhuth: Mühlen, Maler, Dichter. In: Wilhelm Schott (Hrsg.): In einem kühlen Grunde — Bilder verschwundener Mühlen. München 1978, S. 6 ff. Hochhuth stellt fest, daß man in der Prosa des 19. Jahrhunderts nur wenige Wassermühlen findet, die noch effektiv arbeiten konnten (u. a. bei Storm, Fontane, Busch). Allerdings zeigt er in seinem Aufsatz 62 Gedichte von Liliencron bis Brecht, die das Mühlenmotiv als „archetypisches Gehäuse“ aufweisen.

¹³ BA 7, S. 64.

¹⁴ BA 12, S. 105.

¹⁵ Vgl. Horst Denkler: Wilhelm Raabe. Legende — Leben — Literatur. Tübingen 1989, S. 168.

¹⁶ Um so befremdlicher mag es erscheinen, wenn in den Anmerkungen BA 16, S. 519, die Vermutung, die Rasenmühle bei Göttingen sei „Pfisters Mühle“, zurückgewiesen wird, zumal der Autor dieses selbst in seiner Erzählung richtigstellt (vgl. BA 16, S. 13).

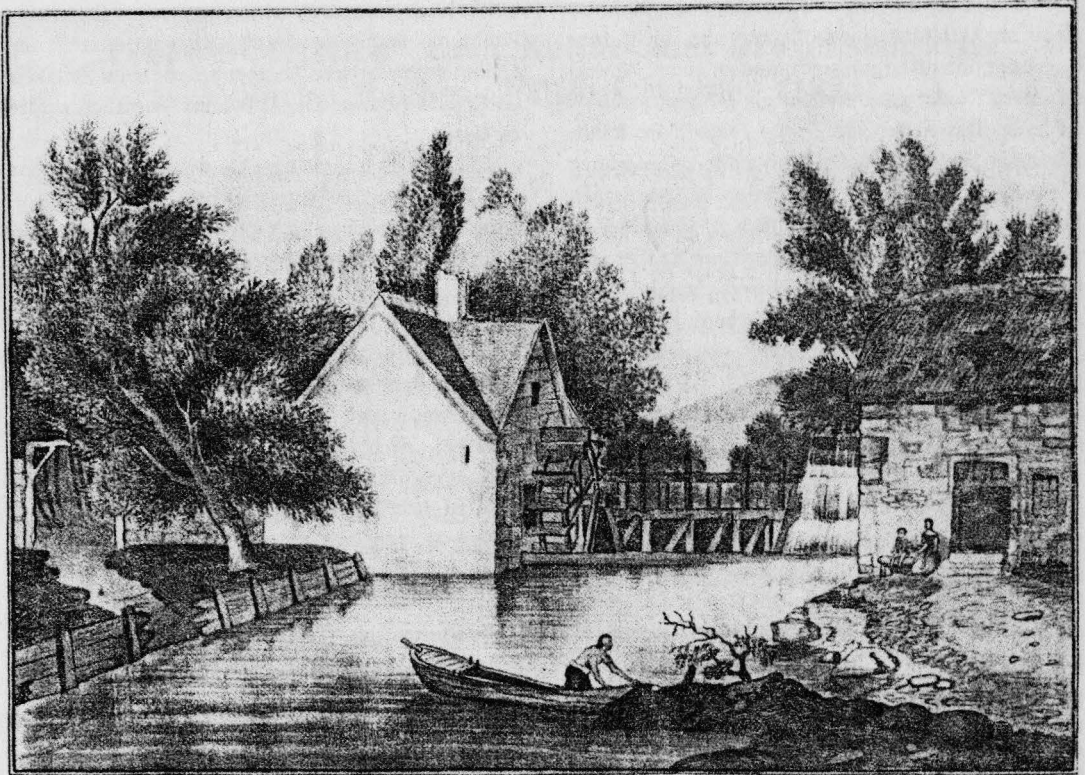


Abb. 1: Wassermühle. Lavierte Pinselzeichnung 24 x 17,5. Signiert: W. R. (Wilhelm Raabe) den 26sten Mai 1847. Städtisches Museum Braunschweig.

Städtischen Museum in Braunschweig zu sehen ist (Titelbild).¹⁷

Von dem Existenzkampf des Wassermüllers Müller aus Bienrode an der Schunter ließ sich Raabe von Geheimrat Prof. Dr. Beckurts, Inhaber des Lehrstuhls für pharmazeutische Chemie an der damaligen Hochschule in Braunschweig, berichten. Beckurts, den Raabe auf seinen donnerstäglichen Spaziergän-

gen mit den ‚Kleidersellern‘ zum „Grünen Jäger“ im Winter 1882/83 kennenlernte, fertigte zur gleichen Zeit ein Gutachten für den Müller Lüderitz aus Wendon an: Der Aktienzuckerfabrik in Rautheim sollte der Prozeß wegen Verschmutzung des Schunterwassers gemacht werden.¹⁸ Auf diesen Wegen nach Ridagshausen entdeckte Raabe auch die zunehmende Verunreinigung des Wassers und das Fischsterben in der Wabe (diese fließt in die Schunter, die dann in die Oker mündet).¹⁹ In „Pfisters Mühle“ ist diese Wahr-

¹⁷ Es liegt die Vermutung nahe, daß es sich bei „Pfisters Mühle“ tatsächlich um die Bienroder Mühle handelt, da sowohl Raabes Zeichnung (vgl. Karl Hoppe: Wilhelm Raabe als Zeichner. Göttingen 1960, S. 64) als auch K(C)arl Heels Bild in ihrer Darstellung fast identisch mit der heutigen Baulage der Bienroder Mühle sind (vgl. Wehrrsituation). Außerdem hat Raabe nachweislich Kontakte zu dem Braunschweiger Maler gehabt, wie die Eintragungen in seinem Tagebuch vom 16. 1. 59 („Heel und seine Skizzen“) und vom 29. 8. 76 („Heel etc. Klub“) belegen. – Ich danke Herrn Dr. Eberhard Rohse (Seminar für deutsche Sprache und Literatur der TU Braunschweig) für diese erwägenswerten Hinweise.

¹⁸ Vgl. August Thienemann (wie Anm. 6): „Die Kammern der Turbinen, besonders in der dem Mühlenbesitzer in Bienrode gehörenden Mühle wuchsen durch [. . .] Wasserpilze völlig zu.“

¹⁹ Vgl. Ludwig Popp (wie Anm. 6). Die Aktualität dieser Raabeschen Bestandsaufnahme zeigt eine Notiz in der Braunschweiger Zeitung vom 20. Juni 1992: Bei einem Projekt, das Schüler einer Berufsfachschule im Sommer 1992 durchführten, wurden die Grenzwerte von Nitrit im Okerwasser um mehr als 100 %



Abb. 2: „Pfisters Mühle“; Bienroder Mühle mit Wehr (1992)



Abb. 3: Bienroder Mühle und Schunter (1992)

nehmung aufgenommen: „Aus dem lebendigen klaren Fluß [. . .] war ein träge schleichendes, schleimiges, weißbläuliches Etwas geworden, das wahrhaftig niemand mehr als Bild des Lebens und des Reinen dienen konnte.“ (53)

Raabe kannte sowohl das Gutachten von Beckurts als auch die zweite Beurteilung der Klage des Breslauer Botanikers Ferdinand Cohn, die sich gegen die Zuckerfabrik in Rautheim richtete, welche ihre Industrieabwässer in die Mittelriede leitete und damit den zerstörerischen Prozeß durch die Wabe in die Schunter in Gang setzte.²⁰

überschritten, was für die Fische tödlich ist, da Nitrit die Sauerstoffaufnahme verhindert.

²⁰ Vgl. Günter Bayerl (wie Anm. 6), S. 80 f.: „die Gegend um Braunschweig war eines der Kerngebiete der Zuckerrübenwirtschaft. [. . .] Der Zeitpunkt der Romanveröffentlichung ist genauso wenig zufällig wie die braunschweigische Gegend als Ort der Handlung. Ein Sprung in der Entwicklung der Zuckerindustrie trat nämlich um 1880

Aufmerksam wurde man erst vierzig Jahre später auf diese Kenntnisse, als 1924 der Direktor der Hydrobiologischen Anstalt der Bremer Kaiser-Wilhelm-Universität, Prof. August Thienemann, eine Vorlesung über die biologische Wasseranalyse hielt. Einer seiner Zuhörer machte den Dozenten darauf aufmerksam, daß ein gewisser Wilhelm Raabe diese bereits 1883—84 in einem Roman thematisiert habe.²¹

auf.“ — Vgl. auch Rainer Dube: Braunschweiger Börse. Von stürmischer Gründungszeit bis zum tiefgreifenden Wandel. 1686 — 1934. Braunschweig 1986, S. 49. — Dube führt den lebhaften Aufschwung der Zuckerrübenproduktion ab 1864 (die etwa seit 1830 in Braunschweig betrieben wurde) auf den Anschluß Braunschweigs an den Deutschen Zollverein und die Auswirkungen des Schutz-Zollsystems bei den Landwirten zurück. — Nach 1864 nahmen im Herzogtum Braunschweig in Broistedt, Rautheim, Salzdahlum, Watenstedt, Eichthal, Schöppenstedt und Wierthe Zuckerfabriken ihren Betrieb auf.

²¹ Vgl. Ernst August Roloff (wie Anm. 6).

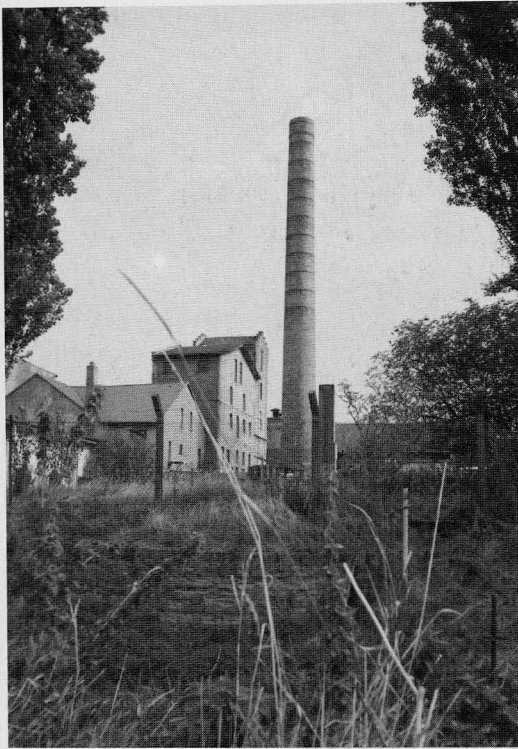


Abb. 4: Die stillgelegte Zuckerfabrik in Rautheim (1992)

In der Erzählung „Pfisters Mühle“ erklärt der Chemiker Adam August Asche, ausgestattet mit dem kompetenten Fachwissen des Autors, die Ursache der Verschmutzung des Mühlbachs durch die Zuckerfabrik „Krickeroode“ (wie die Rautheimer Fabrik hier genannt wird):

[...] „was das interessante Geschlecht der Algen anbetrifft, meistens kieselschalige Diatomeen, Gattungen *Melosira*, *Encyonema*, *Navicula* und *Pleurosigma*. Hier auch eine *Zygnemacee*. Nicht wahr, Meister, die Namen allein genügen schon, um ein Mühlrad anzuhalten?“ (90)

Der Klage der beiden Mühlenbesitzer Müller aus Bienrode und Lüderitz aus Wenden folgte das Urteil am 14. März 1883 vor der 3. Zivilkammer des Landgerichts Braunschweig, welches Raabe in seinem Roman fast wörtlich übernommen hat.²² Die Beru-

²² Vgl. Ludwig Popp (wie Anm. 6), S. 25.

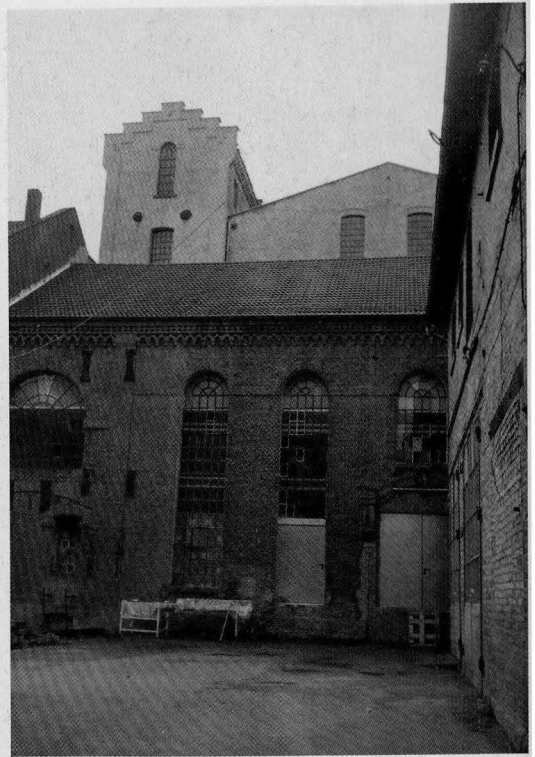


Abb. 5: „Krickeroode“ als Denkmal seiner selbst (1992)

fung der Rautheimer Zuckerfabrik gegen die Entscheidung des Gerichts hat der Autor in seiner erzählerischen Darstellung allerdings ignoriert.²³

Zu bemerken ist, daß weder die Mühle in Bienrode als auch die in Wenden Ausflugslokale waren, wie sie bei Raabe geschildert werden. Ob der Biergarten im „Grünen Jäger“ mit seinem Herbergsvater Fricke eine Vorlage für den Mühlgarten und Vater Pfister sein könnte, kann allenfalls vermutet werden.²⁴ Vielmehr könnte die Darstellung des idyllischen Mühlengartens mit seiner akademischen Jugend am Rande der Universitätsstadt ein doppelter Hinweis für die ambi-

²³ Die Rautheimer Fabrik wurde nach dem Zweiten Weltkrieg stillgelegt und existiert auch heute noch – ihrer Funktion beraubt – als Denkmal ihrer selbst. Auf dem Fabrikgelände hat sich eine Spraydosenfabrik(!) etabliert, deren Besitzer die Verfasserin des Geländes verwies und Fotografieren untersagte. Raabes „Aktualität“ ist nicht zu übersehen!

²⁴ BA 16, S. 519.

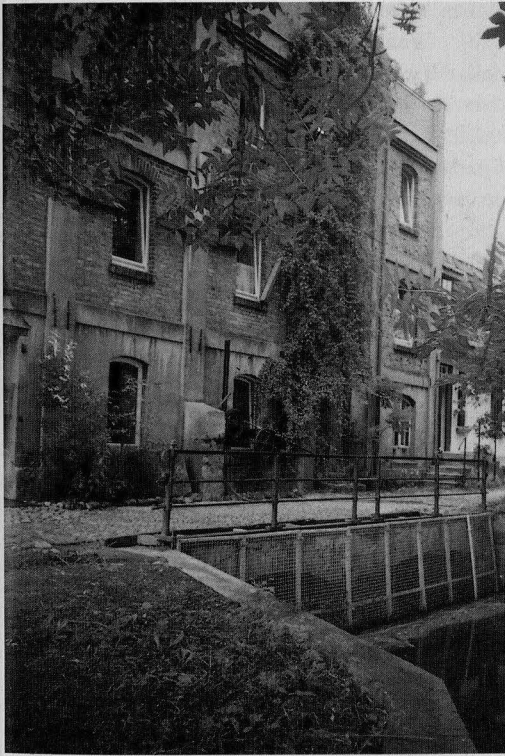


Abb. 6: Mühle in Wenden (1992)

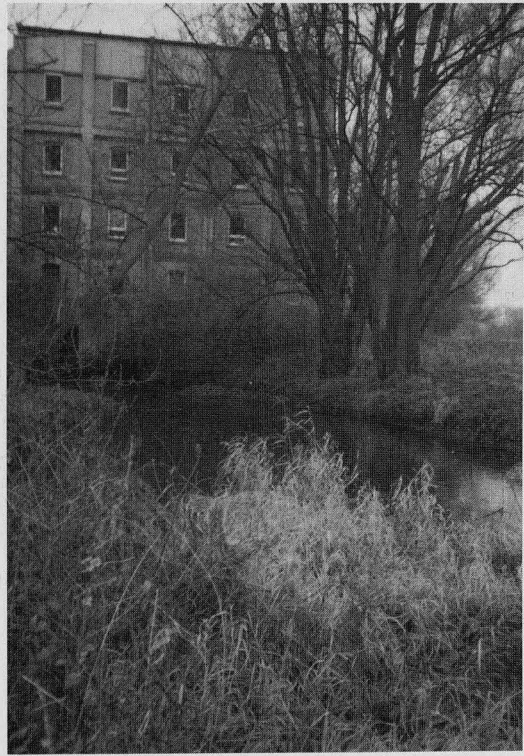


Abb. 7: Mühle und Schunter in Wenden (1992)

valente Haltung des Dichters in Braunschweig sein. Zum einen kannte der Autor Raabe wie der Erzähler in „Pfisters Mühle“ die Diskrepanz zwischen Provinz und großstädtischem Studentenleben, die hier eine glückliche Verbindung eingeht, aus eigener Anschauung²⁵, andererseits führte Raabe bei der Niederschrift des Romans ein literarisches Einsiedlerleben in Braunschweig, und das nach einer Phase aktiven gesellschaftlichen Lebens in Stuttgart. Beide Aspekte dürften dem ‚Aufarbeitungsprozeß‘ unterliegen, die der Erzähler Eberhard Pfister (und der Autor Raabe) mit dem Niederschreiben seines „Lebensbilderbuches“ in Gang setzt. Trotz der realen Sachproblematik und der Verweisung auf Braunschweiger Örtlichkeiten ist in Raabes Erzählung keine lokalpro-

vinzielle Tendenz feststellbar: Vielmehr nimmt er auch hier aus dem „*Gewimmel des Daseins* [...] *eine Handvoll Leben*“²⁶, Menschen, die anhand exemplarischer Begebenheiten die Dialektik des Einst und Jetzt verdeutlichen, die Symbolwert haben für die Nachfahren jenes Volkes, „*von dem 99 % zum Himmel stinken*“, wie Wilhelm Jensen tröstend zur Ablehnung des Romans an Raabe schreibt.²⁷

An der Ambivalenz der Beurteilung dieses späten Romans Raabes hat sich bis zum heutigen Tage nichts geändert: Während Fritz Martini „Pfisters Mühle“ als „Höhe der Erzählkunst“²⁸ bezeichnet, lobt Rolf Hochhuth „die erstrangige Prosa Wilhelm Buschs“, die „artistisch mehr wiegt als ein Zentner der nur ebenso gehaltvollen Romane seines Landsmanns Wil-

²⁵ Wilhelm Raabe studierte von 1854 bis 1856 an der Berliner Universität.

²⁶ BA 5, S. 278 („Die Leute aus dem Walde“).

²⁷ BA Erg.-Bd. 3, S. 371 f. (Brief vom 23. 12. 1884).

²⁸ Vgl. Fritz Martini (wie Anm. 6), S. 716.

helm Raabe, der ja auch Pfisters Mühle geschrieben hat.”²⁹

Raabe selbst nennt sein Buch im Untertitel *„Ein Sommerferienheft“*, das aus 22 Blättern besteht, die einzelnen Kapiteln gewidmet sind und dem Erzählverlauf entsprechend Titel tragen. Gattungsmäßig läßt sich „Pfisters Mühle“ nicht eindeutig bestimmen: Es ist ein tagebuchartiger Bericht, der acht Ferientage eines vierwöchigen Sommerurlaubs des Erzählers in der väterlichen Mühle und einen Tag Berlin in artifizelle Ordnungszusammenhänge stellt.

Eberhard Pfister, der Ich-Erzähler, spricht von einem „Sommerferientraum“ (163), aber auch von einem „Lebensbilderbuch“, in dem nur die *„Umrissse und Farben [. . .] wechseln; Rahmen und Leinwand bleiben“* (32). Schon hier wird die Ambiguität reflektierender Bewußtmachung deutlich. Welch irritierende Konsequenzen *„das Wiederlesen im eigenen Lebensbuche“*, die existentielle Selbsterforschung, haben kann, schildert Raabe bereits fünf Jahre früher in *„Alte Nester“*³⁰, und auch Eberhard Pfisters *„Sommerferienheft“* werden Blatt für Blatt die Illusionen entrissen, so daß er *„Bilder, die einst Leben, Licht, Ton und Farbe hatten, nur in Nachträumen solange als möglich festhalten (kann)“* (164). Die widerstreitenden Stimmungslagen bei der Identitätssuche des Ich-Erzählers spiegeln sich im assoziierten Zurückblicken, in *„Traumbilder(n)“* (20) und *„Morgenphantasieren“* (17) und erschweren so die gewünschte Zukunftsorientierung, sind aber zugleich Indiz für künstlerische Reflexion des Gegensatzes von Phantasie und Realität.

Die Unvereinbarkeit von Traum und Wirklichkeit zeigt sich ein zweites Mal im Bild von der blühenden Kastanie im Oktober, als der alte Pfister im Sterben liegt: ein Sommer-Naturbild als Gegenpol zur Herbstrealität oder die schmerzliche Verklärung einer untergehenden Welt?³¹

Die Erzählung ist konzipiert als mehrschichtige Rahmenerzählung mit ineinandergeschobenen Refle-

xionen, Betrachtungen und Projektionen. Den Wechsel der Zeitebenen signalisieren die häufig benutzten Zeitadverbien, die von der Vergangenheit ausgehend über die Gegenwart in die Zukunft weisen.

Die Erwartung des Lesers (*„Ein Sommerferienheft“*) wird insofern enttäuscht, als er miterlebend in den Innenraum des Erzählens hineingenommen wird und so den eigenen Ort im Zeitenwechsel bestimmt.³² Die Erzählräume, fast ausschließlich Innenräume, haben in ihrer Funktion als Rückzugs-, Flucht- und Schutzräume Hinweischarakter für die Identitätsproblematik des Textes³³ und das befremdende Anderssein des „Draußen“.

Für Lukács thematisiert Raabe „die Ohnmacht der individuellen Moralität gegen die sozialen Tatsachen des wachsenden deutschen Kapitalismus“³⁴ als Folge der „deutschen Misere“.³⁵ Ohne dem Autor von „Pfisters Mühle“ politische Ambitionen absprechen zu wollen (er hat diese in seinem Gesamtwerk mehrfach deutlich gemacht), zeigt diese Mühlenerzählung doch eher das Spannungsverhältnis zwischen der Sehnsucht des Menschen, im Einklang mit der Natur zu leben, und den psychophysischen Deformationen in der Entwicklung des Individuums in der zeitgenössischen Gesellschaft, in der die radikalen Veränderungen der Lebensbedingungen nicht aufgefangen werden konnten.

Im Mittelpunkt dieser Ambivalenz zwischen Ich und Welt, Mensch und Natur, zwischen Gefährdung und Bewältigung steht Bertram Gottlieb Pfister, ehemals vergnügter, beruflich agiler Müller und Schankwirt, der gegenüber dem *„schofelsten Material“* (101) ein *„rechter Mann“* (175) sein will. Er kapituliert vor der Unabwendbarkeit der Entwicklung, die den Untergang der Mühle zeigt, mit dem festen Glauben, daß *„es wohl der liebe Gott für die nächsten Jahre und Zeiten so fürs beste halten (wird)“* (175). In seinem Testament bestimmt er den Chemiker Adam August Asche als Besitzer der Mülleraxt und den Erlös aus dem Verkauf der Mühle für den Aufbau eines anderen *„gewinnbringenden Instituts“*, nämlich

²⁹ Vgl. Rolf Hochhuth (wie Anm. 12), S. 6. – Hochhuth ist es entgangen, daß die von ihm so gerühmte Mühle aus Goethes *„Wahlverwandtschaften“* auch von Raabe in *„Pfisters Mühle“* erwähnt wird (BA 16, S. 124).

³⁰ BA 14, S. 85 (*„Alte Nester“*, 1879).

³¹ Vgl. *„Die Kinder von Finkenrode“* (BA 2, S. 96). Hier wird das Sommerbild mit der Novemberrealität des Erzählgeschehens kontrastiert.

³² Vgl. Horst Denkler (wie Anm. 2), hier S. 295.

³³ Vgl. Wieland Zirbs: *Strukturen des Erzählens. Studien zum Spätwerk Wilhelm Raabes*. Frankfurt/M. Bern. New York 1986, S. 91.

³⁴ Georg Lukács (wie Anm. 6), S. 242.

³⁵ Ebd. S. 233

für Asches umweltverschmutzendes Reinigungsinstitut, das „*Erdlappenlumpenundfetzenreinigungsinstitut am Ufer der grauen Spree*“ (141). Allein das Raabesche Wortmonstrum (das Verfremdung bewirkt und Entfremdung verdeutlicht), ist ein Hinweis auf die Widersprüchlichkeit der scheinbar verstandesmäßig richtig getroffenen Entscheidung des Müllers. Die Hilflosigkeit angesichts der ökologischen Verwüstung, die für Vater Pfister biblische Dimensionen³⁶ annimmt, führt für ihn zu einer existentiellen Isolation, die eine Lebensperspektive unmöglich macht, so daß nur noch das Sterben in der Mühle als Daseinserlösung in Frage kommt. In einer Vorausdeutung äußert der Erzähler schon früh, daß „*die vergnüglichen Menschen dann und wann das bitterste Ende nehmen müßten! ...*“ (15) Er sieht die Katastrophe voraus, „*während um den Vater selbst schon die Schatten wuchsen.*“ (32)

Der Glaube an das Menschenmögliche, auch in schwierigen Zeiten menschenfreundlich zu handeln, ist für den Freund des Müllers, den Dichter Felix Lippoldes, nicht nachlebbar. Beruflich gescheitert – Lippoldes war in der Vergangenheit „*Dozent der klassischen Philologie*“³⁷ – schreibt er nun Geschichtsdramen für eine heldenlose Gegenwart, in der das entsprechende Lesepublikum fehlt. Raabe setzt das weltfremde Phantasiepathos des Schriftstellers und die schlichte Einfalt des Müllers kontrapunktisch gegen-

über.³⁸ Während sich Vater Pfister noch seinem „*uralte Erbe*“ verpflichtet fühlt, bedeutet für Lippoldes der Verfall traditioneller Werte den Verlust der eigenen Lebensperspektive. Lippoldes' irreale Außenseiterposition entwickelt sich zu einem Weltbild pessimistischer Verzweiflung, das er im Alkohol zu ertränken versucht: In diesem Zustand findet er in dem Lebensstrom, dem „*ehemals rauschenden, fröhlichen Nahrungsquell*“ (165) des Müllers, sein Ende, wobei nicht deutlich wird, ob es sich um einen Unfall oder um Freitod handelt. In seiner vom Wahrnehmungszerfall bedrohten Existenz ist auch die Mühle seines Freundes kein Refugium in einer menschenfeindlichen Realität, sondern ein Bild der drohenden Apokalypse. In die Idylle eines Weihnachtsabends³⁹ in Pfisters Mühle hinein deklamiert er mit pathetischer Düsterei sein Weltuntergangsgedicht⁴⁰, das sowohl eine Spiegelung der apoetischen Alltagswelt ist als auch den eigenen Untergang voraussagt. Lippoldes ist ein „*Irrgänger des Lebens*“⁴¹, dem die Wirklichkeit das Glück, auf das sein Vorname verweist⁴², versagt hat; er ist aber auch als ein Verweis auf das Anderssein des phantasiebegabten Individuums angesichts eines rationalen Weltbildes zu sehen. In diesem Zusammenhang kann wohl auch Raabes eigene Existenz zu einem Teil in die Figur des Felix Lippoldes eingeflossen sein, beschäftigt Raabe doch gerade in der Braunschweiger Zeit (1870 – 1910) die wachsende Entfernung zwischen Schreibpult und Leben.⁴³ Raabe betont aber auch die tröstend-mit-

³⁶ Vgl. BA 16, S. 55. – Angesichts der fatalen Verschmutzung des Mühlbachs beteuert Bertram Gottlieb Pfister seinem Sohn, daß er sein „*möglichstes getan habe, um deiner Vorfahren uralte Erbe vor dem Verderben zu bewahren und es vor dem Ausgehen wie Sodom und Gomorra in Schlimmerem als Pech und Schwefel und Infamerem als im Toten Meere zu retten.*“ (Vgl. Gen. 19).

Vgl. Heinrich Detering (wie Anm. 6), hier S. 21.

³⁷ Vgl. BA 16, S. 83. – Dies könnte auf den Braunschweiger Schriftsteller Robert Griepenkerl (1819 – 1868) hinweisen, der als Literaturwissenschaftler am Collegium Carolinum lehrte. – Vgl. auch Eberhard Rohse: Robespierre in Braunschweig. W. R. Griepenkerl (1810 – 1868) als Dramatiker der Französischen Revolution. In: Wolfgang Robert Griepenkerl: Maximilian Robespierre. Nach dem Erstdruck Braunschweig 1849 hrsg., mit Erläuterungen und mit einem Nachwort versehen von Eberhard Rohse. Braunschweig 1989 (= Bibliophile Schriften der Literarischen Vereinigung Braunschweig, Bd. 36), S. 117 – 159, bes. S. 121 ff. – Die in „Pfisters Mühle“ genannten Orte „*Detmold*“, „*Leipzig*“, „*Braunschweig*“ (82) verweisen aber auch auf Christian Dietrich Grabbe (1801 – 1836): Beide Dichter verfaßten Geschichtsdramen, wurden in ihrer Lebenskrise Alkoholiker und starben früh.

³⁸ Diesen Standpunkt vertritt auch Martini, während Denkler die Kontrastierung von Vater Pfister und Adam Asche betont: Beides ist nachvollziehbar; es kommt auf die eigene Optik an. – Vgl. Fritz Martini (wie Anm. 6), S. 715, und Horst Denkler (wie Anm. 2), S. 303.

³⁹ Weihnachten, in Raabes Werk eine Chiffre für Kindheit und Heimat, verweist in dieser Erzählung auf den programmierten Untergang der Mühle: Während bei der ersten Weihnachtsschilderung der Versuch gemacht wird, der Ursache der Verschmutzung auf die Spur zu kommen, steht bei der zweiten Weihnachtsdarstellung die Zuckerfabrik „*Krickerode*“ als Verursacherin der Katastrophe im Vordergrund.

⁴⁰ Ausführliche Interpretationen des Gedichtes „*Einst wird kommen die Stunde*“ sind bei Heinrich Detering (Anm. 6) und Hermann Helmers (ebenf. Anm. 6) nachzulesen.

⁴¹ Vgl. Fritz Martini (Anm. 6), S. 720.

⁴² Lat. felix ‚der Glückliche‘.

⁴³ Vgl. Aphorismus 107 (1875): „*Meine Bücher gewonnen, mein Leben verloren.*“ – Vgl. Horst Denkler (wie Anm. 6), S. 175. – Außerdem Heinrich Detering (wie Anm. 6), S. 22 f. Detering sieht die Nähe Raabes zu Lippoldes vor

menschliche Funktion seines ‚Sonderlings‘ Lippoldes und seiner Literatur, da die von der Welt verkannten Dramen von größter Wichtigkeit für den todkranken Müller sind.

Der so wenig hoffnungsvollen älteren Generation, zu der sich Raabe 1884 vermutlich selbst zugehörig fühlte, stellt der Dichter die ‚Jungen‘ diametral gegenüber und verweist auf mögliche Wege, die das Dilemma sozialer und individueller Verfremdung in ihrem Alltag wenigstens partiell aufheben; dem brüchigen Weltbild werden andere Elemente als Ersatzteile zugeordnet, aber immer aus einer ironischen Perspektive.

„Die Tage in Pfisters Mühle waren vorüber, und Arbeit und Sorge der Gegenwart traten in ihr volles Recht“ (161); so resümiert der Ich-Erzähler und Müllersohn Eberhard Pfister am Ende seines „Sommerferienraumes“ (163) auf dem Wege in sein neues Zuhause „auf der Schattenseite unserer Straße in der großen Stadt Berlin“ (17). Für den jungen Pfister, einen der zahlreichen mutterlosen Helden bei Raabe⁴⁴, ist die frühe Verlassenheitserfahrung ein Motiv für die Rückkehr in die Welt der Kindheit — ein Versuch, „das verlorene Paradies der Wahrheit, der Natur, des menschlichen Daseins“⁴⁵ wiederzufinden. Eberhard Pfister ist kein Müller geworden wie sein Vater, sondern kommt als Student „von der Gänseweide“ in die Großstadt, um sich als Oberlehrer in der „Herde der germanischen Zukunftsgelehrtheit“ (20, 39) zu etablieren.⁴⁶ Obwohl ihn der Verlust der

Mühle schmerzlich berührt, meint er in dem Aufgeben der provinziellen Beschränktheit den Weg nach vorn in den Idealen von Ehe und Beruf gefunden zu haben, welche seine soziale Stellung in einer philiströsen Umwelt sichern.⁴⁷ Erzählen hat für den jungen Pfister eine therapeutische Funktion, und doch scheint dieser „bewußt gestaltete Ablösungsprozeß“⁴⁸ nicht ganz gelungen zu sein. Die subjektive Bewußtseinsarbeit, die Vergangenheit und Zukünftiges einschließt, bedeutet für ihn die Konfrontation mit der Endlichkeit des Lebens: Der Fluß seiner Kindheit ist (durch den Tod Lippoldes‘ und des Vaters) zum Todesfluß geworden, aber auch in Berlin, wo er bezeichnenderweise auf der „Schattenseite“ (17) des Lebens wohnt, verweist seine Affinität zu den sonderbaren Kirchhofsspaziergängen seines Schwiegervaters auf ein unbewußtes Festhalten an der Vergangenheit: „Ich hielt sie aber mit Gewalt offen, die Augen; ich hatte wenig Zeit mehr, mich dem Traum hinzugeben und mit dem Vergangenen zu spielen.“ (167)

Während Eberhard Pfisters Lebensbewältigung scheinbar darin besteht, mit seinem gleichgesinnten Partner ein restriktives Glück zu teilen, zeigt Raabe an Adam August Asche den nüchtern-praktischen Lebensdrang der jüngeren Generation: ein Hinweis auf das Trotzallem wider die Zeichen der Zeit. Schon der Name ist Programm: ein Antagonismus zwischen Lebensprinzip („Adam“) und Tod („Asche“) als Symbol für Tod und Vernichtung, aber auch mit der möglichen Implikation der Neuschöpfung („Phoenix aus der Asche“).⁴⁹ Als Sohn eines „Schönfärbers“ und als Lehrer des Müllersohnes hat er, ebenfalls „mit

allem in dessen „Rückgriff auf biblische Gerichtsandrohnungen“ und in der Selbsteinschätzung Raabes als verunglückter Lyriker. – Lippoldes‘ Charakterisierung ist aber nicht die eines Lyrikers, sondern eines (zudem an Grabbe und Griepenkerl erinnernden) Geschichtsdramen-Dichters.

⁴⁴ Als Beispiele, daß Raabe dieses Motiv vom Früh- bis zum Spätwerk thematisiert hat, sei nur auf Max Bösenbeg („Die Kinder von Finkenrode“, 1858) (BA 2) und Fritz Langreuter („Alte Nester“, 1979) (BA 14) verwiesen. Bei dem Roman „Alte Nester“ hat schon der Untertitel „Zwei Bücher Lebensgeschichten“ Zuweisungscharakter. – Siehe hierzu die Arbeit von Irmgard Roebeling: Wilhelm Raabes doppelte Buchführung: Paradigma einer Spaltung. Tübingen 1988. – Vgl. auch: Wolfgang Giegerich: Der verlorene Sohn. Vom Ursprung des Dichters Wilhelm Raabe. Essen 1987.

⁴⁵ Georg Lukács (wie Anm. 6), S. 248.

⁴⁶ Hier dürfte Raabes eigene Jugend exemplarisch mitverantwortet sein, ging er doch auch 1854 von der „Gänseweide“ (Eschershausen, Holzminden, Stadtoldendorf) über die Provinz (Wolfenbüttel, Magdeburg) in die Großstadt Berlin.

⁴⁷ Daß Raabe die Anpassung des Ich-Erzählers an die gesellschaftlichen Verhältnisse durchaus ironisch sieht, zeigt sich bereits auf den ersten Seiten der Erzählung, als Emmy Pfister geb. Schulze ihren Ehemann mit dem Kosenamen „Mieze“ bzw. „Miezchen“ (9/10) anredet. Es dürfte kaum ein Zufall sein, wenn Raabe hier auf den Künstler Alexander Mieze aus den „Kindern von Finkenrode“ reflektiert, der seinen Beruf aufgibt, um Spiritusfabrikant zu werden und in einer bürgerlichen Ehe seelischen Halt sucht (BA 2). – Vgl. Wolfgang Giegerich (wie Anm. 44), S. 87. – Es fällt somit schwer, Giegerichs Standpunkt zu teilen, wenn er meint, „Realismus und Idealismus (gingen) in dieser Ehe eine Verbindung ein.“

⁴⁸ Vgl. Wieland Zirbs (wie Anm. 33), S. 101. – Auch Zirbs spricht von einem „vielgestaltigen Bewußtseinsprozeß“ (S. 91) ohne Konfliktlösung.

⁴⁹ Ebd. S. 105.

Stroh im Haar“ (20), die Schule der Wahrnehmung gegen die Schule des Wissens eingetauscht, um als Doktor der Philosophie seine humanistischen Studien abzuschließen. Als Manager des 19. Jahrhunderts sieht er die Strukturveränderungen seiner Zeit, belächelt den Philologen und sieht eine neue lockende Perspektive in dem lukrativeren Beruf des Chemikers. So ist er denn auch in der Lage, die Negativ- sprich ‚Pilzwelt‘ im Pfisterschen Mühlbach zu analysieren und dieses Fachwissen für seine kapitalistischen Unternehmerbestrebungen zu nutzen. An Asches Handeln macht Raabe deutlich, daß wissenschaftlich geschulter Intellekt nicht ausreicht, letzte Lebensfragen zu lösen. Scheint für Asche, der sich selbst als „Flegel mit Gemüt“ (97) und „größten Pinsel des Universums“ bezeichnet, mittels der Ratio die Rückholung von Lebensqualität möglich zu sein, so zeigt der großstädtische Flaneur auf der anderen Seite erstaunlich-nostalgische Baupläne als Rettungsversuch, Vergangenes zu konservieren: Die von ihm gegründete Reinigungsfirma „Schmurky u. Kompany“ entsteht „vor gotischen Toren und Mauern“⁵⁰ mit Kreuzgängen einschließlich Klosterergärtchen (das im Mittelalter Inbegriff der Gesundheit war), und die ‚Fluchtborg‘ „Lippoldesheim“, das neue Zuhause Asches, wird „in feinsten Renaissance“ (125) nachempfunden. Das notorische Festhalten Asches an alten Wertvorstellungen macht deutlich, daß sich unter der realistischen Oberflächenstruktur eine unge- und unerlöste Welt befindet und die Sehnsucht nach einem anderen Ich und einem erfüllten Leben. Somit wird sein „Rhakapygos“ zur privatistischen Idylle von Selbsttäuschung und Lebenslüge.⁵¹

So wenig der idealisierte, wenn auch ironisch gefärbte Schluß überzeugt, so unwahrscheinlich ist es, daß für die lebensstüchtige Albertine „Lippoldesheim“ und die Ehe mit Asche eine Erfüllung ihres Lebensentwurfes sein könnte. Als Sterbehelferin des Müllers und Lebenshelferin ihres Vaters hat sie für Adam Asche lediglich eine ausgleichende Funktion zu Gewinn und Geld und wird damit zum Objekt

patriarchalischen Behagens. Durch ihre eigenständige Berufswahl, aber auch durch ihre persönlichen Krisen- und Leiderfahrungen unterscheidet sie sich erheblich von der Ehefrau des Müllersohnes, von Emmy Pfister, der Durchschnittsfrau des 19. Jahrhunderts, die ihre Berufung in Ehe und Familie sieht. Als mitfühlende, lebensbejahende Hintergrundfiguren haben sie jedoch beide (trotz ihrer Nähe zu Mütterlichkeitsklischees des 19. Jahrhunderts) Verweissungscharakter für die partielle Aufhebung individueller Entfremdung.

Im Gegensatz zu der ambivalenten Charakterisierung der Hauptfiguren verweisen die Nebenfiguren eindeutig auf die latent-widersprüchlichen Verhältnisse ihres „Säkulum“, verursacht durch die Preisgabe von Lebensformen und Anschauungsnormen. Die mütterliche Christine und der Mühlenknecht Samse, beide aufgrund ihrer sozialen Stellung ohne Möglichkeiten der eigenen Entfaltung, sehen in Pflichtbewußtsein und tätiger Mitmenschlichkeit eine Chance, die eigenen Seelenwehwehen und den damit verbundenen Daseinspessimismus zu überwinden.

Als Gegenpol und als Personifizierung des ichhaften Gewinnstrebens fungieren Anwalt und Architekt, die sich opportunistisch in der ‚neuen‘ Welt eingerichtet haben und in ‚täglicher Selbsttäuschung‘ und mit philisterhaftem Behagen den Fortschritt genießen.⁵²

Raabe zeigt anhand seiner Figuren mit kunstvoller Genauigkeit die menschlichen Möglichkeiten gegen die Determinationen des Seins, aber auch die Unausweichlichkeit seelischer Heimatlosigkeit.

So bleibt zum Schluß die anfangs gestellte Frage bestehen, ob dieser viel zu wenig beachtete Roman Raabes einzig allein die Darstellung einer Umweltzerstörung sei. Der Leser des 20. Jahrhunderts empfindet ja die Kritik des Autors an Luft- und Wasserverschmutzung⁵³, die der Zerstörung des historisch

⁵⁰ Vgl. BA 16, S. 126. – Auch bei Adam Asches vorherigem Wohnsitz wird dieser Antagonismus deutlich: Er wohnt im „Ödfeld“, aber dort in der „Schlehengasse“.

⁵¹ Vgl. BA 16, S. 109 f. – Seine persönliche Isolation spricht Asche selber an: „Ich aber habe mir je wohl vorgenommen, die Zähne zusammenzubeißen und die Leute nichts merken zu lassen von meinem innerlichen Frösteln.“

⁵² Die bedrohlichen Widersprüche hat Astrid Schweimler in einer ihrer Collagen zu „Pfisters Mühle“ eindrucksvoll dargestellt: Astrid Schweimler/Bernd Schmitt: FEDERLESEN. Wilhelm Raabe neu illustriert. Katalog zur Ausstellung der Stadtbücherei Stuttgart. Stuttgart 1991.

⁵³ Karl Ludwig Schneider: Die alte und die neue Zeit. Bauwerke als Sinnbilder des Epochen Gegensatzes in Texten von Wilhelm Raabe, Max Kretzer und Stefan George. In: Die nützlichen Künste. Hrsg. v. Tilmann Buddensieg und Henning Rogge. Berlin 1981, S. 67 – 70.

Gewachsenen⁵⁴ als durchaus ‚realistisch‘. Und sicher bietet „Pfisters Mühle“ genügend Argumentationspotential für die „größere Frage“, die sich gegen den Ausbau der ökonomischen Macht, gegen kapitalistische Profitsucht wendet. Der penetrante Geruch des ehemals klaren Mühlbachs jedoch weist auch auf die ‚Fäulnisbakterien‘ hin, die das Leben in der zeitgenössischen Gesellschaft gefährden. Dieser ‚Gestank‘ ist ein Indiz für die wenig beachtete sozialgeschichtliche Situation, in der das Bürgertum durch Besitz und Bildung charakterisiert wird, während die ‚Masse Mensch‘ zum anonymen Produkt der Industrie wird. Somit ist die Zuckerfabrik „Krickeroode“ nicht nur die Verursacherin der Umweltschäden, sondern auch soziale Wirklichkeit einer stummen Belegschaft und Brutstätte eines aufstrebenden kleinen Beamtentums mit diabolischen Zügen. Bezeichnenderweise findet „jenseits der Wiese [...] die große industrielle Errungenschaft der Neuzeit“ (99) statt, die der Erzähler mit dämonischer Düsterei ‚malt‘!

Trotzdem zeichnet Raabe kein Weltbild pessimistischer Verzweiflung: Die spannende Polarität liegt zwischen Lebensschmerz und Lebensvertrauen, zwischen Resignation und universalistischem Optimismus. Fünfzehn Jahre später läßt der Dichter in seiner historischen Erzählung „Hastenbeck“ die Lebenshelferin Wackerhahn erklären, daß des Menschen „Dasein auf der Erde“ sich immer von neuem aufbaue, „doch nicht von dem äußeren Umkreis her, sondern stets aus der Mitte.“⁵⁵

Diese Mitte in der Mannigfaltigkeit des Seins haben die Figuren aus „Pfisters Mühle“ (und Raabe), die in ihrer Bewußtseinskrise gefangen sind, noch nicht gefunden.

Bertolt Brecht schreibt im Schlußchor der „Heiligen Johanna der Schlachthöfe“:

„Bleibe stets mit dir im Streite!

Bleib der Eine, stets Entzweite!“⁵⁶

⁵⁴ Vgl. BA 11: „Meister Autor und die Geschichten vom versunkenen Garten“ ist ebenfalls ein zum Zeitroman ausgeweiteter „Braunschweig-Roman“. — Vgl. dazu Antje Alber: Zwischen Idylle und gründerzeitlicher Zivilisation. Wilhelm Raabes Roman: „Meister Autor und die Geschichte vom versunkenen Garten“. (Im vorliegenden Band S. 3 — 27).

⁵⁵ BA 19, S. 404.

⁵⁶ Bertolt Brecht. Gesammelte Werke in 20 Bänden. Bd. 2. Frankfurt/M. 1967, S. 786.

Mit der Diskrepanz von Ratio und Gefühl leben zu können — das entspricht dem Selbstfindungsprozeß des 20. Jahrhunderts. Die Menschen aus „Pfisters Mühle“ sind aber erst auf dem Weg, ihre Identität neu zu definieren. Ihre Schwierigkeit besteht jedoch darin, daß sie nicht in das neue Zeitalter hineingeboren sind, sondern in ein vorher gewesenes. Raabe befindet sich mit seiner subjektiven Kritik, der Beschränkung auf die Innenwelt und der Verweigerung offensichtlicher Lösungen im Einklang mit der literarischen Entwicklung seiner Zeit.⁵⁷

Hans Mayer spricht in diesem Zusammenhang von dem „unglücklichen Bewußtsein“ in der Literatur des 19. Jahrhunderts, dem eine „entzweigebrochene Wirklichkeit“⁵⁸ entspricht. Dies läßt sich exemplarisch an „Pfisters Mühle“ zeigen: Raabe reflektiert den ungelösten Gegensatz zwischen der Humanisierung des Denkens und Fühlens einerseits und der wachsenden Entmenslichung der gesellschaftlichen Zustände andererseits. Und so wird die unerfüllte Privatgeschichte des Eberhard Pfister zum Plädoyer für die „größte Frage“ Raabes, die eine ethisch-moralische ist, und wird damit Kultur- und Weltgeschichte.

⁵⁷ Hans Mayer: Das unglückliche Bewußtsein. Zur deutschen Literaturgeschichte von Lessing bis Heine. 1. Aufl. Frankfurt/M. 1986. S. 28.

⁵⁸ Ebd. S. 12. — Das „unglückliche Bewußtsein“ tritt als eine Form des Selbstbewußtseins auf, als Mitte der Triade, die vom Bewußtsein über das Selbstbewußtsein zur Vernunft führen soll. — Vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Phänomenologie des Geistes. Stuttgart 1987 S. 157 f.

Zum Gedenken an Rita Jungkunz-Höltje

Rita Jungkunz-Höltje hat das Erscheinen ihres Aufsatzes über Raabes Roman „Pfisters Mühle“ nicht mehr erlebt. Erst in der Mitte des Lebens hatte sie ihr Studium der Germanistik begonnen, vor dessen Abschluß sie jetzt stand. Wer ihre Belesenheit, ihre Fähigkeit zu arbeiten und ihr menschliches Engagement gekannt hat, weiß, daß der hier gedruckte Artikel wohl den Auftakt zu noch vielen anderen Arbeiten gebildet hätte, die von ihr zu erwarten waren. In November 1993 ist Rita Jungkunz-Höltje noch kurzer, schwerer Krankheit — viel zu früh — gestorben. Die sie kannten, werden sie nicht vergessen.

Herbert Blume Eberhard Rohse

Technische Universität Braunschweig

Seminar für deutsche Sprache und Literatur

Rolf Sonnenberg

Das Gebäude der Neuen Kanzlei in Wolfenbüttel

„Sie war als reiner Zweckbau gedacht; aber trotz kerkerdüsteren Ernstes und verkennbarer Derbheit ist sie doch von erstaunlicher Sicherheit im Ausdruck. Sie hat über das Nützliche hinaus etwas von dem, was Goethe als das Poetische in der Architektur bezeichnet.“¹ So sah Kurt Seeleke, der Kenner der Wolfenbütteler Renaissancearchitektur, das Gebäude der Neuen Kanzlei. „Fremdartig“ mutete es Friedrich Thöne an²; und jeder Besucher Wolfenbüttels wird ihm beipflichten können, wenn er in der Kanzlei-straße inmitten spitzgiebeliger norddeutscher Fach-

werkarchitektur auf diesen Steinbau mit seiner Loggia, der Freitreppe und dem Eckturm trifft.

Während die Fachwerkhäuser ihre meist kleinen Parzellen ausfüllen und sich nur in der Höhe entwickeln können, kennt die Kanzlei solche Beschränkung nicht. Da ist einmal die sehr lange und dabei niedrige Fassade, einstöckig, jedoch mit hohem Kellergeschoß. Sie wird nur durch große, gekoppelte Fenster gegliedert, deren Reihung den horizontalen, lastenden Zug des Gebäudes verstärkt. Dazu kommen zwei Vorbauten, die, schmal und aufragend, einen vertikalen Gegenzug erzeugen und durch ihr Vortreten aus der Wand das Flächenhafte der Fassade mildern.

Der westliche Vorbau ummantelt die einzige freie Ecke des Gebäudes (Abb. 1). Er besitzt in der Wolfenbütteler Architektur eine Entsprechung im Ecktürmchen des ganz in der Nähe gelegenen Bankhauses See-

¹ Kurt Seeleke: Paul Francke, ein fürstlicher Baumeister zu Wolfenbüttel. In: Braunschweigisches Jahrbuch, 3. Folge, Band 1, 1940, S. 29 — 57. Hier S. 36.

² Friedrich Thöne: Hans Vredeman de Vries in Wolfenbüttel. In: Braunschweigisches Jahrbuch, Bd. 41, 1960, S. 47 — 68. Hier S. 61.



Abb. 1: Die Neue Kanzlei in Wolfenbüttel, 1991

liger. Der andere scheint willkürlich vor die lange Fassade gestellt. Er ist es, der wesentlich die fremdartige Wirkung des Gebäudes bestimmt, denn über einer massiven Basis in Höhe des Erdgeschosses öffnet sich eine Loggia mit zwei Bögen nach vorn und je einem nach den Seiten. Eine breite Freitreppe führt zu ihr hinauf. Ein weiteres Geschoß überragt bereits das Traufgesims der Fassade. Es wird durch Blendbögen mit Fenstern darin gegliedert, angeordnet wie die Bögen der Loggia. Ein flaches Dach schließt den Vorbau ab.

Dieser Loggiavorbau befindet sich noch ein gutes Stück vor dem nördlichen, an einen Fachwerkbau anstoßenden Ende der Fassade. Die Bögen korrespondieren mit den Blendbögen im Erdgeschoß des Eckvorbaus, der jedoch nur ein Obergeschoß besitzt und somit niedriger bleibt als sein Gegenstück.

Die Loggia mit ihren facettierten Bögen, den profilierten Pfeilern und Brüstungen bildet den hervorragendsten Schmuck des Gebäudes. Sie dient als Vorraum zum Eingang des ersten Geschosses. In den Bogenlaibungen sind Ruhebänke eingelassen. Die zur Loggia emporführende Treppe weist in halber Höhe einen Absatz auf, der eine Tür zum erhöhten Erdgeschoß zugänglich macht.

Das Traufgesims kröpft die Vorbauten und verklammert diese aufwendiger gegliederten Bauteile mit der schlichten Fassade.

Ein geübtes Auge erkennt wohl bald, daß einige für den heutigen Eindruck nicht unwesentliche Teile des Gebäudes ihre Entstehung der zeitweiligen Vorliebe des vorigen Jahrhunderts für die italienische Renaissance verdanken. Zu nennen wäre das zwar subtil gestaltete, aber im Ganzen wenig originelle Obergeschoß des Loggienvorbaus und das neben dem Eckvorbau gelegene heutige Hauptportal mit der Figurennische darüber. Jedoch die Bausubstanz, die Profile der meisten Fenster, der Eckturm und der Loggienvorbau mit ihrem wesentlich kräftigeren, handfesten Bauschmuck sind authentische Schöpfungen des 16. Jahrhunderts und somit den benachbarten Fachwerkbauten zeitlich durchaus nahe.

Das Gebäude beherbergt heute das Braunschweigische Landesmuseum für Vor- und Frühgeschichte. Davor diente es bis 1955 als Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel, das aus dem Herzoglichen Landeshauptarchiv hervorging. Um die Erfassung der Geschichte des Gebäudes hat sich vor allem Friedrich

Thöne verdient gemacht. Thöne konnte nachweisen, daß es in den letzten Lebensjahren des Herzogs Julius, wohl 1588, durch einen Umbau der herzoglichen Schenke und Apotheke zur Kanzlei.³

Zeitlich ist dieses interessante Bauwerk somit noch vor die bekannten Hauptwerke Paul Franckes zu setzen, die gemeinhin den Begriff der Wolfenbütteler Renaissancearchitektur ausfüllen und als deren erstes das „*Neue Juleum*“ in Helmstedt von 1592 gilt.⁴

Friedrich Thöne hat weiterhin auch die ursprüngliche Umgebung der Kanzlei rekonstruiert.⁵ Sie liegt in der Heinrichstadt, einem vom Herzog Julius selbst durchgeplanten Stadtteil Wolfenbüttels, mit übersichtlichem Straßensystem und schnurgeraden Kanälen für den effizienten Transport von Waren und Baumaterialien. Thönes Arbeiten werden ergänzt durch Hermann Kleinaus Erforschung der Geschichte des Staatsarchivs⁶, die die Bedeutung der Kanzlei als Zentrale der herzoglichen Verwaltung hervorhebt. So ergibt sich ein Bild der Kanzlei als eines der wichtigsten Glieder des bis ins Kleinste durchgebildeten und als ein Organismus empfundenen Renaissancestaates.

Die neue Kanzlei nimmt innerhalb der deutschen Renaissancearchitektur eine ganz singuläre Stellung ein; etwas Vergleichbares, und sei es auch im Detail, will sich nicht finden lassen. Doch ehe diesem Phänomen nachgegangen und auch eine Würdigung der ästhetischen Wirkung, die sich bei näherer Beschäftigung je länger, je mehr entfaltet, versucht werden soll, muß ein kurzer Blick auf die bislang bekannten Daten zur Baugeschichte geworfen werden.

Die alte Kanzlei lag südöstlich vor dem Schloß und war durch eine Brücke mit dem Lustgarten neben dem Schloß verbunden.⁷ Auch 1575 befand sie sich noch hier, doch sollte ein Teil der Verwaltung, nämlich die gemeinen Sachen und die Audienzen⁸, in die

³ Friedrich Thöne: Wolfenbüttel unter Herzog Julius (1568 — 1589). In: Braunschweigisches Jahrbuch, Band 33, 1952, S. 1 — 74. Hier S. 51 f.

⁴ Seeleke, S. 42 f.

⁵ Friedrich Thöne: Wolfenbüttel in der Spätrenaissance. In: Braunschweigisches Jahrbuch, Band 35, 1954, S. 5 — 112. Hier S. 54 ff.

⁶ Hermann Kleinau: Geschichte des Niedersächsischen Staatsarchivs in Wolfenbüttel. Göttingen 1953 (Veröffentlichungen der niedersächsischen Archivverwaltung, Heft 1).

⁷ Thöne, Julius, S. 28, Anm. 134.

⁸ Die Regierungsgeschäfte unterteilten sich in zwei Hauptgruppen: 1. Kammer- und Geheimsachen; 2. Gemeine-

Heinrichstadt, verlegt werden. Zur Disposition stand das Neue Tor oder die Apotheke. Letztere mußte allerdings erst hergerichtet werden. Die eigenen Kammersachen und des Fürstentums wichtige Sachen sollten weiterhin auf der Kanzlei der Dammfestung (beim Schloß) verbleiben.⁹ Offensichtlich hat dieser teilweise Umzug tatsächlich stattgefunden, denn 1577 gibt es ein fürstliches Audienzhaus in der Heinrichstadt und 1580 heißt es „in der Heinrichstadt in dem Regimente.“¹⁰ Im Jahre 1587 bringt dann Hans Vredeman de Vries dem Herzog Julius die Zeichnung einer Kanzlei.¹¹ Im folgenden Jahr gibt es Nachrichten von einem Umbau des Gebäudes der Schenke und Apotheke zur Neuen Kanzlei, wobei 120 Schiffsladungen mit Baumaterialien verbraucht wurden.¹²

Diese Schenke und Apotheke in der Heinrichstadt, 1573 als solche zum ersten Male erwähnt¹³, befand sich in einem Gebäude, das bereits 1543 als Teil eines Vorwerks existierte.¹⁴ Herzog Julius ließ auf dem Gelände des Vorwerks eine Messingfaktorei anlegen und seine vielbewunderten Metallvorräte aufbewahren. Das eigentliche Faktoreigebäude lag parallel zur Kanzlei, zwischen Brauergildenstraße und Klosterstraße.¹⁵

oder Landsachen. Zur ersten Gruppe gehörte die Korrespondenz zur auswärtigen Politik, Verschreibungen und Konsense, Bestellungen sowie geistliche und weltliche Lehnssachen. Zur zweiten Gruppe (und damit zur Kompetenz der Ratsstube) gehörten Partei- und Justizsachen, Reichs-, Kreis- und Grenzsachen und die Expedition der Lehnssachen (Bruno Krusch: Die Entwicklung der Herzogl. Braunschweigischen Centralbehörden, Kanzlei, Hofgericht und Consistorium bis zum Jahr 1584. In: Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, 1894, S. 39 — 179. Hier S. 144 f.).

⁹ Krusch, S. 153.

¹⁰ P. J. Meier, K. Steinacker: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig, 2. Band, Die Stadt Wolfenbüttel. Wolfenbüttel 1904. S. 142. Kleinau, S. 16, Anm. 3.

¹¹ Thöne, Vredeman, S. 51. Anlaß des Kanzleibaues werden neben dem Wunsch nach Zentralisierung auch die nach der Calenberger Erbschaft 1584 sicherlich enorm anschwellenden Aktenaufkommen und Verwaltungsvorgänge gewesen sein. Außerdem fand im neuen Kanzleigebäude endlich das Hofgericht einen festen Platz. Bislang hatten die Ungewißheiten über seinen jeweiligen Tagungsort für einige Verwirrung gesorgt (Krusch, S. 143).

¹² Thöne, Julius, S. 52.

¹³ Ebenda, S. 51.

¹⁴ Ebenda.

¹⁵ Ebenda, S. 53.

Herzog Julius erlebte die Einrichtung der Kanzlei nicht mehr. Er starb bereits 1589, und am 10. Februar 1590 war die Registratur noch nicht möbliert. Dies sollte dann von 30 Tischlern schleunigst bis zum 29. März nachgeholt werden.¹⁶ Obwohl die endgültige Verlegung der Kanzlei in die Heinrichstadt bereits zum März dieses Jahres angeordnet worden war, begann man doch erst im folgenden Jahr mit dem Umzug.¹⁷

Im Erdgeschoß des Gebäudes befand sich in den Räumen zur Klosterstraße hin auch zu dieser Zeit noch eine Apotheke.¹⁸ Doch bald wurde sie dem Kanzleibetrieb hinderlich, und außerdem benötigte man die Räume nun auch für die Kammersachen. Schließlich zog die Apotheke 1596 in ein neues Domizil.¹⁹

Von den bei Paul Jonas Meier und Karl Steinacker angegebenen Bildquellen²⁰, die den Zustand des Gebäudes vor den Umbauten des 19. Jahrhunderts wiedergeben, dürfen zwei besonderen Anspruch auf Originaltreue beanspruchen. Es sind dies die Zeichnungen von Renner, 1789 entstanden (Abb. 2), und Th. Thies vom Juli 1846.²¹ Besonders Renners maßstäblicher Aufriß der Straßenfront zeigt, wie sehr die Umbauten den Charakter des Gebäudes veränderten. So hob sich vormals das erst 1597 erbaute Kanzlerhaus²² durch seine ganz von großen Fenstern durchbrochene Wand und die beiden, die Fassade begrenzenden Zwerchhäuser deutlich vom eigentlichen Kanzleigebäude ab. Das östliche Fünftel der heutigen Fassade gehörte also nicht mehr zum ursprünglichen Bau. Die starke Trennmauer auf der Grundrißzeichnung unterstreicht dies. Sie ist auch heute noch als breiter Mauervorsprung im Innern des Gebäudes zu erkennen.

¹⁶ Kleinau, S. 24 (Neue Signatur im Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 6 Alt 100).

¹⁷ Kleinau, S. 25.

¹⁸ Ebenda. Nach den Aufzeichnungen des Oberarchivars Wäterling aus dem Jahre 1826 war zu dieser Zeit in einem Durchgang im hinteren Bereich dieses Gebäudeteils noch der Überrest eines Destillierofens zu erkennen (Nieders. Staatsarchiv Wolfenb., 36 Alt 101/20).

¹⁹ Kleinau, S. 25.

²⁰ Meier/Steinacker, S. 141.

²¹ Das Original eingeklebt in: Gesenius, Braunsch.-Lüneburgische Topographie, 2. Band, Blatt 456 (Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel).

²² Thöne, Spätrenaissance, S. 57.

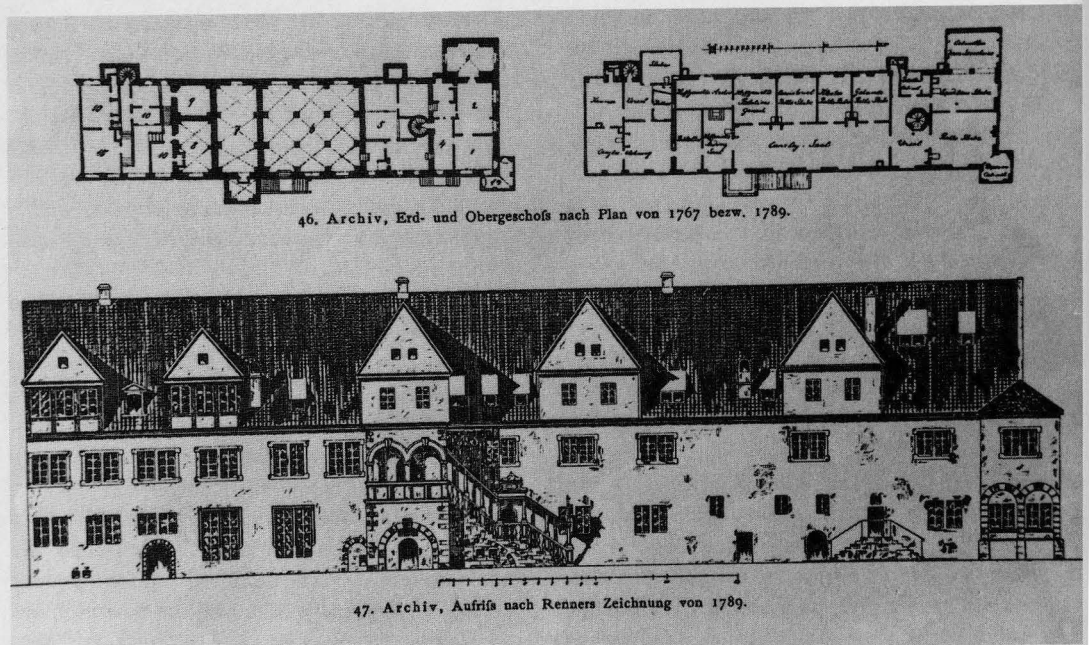


Abb. 2: Neue Kanzlei, Aufriss und Grundrisse des 18. Jahrhunderts (nach Meier/Steinacker, S. 145)

Über dem Loggiengeschoß des Vorbaus kragte ein Zwerchhaus mit einfachem Dreiecksgiebel vor. Zwei etwas breitere Zwerchhäuser bekrönten die Fassade zwischen den beiden Vorbauten. Eine Distanz, die genau ihrer Breite entsprach, trennte sie vom jeweiligen Vorbau, und das Anderthalbfache ihrer Breite lag zwischen ihnen. Die Fassade war also nicht gemittet.

Die große Freitreppe besaß eine von Säulen getragene Bedachung. Über dem Treppenabsatz in halber Höhe, also vor dem Eingang in das erhöhte Erdgeschoß, befand sich ein Ziergiebel mit einer flachen, von Voluten umgebenen Ädikula.²³ Auf Postamenten stehende Säulen, die ein Gebälk mit Ädikula tragen, entsprechen einer zu dieser Zeit weitverbreiteten Portalform, die ihre Verbreitung auch Vorlagenbüchern verdankt.²⁴ Auf der Rennerzeichnung besitzt die Treppenüberdachung am Fuße der Treppe einen weiteren Ziergiebel, der jedoch nur in schmaler Seiten-

ansicht gegeben ist. Er schneidet unschön ein Fenster. Auch stehen die Säulen hier weiter auseinander als auf der oberen Treppenhälfte. Ein späterer Umbau wird den ursprünglichen Zustand etwas verzerrt haben.²⁵

Während der Eingang zum erhöhten Erdgeschoß als Bestandteil der Prachttreppe besonders ausgezeichnet wurde, war der heutige Haupteingang neben dem Eckvorbau nur eine einfache Türöffnung ohne jeden Schmuck. Eine schlichte doppelläufige Treppe führte hinauf. Daneben, nördlich, lagen zwei weitere, heute verschwundene Eingänge, ebenfalls ohne jede Rahmung. Kleine Fenster darüber, die wesentlich höher lagen als die drei großen Koppelfenster des Erdgeschosses, deuten einen niedrigen Zwischenstock an. Die Raumsituation des Erdgeschosses scheint sehr kompliziert gewesen zu sein.

Die Lage der Fenster des ersten Stockwerks richtete sich, wie ein Blick auf den Grundriß zeigt, nach der Anordnung der Innenräume, was zu Unregelmäßigkeiten in der Straßenfront führte.

²³ Nur durch die Zeichnung Renners überliefert.

²⁴ Rolf Sonnenberg: Schloß Hessen bei Braunschweig unter Herzog Julius von Braunschweig und Lüneburg (1568 — 1589). Magisterarbeit am Kunstgeschichtlichen Institut der Universität Hamburg 1992 (Maschinenschrift). S. 86 ff. (Belegexemplar im Niedersächs. Staatsarchiv Wolfenbüttel.)

²⁵ Kleinau, S. 28, erwähnt eine Vermehrung der Stufen im Jahre 1762.

Die Zeichnung von Th. Thies ergänzt die Renner'sche Zeichnung, denn hierauf läßt sich erkennen, daß die Dreiecksgiebel der Zwerchhäuser und der obere Teil des großen Giebels zur Klosterstraße hin aus Fachwerk bestanden. Auch fehlt hier das Traufgesims; statt dessen wird die Balkenlage des Bodens sichtbar. Nun wird das heutige Gesims tatsächlich eine Rekonstruktion des vorigen Jahrhunderts sein, aber als Abschluß der Fassade gehörte es auch zur Architektur des 16. Jahrhunderts, so daß man sich hier auf Renners Detailtreue verlassen können wird.

Bis 1755 befand sich neben dem westlichen Seitengiebel, also zur Klosterstraße hin, ein achteckiger Turm und ein kleiner Erker.²⁶ Der Turm setzte jedoch erst in Dachhöhe ein und wird wohl auch nicht sehr hoch gewesen sein.²⁷

Die Inneneinteilung der Räume blieb abgesehen von kleineren Veränderungen im oberen Geschoß²⁸ bis zum durchgreifenden Umbau von 1851/53 unverändert, so daß die Grundrißpläne des 18. Jahrhunderts²⁹ weitgehend noch den Zustand am Ende des 16. Jahrhunderts wiedergeben. Sehr hilfreich bei

der Rekonstruktion des Keller- und Erdgeschoßbereichs ist zudem eine Bauaufnahme von 1955³⁰, die angefertigt wurde, bevor man das Gebäude den Anforderungen eines modernen Museums anpaßte.

Während das Obergeschoß als eine Einheit aufgefaßt wurde und die Räume nur durch dünne Zwischenwände abgeteilt waren, zerfiel das Erdgeschoß und mit ihm der Keller in fünf durch sehr starke Mauern abgetrennte Kompartimente mit jeweils eigenem Charakter. Das Erdgeschoß beherbergte von Anfang an die Registratur; vielleicht erklären sich die Trennmauern als Brandschutz. Möglicherweise bezog man auch bereits vorhandene Keller in die Planungen ein.³¹

Das westliche Kompartiment (Grundriß Abb. 2) besaß einen Keller mit zweijochigem Kreuzgewölbe. In das Erdgeschoß führte die schlichte Tür mit doppelläufiger Treppe. Durch sie gelangte man auf einen Gang, von dem rechterhand die Kammerregistratur, ein Büro und ein kleines Gewölbe zugänglich waren (Räume 1, 2 und 3). Hier wäre die ehemalige Apotheke zu vermuten.³² Linkerhand des Ganges öffneten sich drei Türen. Die mittlere gehörte zum Wendelstiege, der vom Keller bis zum Boden reichte. Durch die beiden anderen führten Stufen hinauf in den niedrigen Zwischenstock des zweiten Kompartiments. Der Eckvorbau, der zu diesem ersten Gebäudeabschnitt gehörte, ist nicht unterkellert.

Die Einteilung des zweiten Kompartiments erweist sich als besonders kompliziert. Die Bauaufnahme von 1955 registriert im Keller dieses Teiles Gewölbe, die erst 1851/53 eingezogen worden sind.³³ Klarheit über die ursprüngliche Situation schaffen hier alte Pläne, so ein Kellergrundriß von M. C. Ruff und ein undatierter und unsignierter Querschnitt des Gebäudes.³⁴ Demnach besaß dieses Kompartiment ehemals drei Kellerräume. Die beiden ebenerdigen Türen, die auf der Renner-Zeichnung zu sehen sind, führten je in einen kleinen, annähernd quadratischen Raum. Der linke besaß ein Tonnengewölbe, der rechte ein

²⁶ Kleinau, S. 28. Die Quellen, die Hermann Kleinau vermutlich zur Verfügung standen, sind Berichte vom 13. II. 1755, 9. IV. 1755 und 26. VIII. 1755. Im ersten wird beantragt, den auf dem Dache befindlichen achteckigen und mit Schiefer gedeckten Turm nebst den dabei „stehenden“ kleinen Erker abzubringen. Statt des Turmes soll ein Pavillon mit zwei Etagen errichtet werden, um die bislang im Turm verwahrten Behälter aufzunehmen. Der Erker wurde nicht benutzt und sollte ersatzlos beseitigt, seine Stelle mit Latten verschlagen und mit Ziegelsteinen behangen werden. Im zweiten Bericht wird noch einmal deutlich, daß Turm und Erker Teile des Daches waren, und im dritten schließlich bestimmt der Herzog, daß beide Teile ersatzlos abgebrochen werden sollen (beide Teile waren auffällig) (Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel, 4 Alt Fb. 6, Nr. 2662, Bd. 1).

²⁷ Möglicherweise diente der Südwestanbau an der Rückfront des Gebäudes, direkt an der Klosterstraße, als Basis für Turm und Erker. Gebäude und Anbau trennt eine Baunaht, sie stehen aber auf einem gemeinsamen Sockel (Wilhelm Kiküm, Reiner H. Brechler: Bauaufnahme und Bauuntersuchung der Neuen Kanzlei Wolfenbüttel, 1955. Kopie in der Bibliothek des Braunschweigischen Landesmuseums für Vor- und Frühgeschichte, Wolfenbüttel).

²⁸ Kleinau, S. 28 f.

²⁹ Kleinau, Abb. 3 (nach Praun, 1746), Meier-Steinacker, Abb. 46 (Obergeschoß nach Renner, 1789). 5 Grundrisse vom Keller bis obersten Boden von M. C. Ruff, 1767 (Nieders. Staatsarchiv Wolfenb., 36 Alt 101/20), davon Erdgeschoß auch bei Meier/Steinacker, Abb. 46. Neben Ruffs Grundrissen enthält die Akte auch weitere, unsignierte und undatierte Risse.

³⁰ Von Wilhelm Kiküm und Reiner H. Brechler, siehe Anm. 27.

³¹ Thöne, Julius, S. 52.

³² Meier/Steinacker, S. 142. Siehe Anm. 18.

³³ Bauaufnahme, 3. Textseite.

³⁴ Ebenfalls in 36 Alt 101/20 (siehe Anm. 29).

Kreuzgewölbe. Durch letzteren gelangte man zum Wendelstiege und in einen rückwärtigen, größeren Raum mit flacher Decke. Da diese Räume fast auf Straßenniveau und damit höher als die benachbarten Keller lagen, erklärt sich die geringe Deckenhöhe des Erdgeschosses bzw. des Zwischenstockes. Seine niedrigen Räume besaßen nur kleine Fenster. Sie enthielten die Archivstube (zur Straße hin), das Grenzarchiv (Nr. 5, ohne Zwischenwand) und eine heizbare Bürostube. Erst im vorigen Jahrhundert wurden die Raumhöhen egalisiert.

Von der Archivstube aus, durch einen kleinen Vorraum, führte eine Tür hinab ins dritte Kompartiment. Es enthielt das Herzstück der Anlage, nämlich das aus drei Jochen bestehende Registraturgewölbe mit der noch heute vorhandenen Schubladeneinrichtung von 1592. Dieser Raum war auch von der Straße her durch die untere Tür der großen Freitreppe zugänglich. Das zeitgleiche Kellergewölbe ist wie das der Registratur von großer Qualität.³⁵

Es schließt sich der Gebäudeabschnitt hinter der Basis des Loggienvorbaues an. Er bestand ursprünglich aus zwei übereinanderliegenden, einjochigen Gewölbekellern ohne Verbindung zu den benachbarten Räumen. Der Zugang erfolgte mittels zweier Treppen in der Basis des Vorbaues.³⁶ Hier wird auch das mehrfach in den Jahren 1652 bis 1660 erwähnte Aktengewölbe unter der Hofgerichtsaudienzstube zu suchen sein.³⁷

Das letzte Kompartiment stellte einen Übergang von der Kanzlei zum anschließenden Wohnhaus des Kanzlers dar, denn die Räume des Erdgeschosses gehörten zum Wohnbereich des Kanzlers, während die Räume des Obergeschosses vom Hofgericht genutzt wurden und somit der Kanzlei zuzurechnen waren. Erstere erfuhren im vorigen Jahrhundert eine Angleichung an die Räume der Kanzlei, durch Vertiefung des Kellers und neuer Einwölbung.³⁸ Heute sind beide Gebäude durch Entfernen der Trennwände, einheitlichen Putz und durchgehende Bedachung zu einer Einheit zusammengefaßt.

Es finden sich verschiedene Hinweise darauf, daß bei der Errichtung der Kanzlei ältere Bausubstanz

erhalten blieb. So verdeckt die Basis des Treppenvorbaus zum Teil eine vermauerte Tür, die bereits vorhanden gewesen sein muß, als 1588 die einzelnen Kompartimente eingerichtet wurden.³⁹ Die Autoren der Bauaufnahme stellten fest, daß wohl auch Teile der anderen Umfassungsmauern während des Umbaus eine neue, tiefer als die äußeren Mauern gründende Schale erhielten.⁴⁰

Das Erdgeschoß mit seinen fünf Unterteilungen diente ursprünglich zwei Funktionsbereichen, die jeweils einen eigenen Zugang von der Straße her besaßen. Zum einen war dies der durch die schlichte Tür mit doppelläufiger Treppe zugängliche Arbeitsbereich mit den Schreibstuben, zum anderen die Aktengewölbe, der Aufbewahrungsort der wichtigsten Akten des Herzogtums, mit dem durch einen Ziergiebel ausgezeichneten Portal. Es besitzt auch heute noch die wohl ursprüngliche Eisentür. Auch die beiden Aktengewölbe hinter der Basis des Vorbaues, die nur durch die Tür in dieser Basis betreten werden konnten, waren durch eine Eisentür gesichert.⁴¹

Das Obergeschoß war den verschiedenen Räten und dem Hofgericht vorbehalten. Auch hier befand sich im westlichen Teil der Arbeitsbereich mit der Expeditionsstube und den Kabinetten für die Sekretäre. Der Windelstiege verband diese Räume mit den Büros im Erdgeschoß. Aber auch die Ratsstube lag hier, als Eckraum vor dem Kabinett des Eckturmes, in dem Depositen lagerten.

Dieser Beratungsraum wird einem größeren Kreis von Mitarbeitern oder gar Außenstehenden zugänglich gewesen sein, denn über der Tür war er als Ratsstube gekennzeichnet.⁴² Hier wurden, zumindest in der Ratsstube der alten Kanzlei am Schloß, Justiz-, Grenz- und Lehnssachen abgehandelt.⁴³ Die Beratungen geschahen im Plenum, wobei die Sitzordnung sich nach dem Rang der Ämter und Titel richtete und der Herzog den obersten Platz einnahm.⁴⁴ Der Fürst, Herzog Julius, erschien allmorgendlich auf der Kanzlei; Sitzungen fanden montags, mittwochs und freitags statt. In seiner Abwesenheit übernahmen Statt-

³⁵ Bauaufnahme, Textseite 5.

³⁶ Siehe Querschnitt des Gebäudes und Plan des Souterrains wie bei Anm. 29.

³⁷ Kleinau, S. 27.

³⁸ Bauaufnahme, Textseiten 3 u. 4.

³⁹ Ebenda, S. 5, und Meier/Steinacker, S. 143.

⁴⁰ Bauaufnahme, S. 3.

⁴¹ Kleinau, S. 27.

⁴² Meier/Steinacker, S. 144.

⁴³ Krusch, S. 143.

⁴⁴ Ebenda, S. 154.

halter, Kanzler oder Vizekanzler den Vorsitz, mußten dem Herzog aber alle Vorgänge zur Kenntnis bringen.⁴⁵

Es ist allerdings fraglich, ob diese in der alten Kanzlei geübte Praxis auch im neuen Gebäude Geltung besaß, bzw. ob Herzog Julius die Einrichtung dieses Raumes noch erlebte. Diese Stube enthielt bis 1850 eine bemalte Holzdecke mit Wappenmedaillons, die einzige bekannte, wohl ursprüngliche Innendekoration des Hauses. Aufgrund der Wappen läßt sich die Decke aber erst in die Zeit des Herzogs Heinrich Julius datieren.⁴⁶

Der lange Kanzleisaal, dem drei Fenster der Straßenfront zugehörten und an dessen rückwärtiger, also südlicher Längsseite die Stuben des Geheimrats, Kloster- und Konsistorialrates lagen, trennte die Arbeitsräume vom Bereich des Hofgerichts. Dieser umfaßte den Audienzsaal, das Relationsgemach, das Gerichtsarchiv und eine Bibliothek. Wenn der Herzog in Hofgerichtsangelegenheiten erschien, gelangte er über die Freitreppe zunächst in den großen Kanzleisaal, um dann linkerhand den Audienzsaal mit dem Thronstuhle zu betreten.

Aber auch die Räte mit ihrem Gefolge werden die Treppe benutzt haben, denn für die alte Kanzlei heißt es: *„Nach der Ankunft der Räte und Secretäre hätten zunächst deren Knechte und Jungen in dem großen Saale vor der Kanzlei, zwischen ihr und der Rennterei, abzutreten, und selbst der Fürst nahm seine Edelknaben in die Diensträume nicht mit, damit ein Unterschied zwischen einer fürstlichen Rath- und Kanzleistube und einer offenen Schenke in dem gehalten werde“*.⁴⁷

Dem Grundriß nach zu urteilen (Abb. 2) dürfte der Kanzleisaal einstmals der repräsentativste Raum des

Gebäudes gewesen sein, denn seine Anlage zeigt die größte Ebenmäßigkeit. So bewahrten die Fenster vollständig gleiche Abstände. Ihnen gegenüber, in der hinteren Längswand, befanden sich zwei Kamine und drei Türen, die ebenfalls symmetrisch angelegt waren. Auch die Türen in der westlichen und östlichen Schmalseite, die einerseits zum Vorsaal, andererseits zum Audienzsaal führten, lagen in einer Achse. Sogar der aus der Archivstube im Erdgeschoß aufsteigende Schornstein stellte ein gewisses Pendant zur Loggientür am entgegengesetzten Ende der Längswand dar. Einzig der Kamin zum Heizen des Ofens im Audienzsaal bildete eine Dissonanz.

Die lange Straßenfassade des Gebäudes wirkt auf der Rennerzeichnung sehr unruhig, vor allem wegen der heterogenen Fensteröffnungen. Diese Unruhe wird aber durch eine Harmonie der Gesamtanlage gemildert, die durch Beziehungen der einzelnen Gebäudeteile zueinander entsteht. Solche bestehen etwa zwischen dem Loggienvorbaue und dem Eckvorbaue. Ihre unterschiedlich hohen Basen besitzen die gleiche Breite (etwa ein Zehntel der Gesamtfassade ohne Kanzlerhaus), und jedem war eines der zwischen ihnen gelegenen Zwerchhäuser zugeordnet (Vorbaue und Zwerchhaus trennte jeweils ein Abstand, der der Breite des Zwerchhauses entsprach, während zwischen den Zwerchhäusern das Anderthalbfache ihrer Breite lag).

Wie planmäßig diese Fassade angelegt worden war, zeigt sich auch daran, daß sich um je einen der beiden Vorbauten samt dem ihm beigeordneten Zwerchhaus exakt ein Quadrat zeichnen läßt, jeweils vom Boden bis zur Giebelspitze und von der jeweils äußeren Kante des Vorbaues bis zur entsprechenden äußeren Kante des Zwerchhauses (Abb. 3). Zwischen den so entstandenen Quadraten fand ein weiteres halbiertes Quadrat Platz.

Man muß auch bedenken, daß möglicherweise ehemals ein achteckiger Turm oberhalb des Eckvorbaues über den Dachfirst ragte und – außerhalb des Quadratschemas – den vertikalen Zug dieses Vorbaues verstärkte.⁴⁸ Besaß er tatsächlich diese Höhe, dann trug der dazu bei, daß die Westflanke des Gebäudes ein optisches Gegengewicht zum Loggienvorbaue mit der Freitreppe bildete.

⁴⁵ Ebenda, S. 164.

⁴⁶ Meier/Steinacker, S. 144. Eine kleine aquarellierte Zeichnung befindet sich ebenfalls in 36 Alt 101/20. Zwischen den Wappenkartuschen liegen marmorierte Leisten. Zwei Seiten der Decke werden von zarten Grottesken-Bordüren begrenzt, vornehmlich Vasen und menschliche Halbfiguren, die sich aus Rankenwerk entwickeln. Der Zeichnung nach zu urteilen, war die Deckenbemalung eine ganz ausgezeichnete Arbeit. Das Blatt ist beschriftet: *„1850 wegen Einwölbung abgenommen“*. Diese Decke wurde für die Ratsstube geschaffen, denn wie ein bei Thöne, Spätrenaissance, S. 54, in anderem Zusammenhang zitiertes Schriftstück belegt, befand sich die Ratsstube bereits 1591 in diesem Raum.

⁴⁷ Krusch, S. 164.

⁴⁸ 1755/56 abgebrochen, siehe Anm. 26.

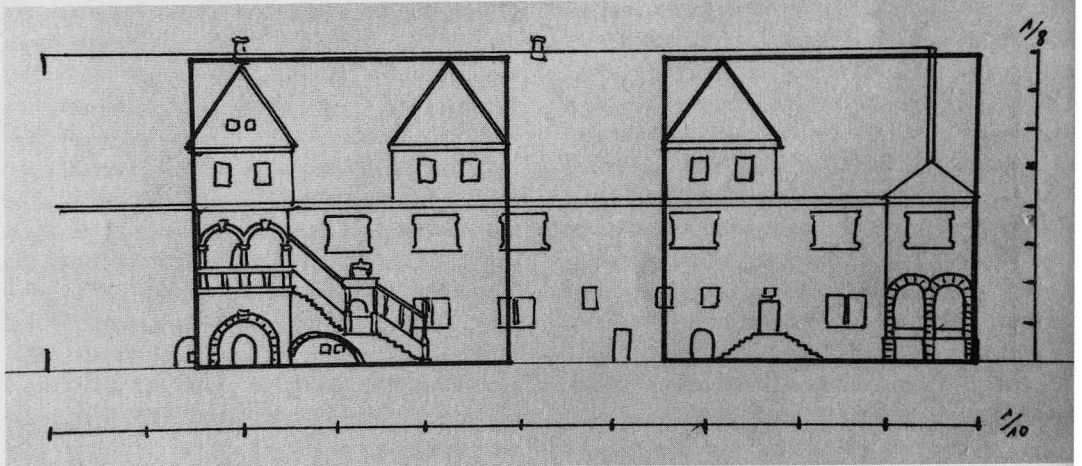


Abb. 3: Kompositionsschema auf der Grundlage des Aufrisses von Renner

Auch sonst lassen sich Beziehungen zwischen den Abmessungen der einzelnen Fassadenteile feststellen. So entspricht die Breite der Zwerchhäuser (wahrscheinlich 8,20 m) etwa einem Achtel der Gesamtlänge der Fassade, deren goldener Schnitt der unterste Pfosten der Freitreppe markiert. Die Höhe der Zwerchhäuser ist gleich der Höhe der Fassade abzüglich der Basis des Eckvorbaues. Weitere Beispiele könnten angeführt werden; ein umfassendes System will sich jedoch nicht finden lassen. Dennoch belegen die aufgezählten Maßverhältnisse und die Wahl der idealen Grundform des Quadrates die Kenntnis der Architekturtheorien.⁴⁹

Für den Loggienvorbaue mit seiner Freitreppe wird eine ähnliche Konstruktion an der südlichen Hälfte der Kaiserhausfassade in Goslar als Vorbild in Anspruch genommen, zumal Herzog Julius An-

spruch auf dieses Gebäude anmeldete, es aber nicht erhielt.⁵⁰ Dies wäre denkbar, denn der Herrscher versuchte durchaus, mit Rückgriffen auf die Historie seine Legitimation zu bestärken.⁵¹ Der Goslarer Vorbaue selbst ist in originaler Bausubstanz erhalten und ähnelt mit seinem Torbogen in der Basis dem Wolfenbütteler auffallend. Sein Aussehen während der Renaissance ist nicht bekannt; im frühen 19. Jahrhundert führte eine abgewinkelte Holzstiege hinauf.⁵² Die heutige Treppenanlage resultiert aus einem Rekonstruktionsversuch des 19. Jahrhunderts. Ob eine solche jemals vorhanden war, bleibt ungewiß.

Ein vergleichbarer Aufgang der Renaissancezeit findet sich in Sachsen, am Rathaus von Oschatz (Abb. 4). Hier handelt es sich nicht, wie in Wolfenbüttel, um eine Loggia in einem risalitähnlichen Vor-

⁴⁹ Ein Satz Palladios aus seinen *Quattro libri*, erschienen 1570, verdeutlicht die Wichtigkeit von Maßverhältnissen für den Renaissancearchitekten: „... in allen Bauwerken müssen die Teile zusammenstimmen und solche Maßverhältnisse haben, daß jedes einzelne Maß dazu dienen kann, das Ganze und gleichermaßen alle anderen Teile damit zu messen“ (nach: Rudolf Wittkower, *Grundlagen der Architektur im Zeitalter des Humanismus*. München 1983 [dtv wissenschaft], S. 89). Eine entsprechende Äußerung Albertis auf S. 127. Herzog Julius besaß eine anscheinend umfangreiche Bibliothek zur Architektur, die unter anderem Werke von Vredeman de Vries (HAB Wolfenb.: N37.2 Helmst. [I]), Ducerceau (Seeleke, S. 55, Anm. 51) und Schriften zur Säulentheorie (Sonnenberg, S. 5) enthielt.

⁵⁰ Thöne, Vredeman, S. 60.

⁵¹ In den Jahren 1582 bis 1583 entstanden zehn Bibeleinbände, die jeweils das Wappen der Frau eines welfischer Vorfahren trugen, nebst einer Erläuterung der Verwandtschaftsgrade, und 1584 ließ der Herzog einen welfischer Stammbaum in Holzschnitt veröffentlichen (Alheidis v. Rohr: Initiale, Sinnsprüche und Dekor als Mittel fürstlicher Selbstdarstellung. S. 20 f. In: Staatsklugheit und Frömmigkeit. Ausstellungskatalog der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel, Nr. 61, 1989. S. 17 — 23).

⁵² Wilhelm H. Mithoff: *Kunstdenkmäler u. Alterthümer im Hannoverschen*. 3. Band, Fürstenthum Hildesheim Hannover 1901. S. 65.

Carl Wolff: *Kunstdenkmäler d. Provinz Hannover, II. Regierungsbezirk Hildesheim, Stadt Goslar*. Hannover 1901. S. 23.

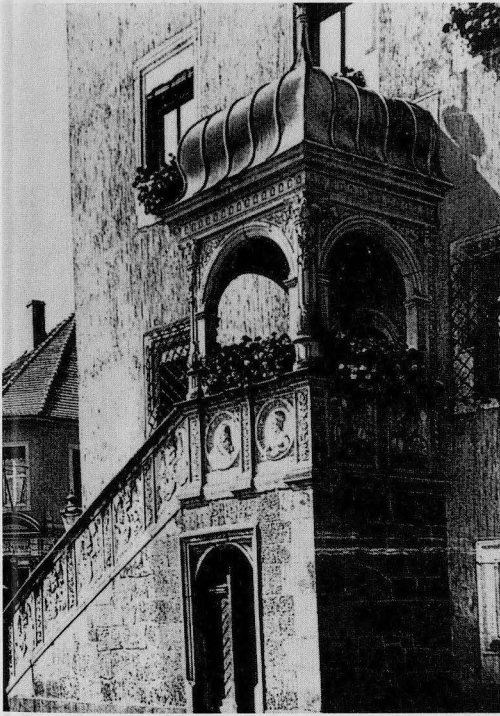


Abb. 4: Anbau am Rathaus in Oschatz/Sachsen
(nach Kaddatz, S. 171)

bau, sondern um einen Pavillon mit Welscher Haube, der auf hoher Basis steht und das Portal beschirmt. Eine breite Türöffnung durchbricht die Basis und führt in das Kellergeschoß. Die einläufige Treppe besaß wohl nie eine Bedachung. Geschaffen wurde die Anlage 1538 vom Dresdener Bildhauer Christoph Walter I.⁵³ Sie zeigt noch ganz die Formen der italienisch beeinflussten Renaissance der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In der Brüstung des Pavillons widmen zwei Medaillons mit den Bildnissen des sächsischen Herrscherpaares den Eingangsbereich dieses an sich bürgerlichen Rathauses zu einem fürstlichen Portal. Die Stadt unterhielt enge Beziehungen zum Dresdener Hof⁵⁴, und es ist anzunehmen, daß die Fürsten diese Treppe benutzten.

Auch durch die Wolfenbütteler Loggia führte der Weg des Fürsten, wenn er ebenso mit Gefolge das Hofgericht oder die Ratsstube besuchte, und anstatt den verwinkelten Weg durch Gang und Schreibstuben zu nehmen, konnte er ebenso über die breite Freitreppe gleich den ziergiebelgeschmückten Eingang zur Registratur gewinnen. Daher bleibt auch die Kaiserhaustheorie bestechend, und daher wohl mußte auch das Pendant des Loggienvorbau, der Eckturm, bescheidener ausfallen, wiewohl beide Vorbauten in der Gesamtwirkung der Fassade ihren Platz haben.

Die Wolfenbütteler Kanzlei war nie ein freistehendes Gebäude, sondern der westliche Teil eines langen Gebäuderiegels.⁵⁵ Die beiden Vorbauten begrenzten den Abschnitt dieses Riegels, der zur Neuen Kanzlei umgestaltet wurde, sie definieren also die Fassade des Kanzleigebäudes. In dieser Funktion besitzen sie direkte Entsprechungen in einem Risaliten und einem Eckturm am Renthof in Kassel (Abb. 5). Das Gebäude wurde im letzten Krieg zerstört. Der Landgraf von Hessen hatte es in den Jahren 1579/80 errichten und den Lehnhof, das Oberappellationsgericht, die fürstliche Rentkammer, die Münze und eine allgemeine Bibliothek darin unterbringen lassen.⁵⁶ Bis auf die Münze unterschieden sich also die Funktionen des Renthofes und der Neuen Kanzlei kaum voneinander. Anders als in Wolfenbüttel gab es keinen repräsentativen Eingang, denn der Landgraf gelangte durch einen teilweise unterirdischen Gang vom Schloß in den Renthof. Der Gang überquerte den zwischen den Bauten gelegenen Befestigungsgraben in einem überdachten Lauf und mündete in den Eckturm. Das Gebäude wurde nicht als reiner Zweckbau begriffen, wie ein Brief des Landgrafen aus dem Jahre 1580 belegt: „*Wir haben schon angefangen, sie (die Kanzlei, d. h. den Renthof) außer anderen Schmuckgegenständen auch mit einer schönen Bibliothek von Büchern aller Art zu zieren, die unseres Erachtens dieses Namens nicht unwert ist*“, und entsprechend wurde das Haus mit großen Feierlichkeiten eingeweiht.⁵⁷

⁵³ Hans Joachim Kaddatz: Deutsche Renaissancebaukunst von der frühbürgerlichen Revolution bis zum Ausgang des Dreißigjährigen Krieges. Berlin 1983. S. 171.

⁵⁴ Ebenda.

⁵⁵ Bauaufnahme, Textseite 7; Thöne, Julius, S. 52; Thöne, Spätrenaissance, S. 56.

⁵⁶ A. Holtmeyer: Kunstdenkmäler des Landes Hessen, Band VI, Kreis Cassel-Stadt, 2. Teil, Kassel 1923. S. 440.

⁵⁷ Ebenda.

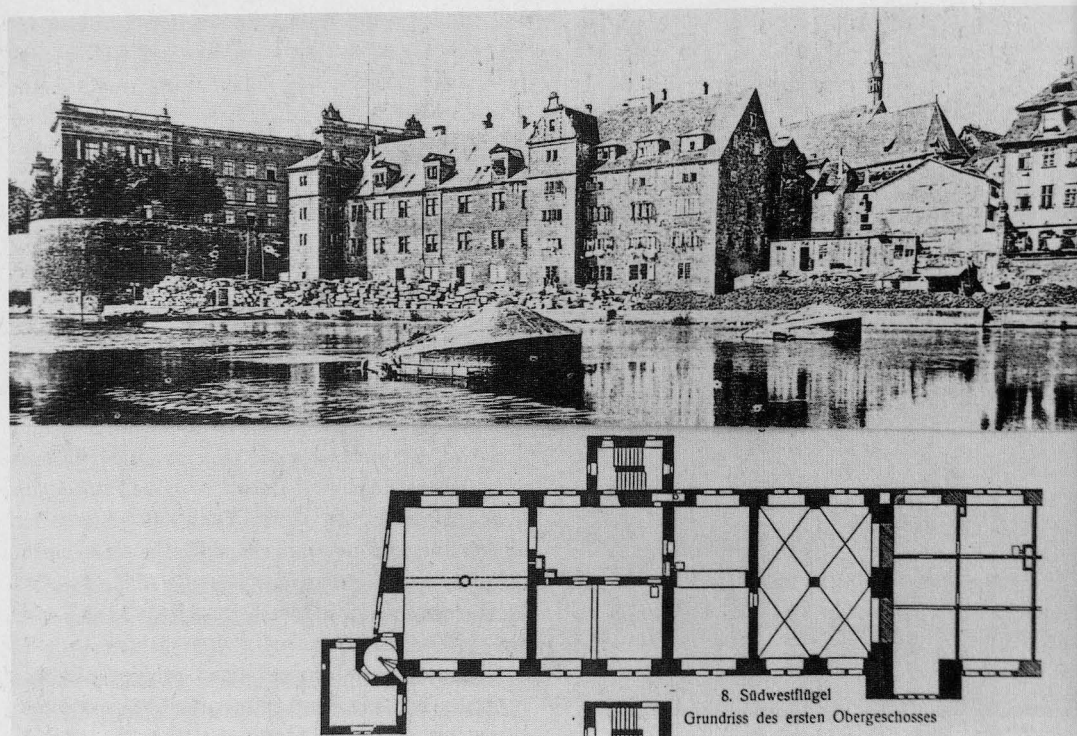


Abb. 5: Fuldafront des ehemaligen Renthofes in Kassel (nach Holtmeyer, Tafeln 30 und 303)

Parallelen zur Innenorganisation der Wolfenbütteler Kanzlei finden sich nur in allgemeinen Zügen. Der Renthof erfuhr zudem ständig bauliche Erweiterungen, so daß die Zweckbestimmung der Räume nicht sehr statisch war.⁵⁸ Ein dem Wolfenbütteler Registratengewölbe vergleichbares Aktengewölbe, jedoch nur mit einem Mittelpfeiler, befand sich im ersten Stockwerk. Daneben lag der Sitzungssaal mit einem riesigen Wandgemälde, das den Landgrafen inmitten seiner Hofbeamten zeigte⁵⁹, also die Autoritäten und Akteure der Ratssitzungen stets und immer vergegenwärtigte.

Durch ständige Anbauten wurde das ursprüngliche Gebäude schließlich der südöstliche Flügel eines größeren Komplexes. Auf dem Foto (Abb. 5) sehen wir die entlang der Fulda liegende Südfront dieses Flügels. Das große Verwaltungsgebäude, am linken Bild-

rand sichtbar, nimmt die Stelle des ehemaligen Schlosses ein. Die Fassade des ursprünglichen Renthofes wird durch Eckturm und Risalit begrenzt. Beide Vorbauten gehörten zum ersten Bauabschnitt, während der dreiachsige Erweiterungsbau rechts des Risaliten wohl bald nach Fertigstellung des ersten Teiles angefügt worden ist.⁶⁰

Die Fassade zwischen den Vorbauten zeigt sich ebenso schlicht wie die Wolfenbütteler Kanzleifassade. Sie wird von einem Gesims abgeschlossen, das die Vorbauten kröpft. Hier sind jedoch die Fenster regelmäßig in sieben senkrechten Achsen angeordnet. Zwerchhäuser bekrönen jede zweite Achse. Die Fenster mit einfachem Karnisprofil machen die Wand transparent, plastisch wirken jedoch nur die aus der Wand tretenden Vorbauten. Ein Raster aus vertikalen und horizontalen Linien überzieht die Fassade. Hori-

⁵⁸ Ebenda, S. 441 f.

⁵⁹ Ebenda, S. 449.

⁶⁰ Ebenda, S. 441.

zontal wirkt die lange Front mit Gesims und Fensterreihen, vertikal die Vorbauten und die durch Zwerchhäuser mit Giebeln verlängerten Fensterachsen.

Die hier und in Wolfenbüttel gleichermaßen zu konstatierende sparsame Verwendung von Bauplastik scheint auf den ersten Blick durch ökonomische Interessen der Bauherren erklärt werden zu können. In der Tat findet sich der Schmuck nur dort, wo er besonders wirksam das Gebäude und mit ihm den Bauherren überhöht, nämlich als Rahmung des Eingangs und als Bekrönung der Fassade. Allein, diesen Stil mit seiner speziellen Dekorationsweise auf den Aspekt der Nutzenmaximierung reduzieren zu wollen, griffe doch zu kurz. Dies ginge vielleicht noch in Wolfenbüttel an, denn die Sparsamkeit des Herzogs ist vielfach dokumentiert, aber in Kassel verzichtete man weder beim Renthof noch beim aufwendigen Umbau des Schlosses auf prunkvolle Innendekorationen.⁶¹ Außerdem hieße dies, den starken Reiz der Spannungen zwischen den plastischen Partien und der planen Wandfläche zu ignorieren.

Mit diesen Merkmalen stehen die beiden Bauwerke aber auch unter dem Einfluß der sächsischen Architektur dieser Zeit. Als ein prägnantes Beispiel sei hier auf das Schloß Annaberg, Landkreis Jessen, hingewiesen, das sich der Kurfürst durch Christopf Tendler von 1572 bis 1575 errichten ließ.⁶² Es enthielt Studienkabinette und diente dem Fürsten als Ort geheimer Verhandlungen.⁶³

Dieser Vierflügelbau mit Ecktürmen und schmalen Risaliten kann wiederum den Einfluß französischer Schloßbaukunst, wie sie durch die Publikationen Ducerceaus um die Mitte des 16. Jahrhunderts bekannt wurde⁶⁴, nicht verleugnen. Auf die reiche Fassadengliederung der französischen Architektur durch Gurtgesims und Fensterrahmungen wird jedoch verzichtet.

Nicht nur in Braunschweig und Hessen führten Zentralisierungsbestrebungen und Intensivierung der

Verwaltung gerade in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zum Bau von eigenen Kanzleigebäuden. Die große Kanzlei in Heidelberg wird 1581 erbaut⁶⁵, die Dresdener bereits 1567.⁶⁶ Letztere „legt sich in drei Flügeln um den Hof; dessen vierte Seite schließt die alte Stadtmauer ab ... In den Hofecken befinden sich zwei Wendeltreppen. Das Erdgeschoß ist durchweg überwölbt, und zwar mit Kappen, die theilweise auf kräftigen toskanischen Säulen ruhen“.⁶⁷ Das Gebäude enthielt, hierin Wolfenbüttel und Kassel ganz ähnlich, die Kanzlei, die Ratsstube, das Rentamt und eine Bücherei.⁶⁸ Der Bauherr scheint auch in bezug auf seine ökonomischen Interessen und einer gewissen pragmatischen Einstellung dem Herzog Julius durchaus ähnlich gewesen zu sein.⁶⁹

Die Fassade dieser Kanzlei wurde Anfang des 18. Jahrhunderts verändert, doch läßt sich sagen, daß auch diese Fenstergewände bündig mit dem Putz abgeschlossen und nicht aus der Wand hervortraten.⁷⁰ Hier aber überzogen Sgraffiti die gesamte Front einschließlich der Giebel.⁷¹ Über eine Bemalung des Renthofes oder der Neuen Kanzlei ist nichts bekannt. Ein derartiger Fassadenschmuck wäre aber nicht auszuschließen, wie die kürzliche Entdeckung von Lüftelmalerei aus der Zeit des Herzogs Julius am Wolfenbütteler Schloß zeigt.⁷² Dort ist hinter der barocken Hoffassade die ehemalige Außenmauer der unter Herzog Julius erbauten Flügel erhalten. Anläßlich einer Restaurierungsmaßnahme stellte sich heraus, daß die an sich schlichten, steinernen Fenstergewände eine weitere Rahmung aus aufgemaltem Rollwerk mit Amoretten und Madaillons besaßen. Diese Entdeckung erlaubt den Schluß, daß sich die schlichten Fassaden dieser Zeit keineswegs aus einem Puris-

⁶⁵ Holtmeyer, S. 440, Anm. 1.

⁶⁶ Cornelius Gurlitt: Die Kunstdenkmäler Dresdens, Dresden 1903 (Sonderausgabe). S. 399.

⁶⁷ Ebenda.

⁶⁸ Der Kurfürst verspricht Benedict de Thola eine Schuld von 200 fl. zu erlassen, wenn er die Kanzlei „innen und außen an Mauern und Giebeln in schwarzem Tünch schraffieren und reissen will mit gebürlichen Historien, die sich zu einer Canzlei, Rathsstuben, Rentnerei und Liberei reimen“ (Gurlitt, S. 402).

⁶⁹ Kurze Biographie bei: Karlheinz Blaschke: Der Fürstenzug zu Dresden. Leipzig, Jena, Berlin 1991. S. 146 — 154.

⁷⁰ Gurlitt, S. 402.

⁷¹ Siehe Anm. 68.

⁷² Hans-Herbert Möller: Das Juleum in Helmstedt. In: Niedersächsische Denkmalpflege, Band 6, 1970, S. 204 — 221. Hier: S. 219 f.

⁶¹ Carl Knetsch: Zur Baugeschichte des alten Casseler Landgrafenschlosses. In: Zeitschrift d. Vereins für hess. Geschichte und Landeskunde, Neue Folge, 30. Band, S. 310 — 342. Hier S. 315, 328 f.

⁶² Kaddatz, S. 129.

⁶³ Ebenda.

⁶⁴ Jacques Androuet Ducerceau: Les trois livres d'architecture. Paris 1559, 1561, 1582. Republished by Gregg Press Inc., Ridgewood, New Jersey, USA, 1965 (siehe Anm. 49).

mus erklären, sondern wenn die Möglichkeit vorhanden war, sich jederzeit mit den vielfältigen Formen gemalten Rollwerks und gar mit Szenen überziehen konnten. Versagte man ihnen diesen Schmuck, verstärkte ihre Schlichtheit dialektisch die Wirkung der Bildhauerarbeiten an den Portalen und Giebeln. Eine nach Art des Serlio oder Ducerceau gegliederte Fassade wäre in diesem Zusammenhang undenkbar.

Wendet man sich der Frage nach dem Architekten der Neuen Kanzlei in Wolfenbüttel zu, müssen die drei Bauverwalter des Herzogs, Paul Francke, Philipp Müller und Hans Vredemann de Vries, berücksichtigt werden.⁷³ Auch mit dem Einfluß des seinerzeit sehr bekannten Baumeisters Rochus de Lynar sollte gerechnet werden, zumal er während der Reisen zwischen seinen Wirkungsstätten in Berlin und Kassel gelegentlich Gast des Herzogs in Wolfenbüttel war und auch seine zivile Architektur die oben angeführten Merkmale aufweist.⁷⁴ Möglicherweise wurde dieser Stil von ihm, der seit 1569 in sächsischen Diensten stand, sogar entscheidend geprägt.⁷⁵

Vredeman de Vries lieferte dem Herzog 1587 den Abriß einer Kanzlei und unterzeichnete 1588 drei Lohnzettel, die den Umbau eines Gebäudes in der Heinrichstadt zur Kanzlei betrafen.⁷⁶ Er wurde wie alle Angestellten des Herzogs mit sehr unterschiedlichen Aufgaben betraut, wobei seine eigentlichen Begabungen – Architekturtheorie und Malerei – wohl selten genug in Anspruch genommen worden sind. Die Gestalt der Neuen Kanzlei, wie sie von Renner und anderen überliefert ist, bildet zu den Idealarchitekturen in Vredemans berühmten Publikationen auf den ersten Blick einen geradezu grotesken Gegensatz. Vielleicht fände noch der Loggienvorbau und die Idee der Freitreppe eine Entsprechung in den luftigen, verschachtelten Architekturen der Granvellafolge (Abb. 6).⁷⁷ Wäre Vredeman de Vries der Architekt der Kanzlei, hätten wir ein auf ein Minimum reduziertes

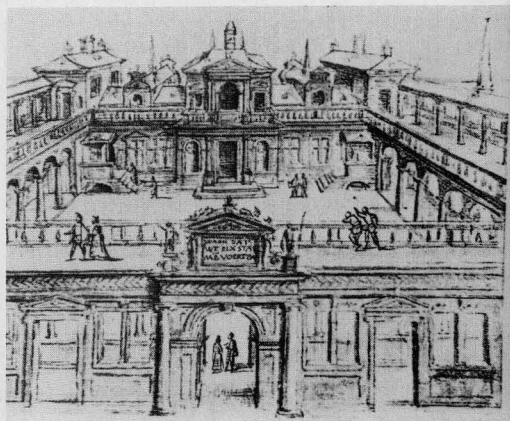


Abb. 6: Zeichnung von Hans Vredeman de Vries, ca. 1560/61 (nach Irmischer, Abb. 19)

Werk vor uns, was allerdings seine Mitwirkung unter den in Wolfenbüttel obwaltenden Bedingungen nicht ausschließt.

Paul Francke stand dem Herzog bereits bei dessen erstem Bauprojekt, dem Westflügel des Schlosses Hessen, zwischen Wolfenbüttel und Halberstadt gelegen, zur Seite.⁷⁸ Mehrere Bauten, die während der Regierungszeit dieses Herzogs entstanden, lassen sich mit seinem Namen verbinden, doch gelang es ihm offensichtlich erst unter dem neuen Herzog, Heinrich Julius, mit der Aula des Juleums in Helmstedt⁷⁹ seinen eigenen Stil zu verwirklichen. Zwischen Hesser und Helmstedt finden sich Bezüge.⁸⁰ Die Neue Kanzlei bietet keinen Anhaltspunkt, der es erlaubte, sie mit diesem Architekten in Verbindung zu bringen.

Philipp Müller wird als Architekt nicht recht faßbar. Anders als Paul Francke, dessen künstlerische Begabung sich unter dem Herzog Heinrich Julius entfalten konnte, war es ihm nicht vergönnt, an Profil zu gewinnen.⁸¹ Immerhin gibt es sein Wohnhaus, das heutige Bankhaus Seeliger (am Anfang dieses Aufsatzes erwähnt), von ihm selbst entworfen und wie die Kanzlei 1588 errichtet, das einen Eckvorbau wie die Kanzlei besitzt.⁸² Philipp Müller unterhielt Bezie-

⁷³ Seeleke, S. 40; Thöne, Vredeman, S. 49 f.

⁷⁴ Sonnenberg, S. 64 – 73.

⁷⁵ H.-R. Hitchcock sieht an der Augustusburg, ebenfalls ein Werk Lynars, mit „the extreme plainness of the exterior“ eine Disziplin walten, die bislang in Nordeuropa unbekannt war (Henry-Russell Hitchcock: *German Renaissance Architecture*, Princetown/New Jersey 1981, S. 162).

⁷⁶ Thöne, Vredeman, S. 51; Thöne, Julius, S. 52.

⁷⁷ Günter Irmischer: Hans Vredeman de Vries als Zeichner. In: *Jahrbuch des Kunsthistorischen Instituts Graz*, Band 22, 1986 (z. B. Abb. 19).

⁷⁸ Seeleke, S. 37.

⁷⁹ Ebenda, S. 42.

⁸⁰ Sonnenberg, S. 57.

⁸¹ Thöne meint, er sei anscheinend vor allem Ingenieur gewesen (Friedrich Thöne: *Wolfenbüttel – Geist und Glanz einer alten Residenz*. München 1963, S. 232).

⁸² Ebenda. Der Anbau ist schlicht, ohne Bauplastik.

hungen nach Kassel (dort wirkte sein Vater, Christoph Müller, als Bauverwalter) und zu seinem Lehrer Rochus de Lynar.⁸³

Einen weiteren Architekten gilt es zu berücksichtigen, nämlich Herzog Julius selbst. Nach eigenem Bekunden besaß er Ambitionen auf diesem Gebiet⁸⁴, deren erste Frucht der erwähnte Westflügel des Schlosses Hessen war, den er sich als Kronprinz bereits zu Beginn der sechziger Jahre hatte errichten lassen. Dieses Gebäude dokumentiert zusammen mit dem Schloß seines Veters Erich II. von Calenberg in Uslar und dem Küchenflügel des Kasseler Schlosses den Einfluß der Publikationen des Serlio auf die Renaissancearchitektur im nördlichen Deutschland.⁸⁵

Die Kanzlei spiegelt ein anderes Stilempfinden wider. Die großen, mit Gesimsen versehenen Fenster und die klassischen Giebelportale gibt es nicht mehr. Inzwischen hatten spätestens mit dem Bildhauer Adam Liquir die Formen nach Art des Vredeman de Vries und mit ihnen die auch als Manierismus bezeichnete Spätrenaissance in Wolfenbüttel Eingang gefunden. Dennoch lassen sich zwischen Kanzlei und Hessen-Westflügel einige Übereinstimmungen aufzeigen. So wurden hier wie dort die Seiten und nicht die Mitte der Fassade betont und Maßverhältnisse sorgfältig beachtet. In Hessen stellten offene Lauben mit jeweils einer Bogenöffnung die Verbindung des Westflügels mit dem Südflügel her. Außerdem gab es auch hier den merkwürdigen Kompromiß zwischen Inneneinteilung und Fassadengestaltung. Im Hessener Erdgeschoß befand sich nämlich eine Küche mit riesigem Kamin. Der Kamin bedingte in der ansonsten harmonischen Außenfassade eine tote Wandfläche, und der Küchenraum drängte das Portal zur Seite, was nicht den Vorstellungen Serlios entsprochen hätte.⁸⁶ Dieser Westflügel darf wohl als Werk des Herzogs Julius

angesehen werden, wenn auch für Ratschläge Cordt-Mente, der Baumeister Herzog Heinrich d. J., zur Verfügung stand.⁸⁷

Etwas früher als die Kanzlei entstand der Ostflügel des Hessener Schlosses (Abb. 7). Er besaß ebenfalls Zwerchhäuser mit einfachen Dreiecksgiebeln. Der hohe Giebel des älteren Nordflügels und ein Eckvorbau mit offenem Altangeschoß begrenzten ihn. Letzterer enthielt zwei Appartements und diente wohl als Gästehaus.⁸⁸

Die Begrenzung einer länglichen Fassade durch zwei vertikale Elemente, seien es nun Eckvorbauten, Risalite oder nur Zwerchhäuser, scheint ein Merkmal der Architektur zur Zeit des Herzogs Julius zu sein. Im Wolfenbütteler Fachwerkbau wirkt sich diese Eigenart bis in das 17. Jahrhundert aus.⁸⁹ Auch die herzogliche Kanzlei in Pattensen, deren Entstehungszeit nicht bekannt ist⁹⁰, gehört mit ihren beiden Risaliten in dieses Umfeld.

Der Erbprinz Julius achtete in Hessen auf die Befolgung der Säulenordnung. Über den Tür- und Fensteröffnungen des Erdgeschosses lagerte dorisches Gebälk, während spärliche Reste der Bauplastik darauf schließen lassen, daß zumindest der erste Stock der Ionica zugeordnet war.⁹¹ An der Kanzlei scheint das rustikale Quaderwerk ebenfalls auf die Stärke symbolisierende Dorica hinzuweisen. Die ionisierenden Säulen der Treppenüberdachung⁹² repräsentieren die Ordnung, der Rathäuser gewidmet wurden und die „gelehrten Leuten“ gebührt.⁹³

Auf Renners Zeichnung unterscheidet man nicht weniger als sechs verschiedene Fenstertypen. Das große Koppelfenster östlich des Loggienvorbau entstand wohl erst zusammen mit seinem Gegenstück im anschließenden Kanzlerhaus, als die dahinter liegen-

in die Mitte verlegt (Sebastino Serlio: I Sette Libri dell'Architettura. Venezia 1584. Reprint o. O. 1978).

⁸³ Ebenda.

⁸⁴ Der Herzog sagt von sich, er habe sich während seiner Studienzeit „so hoher Bawdinge ingebildet“, neben der Theologie, seinem Hauptfach (Thöne, Julius, S. 50, Anm. 254).

⁸⁵ Sonnenberg, S. 54 f. Zu Uslar: Herbert Kreft, Jürgen Soenke: Die Weserrenaissance. Hameln 1964. Abb. 247 und S. 281. Uslar und Serlio: Konrad Maier: Die Dekorationsformen der Renaissancearchitektur im Wesergebiet und ihre Entwicklung bis etwa 1575. Dissertation Göttingen 1965. S. 66. Zu Kassel: Holtmeyer, Tafelteil, Tafel 172.

⁸⁶ Auf Blatt 169 der Sette libri wird als Musterbeispiel für die Modernisierung einer Fassade ein seitlicher Eingang

⁸⁷ Seeleke, S. 36.

⁸⁸ Sonnenberg, S. 73.

⁸⁹ Thöne, Spätrenaissance, S. 36.

⁹⁰ Jürgens, Nöldeke, v. Welck: Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Hannover, Kreis Springe. Hannover 1941. S. 169 f., Tafel 93.

⁹¹ Der Rest eines Türsturzes, der an eine ionische Tür bei Serlio erinnert (Sonnenberg, Abb. 98, 100).

⁹² Meier/Steinacker, S. 144.

⁹³ Erik Forssman: Dorisch, ionisch, korinthisch – Studien über den Gebrauch der Säulenordnungen in der Architektur des 16. bis 18. Jahrhunderts. Braunschweig/Wiesbaden 1961 (1984). S. 85 ff., S. 89.

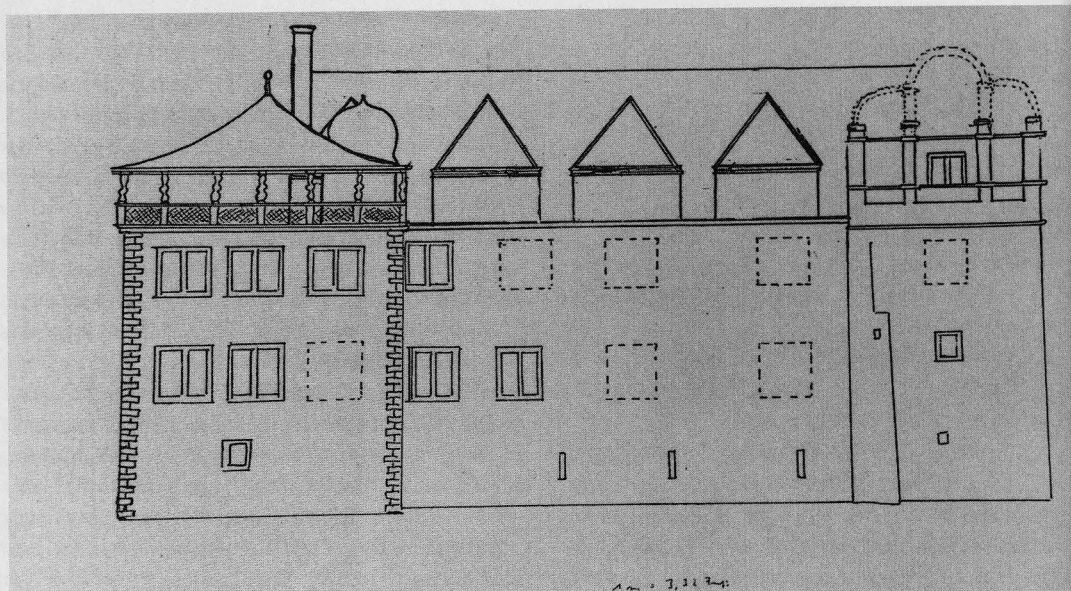


Abb. 7: Rekonstruktionsversuch der Ostfront des Schlosses Hessen

den Räume nach 1597 der Wohnung des Kanzlers zugeschlagen wurden. Die heutigen, sehr homogen wirkenden Fenster der eigentlichen Kanzleifassade werden zum Teil im vorigen Jahrhundert gearbeitete Nachbildungen sein. Sämtlich, ob original oder nachgeahmt ist ihnen nicht anzusehen, besitzen sie profiliertes Gewände. Die Bauaufnahme unterscheidet zwei Arten von Karnisprofilen⁹⁴, beide zeigen den fallenden Karnis. Ein einziges im Nordflügel der Vorburg stellt eine Ausnahme dar. Sein Profil ähnelt denen der Fenster der 1604 errichteten Erichsburg bei Dassel. Das in der Bauaufnahme als Typ 1a bezeichnete Karnisprofil findet sich allerdings am Palas der unter Herzog Julius umgestalteten Burg Steinbrück. Dort ist in einem Gewölbestein des Kellers die Jahreszahl 1589 eingraviert.⁹⁵ Dieser Typ kommt an der Kanzlei bei allen Fenstern zur Klosterstraße hin und am Obergeschoß des Eckbaues vor, ferner an der Fassade zwischen den beiden Vorbauten. Gerade in letzterer müssen aber später ergänzte Gewände angenommen werden. Dies betrifft die beiden Fenster östlich

des heutigen Haupteinganges mit der doppelläufigen Treppe (die beiden anschließenden, auch schon auf Renners Zeichnung vorhandenen, scheinen etwas kleiner zu sein). Im oberen Stockwerk brachte bereits das Hinzufügen des zweiten Fensters östlich der Figurennische eine gleichmäßige Reihung der Öffnungen.

Der interessanteste Teil der Bauplastik, die Treppenüberdachung, wird nur durch Renners Zeichnung überliefert; bereits Thies bringt eine vereinfachte Version, ohne Ziergiebel. Man wird sich hier als Grundgedanken eine der spätestens seit dem Bau des Antwerpener Rathauses immer wieder gern übernommenen Galerien vorzustellen haben, die allerdings nicht mehr das Treppenhaus mit den zu erreichenden Räumen verbindet, sondern selbst zur Treppe wird. In der deutschen Renaissancearchitektur dürfte sie sicherlich eine der frühesten ihrer Art gewesen sein.⁹⁶

Das Formenspektrum des erhaltenen Bau Schmuckes hat sich gegenüber der sehr strengen klassischen Bauplastik des Hessener Westflügels hinsichtlich einer freieren, durchaus manieristisch zu nennen-

⁹⁴ Bauaufnahme, Zeichnung der Profile im Anhang dort.

⁹⁵ Hermann Adolf Lüntzel: Geschichte des Schlosses Steinbrück im Fürstenthum Hildesheim und Jürgen Wullenweber. Hildesheim 1851. S. 26.

⁹⁶ Die Treppe des Lübecker Rathauses entstand 1594, umgestaltet 1893 — 94 (Hitchcock, Pl. 340).

den Behandlung der Säulenordnungen verändert. Solcherart aus Quadern gebildete Bögen sehen diese Ordnungen nicht vor. Dennoch wird der Charakter der Dorica erfaßt: ihre gedrunghenen Proportionen und ihr derber Habitus. Dazu treten typische Elemente wie die Quader. Ansonsten entsprechen etwa die Kämpfer der Loggiabögen, ohne Karnis, ganz den rund 24 Jahre zuvor entstandenen der ersten Hesse-ner Bauphase.⁹⁷ Das Gesims der Brüstung mit einfachem Rundstab und Kehle erscheint dagegen sogar noch simplifizierter. Ihm entspricht das Gewände der Rundbogentür am ersten Treppenabsatz. Begegnete man diesem Profil herausgelöst aus seinem Kontext, wollte man es wohl leicht in die erste Hälfte des Jahrhunderts datieren.

Eingetiefte Diamantquader, wie sie die Loggienbögen überspannen, finden sich auch am Gewände eines Portals am ehemaligen Treppenturm des Wolfenbütteler Schlosses. Das Portal entstand 1569. Ein Quaderbogen, ähnlich denen am Eckvorbau, rahmt den noch erhaltenen Eingang zum Gewölbe der ehemaligen Schloßkapelle, 1570 datiert. Aber gerade die Konfrontation mit dem Bauschmuck am Schloß macht auch deutlich, daß ein Vergleich von Einzelementen der Bauplastik an der Kanzlei nicht gerecht wird. Am Schloß stehen die Maße der Quader in keinem Verhältnis zur Größe der Türöffnungen. Die Quader reihen sich vielmehr zu einem Rahmen im wahrsten Sinne des Wortes, einem aufgesetzten Schmuck ohne eigene Stabilität. An der Kanzlei sind sie dagegen so kräftig gegeben, daß sie durchaus tragende Funktion zu übernehmen scheinen und als Bögen zu einem Element des Baukörpers werden.

Die Portale am Schloß entstanden zu einer Zeit, als dem Herzog Julius noch kein Bildhauer zur Verfügung stand, der den Ansprüchen des Bauherren hätte gerecht werden können.⁹⁸ Später, als die Arbeiten an der Kanzlei entstanden, war des Herzogs bevorzugter Künstler Adam Liqueur bereits gestorben, und der einheimische Bildhauer Henni Telligen leitete von 1586 bis 1588 dessen Werkstatt.⁹⁹

Die Vorbauten boten dem Architekten Gelegenheit, sein Können unter Beweis zu stellen. Die Form des Quadrates hatte bereits, wie festgestellt werden konnte, die Proportionen der Gesamtfassade bestimmt. Auch die Vorbauten setzen sich im Bereich der Fassade, also bis zum Traufgesims, aus zwei übereinandergestellten Quadraten zusammen. Durch die Art der Gliederung verstand es der Architekt, dieser eigentlich in sich ruhenden Grundform eine Dynamik zu geben, die sich in einem deutlichen Aufwärtstreben äußert. So greift der große Blendbogen in der Basis des Loggienvorbaus die Rundung der einst unter ihm befindlichen Kellertür auf und weitet sie über die plane Wandfläche aus. Die Loggienbögen überfangen diese Ausdehnung und zwingen sie in die Vertikale. Das obere Geschoß leitet sie weiter zum Dreiecksgiebel, wo die Bewegung kulminiert. Heute, nach dem Umbau des 19. Jahrhunderts, findet sich dort die einfache, recht spannungslose Wiederholung der Loggienbögen.

Fast noch mehr Raffinement zeigt sich in der Behandlung des Eckvorbaus. Neben seiner Bedeutung für den Gleichklang innerhalb der Fassade kam ihm auch die Vermittlung zwischen dem hier liegenden freien Platz¹⁰⁰ und dem Gebäude zu. Folgerichtig finden wir hier einen stufenweisen Aufbau seiner Gliederung. Die Basis ist breiter als der Schaft, mit blockartigen Verstärkungen an den Ecken, doch durch Pilaster gegliedert, die das Aufstrebende betonen. Letzteres wird aber zweimalig durch Absätze zurückgenommen, ehe die großen Bogenschwünge diesen Schub fortsetzen, durch ihre Rundung aber auch abmildern, so daß das massive Mauerwerk darüber beruhigt emporsteigt.

Die Zeichnung von Th. Thies zeigt auch zur Klosterstraße hin Fensteröffnungen in den Bögen (heute vermauert). Das untere Geschoß des Eckvorbaues besaß also einen faszinierenden Doppelcharakter aus der Festigkeit einer Bastion und der Transparenz eines Pavillons. Im Obergeschoß sind die hieraus entstehenden Spannungen besänftigt und auf den Gegensatz von glatten Mauern und großen Fensteröffnungen reduziert.

Dieser Anbau war ein reines Kompositionselement.¹⁰¹ Er besaß nie einen Keller. Als Basis für den

⁹⁷ Zeichnung der Profile am Hessener Westflügel bei Meier/Steinacker: Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig. 3. Band, 2. Abt., Kreis Wolfenbüttel. Wolfenbüttel 1906. S. 201, Abb. 89.

⁹⁸ Ein Brief von 1570 macht deutlich, daß der Herzog auf der Suche nach einem Bildhauer war, der seine Vorstellungen umsetzen konnte (Thöne, Wolfenbüttel, S. 240).

⁹⁹ Ebenda, S. 241.

¹⁰⁰ Thöne, Spätrenaissance, S. 54 f.; vor allem: Thöne, Julius, S. 50.

¹⁰¹ Auch von den Autoren der Bauaufnahme festgestellt, S. Textseite.

verschwundenen Turm kommt er wegen der leichten Konstruktion des Obergeschosses nicht in Betracht. Denkbar wäre als Abschluß ein Altan, doch hierfür fehlt jeglicher Anhaltspunkt.

Im Scheitel der Loggienbögen befinden sich elegante, konsolartige Schlußsteine mit Volutenendungen. Vredeman de Vries verwendete sie gern auf seinen Architekturzeichnungen, allerdings stets als echte Konsolen, die die Bögen mit dem auf ihnen lastenden Gebälk verbinden. An der Kanzlei vermitteln sie nur indirekt, über eine plane Wandpartie hinweg, zum darüber hinziehenden Gesims. Offensichtlich waren die Proportionen des Gebäudes so festgelegt, daß etwa ein tiefer gelegtes Gebälk oder eine Erhöhung der Bögen eine unangenehme Verzerrung bedeutet hätte. Es galt eine Harmonie zu wahren, die sich in der Wahl des Quadrates als Grundform ausdrückt. Ihr entspricht auch das Maß der Bogenöffnungen, mit einem Verhältnis der Höhe zur Breite von annähernd 1 x 1, ebenso die Unterteilung des Loggiengeschosses in vier gleichhohe Zonen: Brüstung, Pfeiler, Bögen und plane Wandpartie.

Eine solch qualitätvolle Architektur möchte man natürlich gern dem berühmten Architekturtheoretiker Hans Vredeman de Vries zusprechen. Die Diskrepanz zwischen den sorgfältig konzipierten Vorbauten und der schlechterdings nur in ihren großen Zügen wirkenden Fassade müßte dann durch einen Kompromiß aus den Vorstellungen des Künstlers und dem ökonomischen Denken des Herzogs erklärt werden.

In der Regel zog Herzog Julius für ein neues Bauvorhaben den Rat aller seiner Bauverwalter ein.¹⁰² Aus dem Zusammenspiel der Architekten mit dem Herzog werden die skizzierten Merkmale der Architektur dieser Zeit entstanden sein. Es ist eine Frage der Wahrscheinlichkeit, wenn man die raffinierte Gestaltung der Vorbauten und ihre Wirkung auf die Gesamtfassade Vredeman de Vries zuschreibt. Die Mitwirkung des bekannten Künstlers an diesem Bau steht außer Frage. Wie weit sie sich auch erstreckt haben mag, die Kanzlei in Wolfenbüttel bleibt, wie schon Friedrich Thöne bemerkte, das einzige verwirklichte Gebäude, von dem sich dieses sagen läßt.

Die Fassade der Kanzlei wurde keineswegs für die Lage in der heute recht engen Kanzleistraße konzi-

piert. Dort, wo heute die Häuserzeile zwischen Kanzlei- und Lange Herzogstraße steht, zog sich vielmehr ein gemauerter Kanal in Ost-West-Richtung entlang, also parallel zur Kanzleifassade.¹⁰³ Der Loggienvorbau konnte bereits aus einiger Entfernung vom nördlichen Stadttor aus, dem alten Tor, gesehen werden.¹⁰⁴ Der Bau hatte also hinreichend Raum, um zur Wirkung zu gelangen. Dies änderte sich jedoch bald. Eine Prachtstraße mit einer Gracht in der Mitte, dem kleinen Kanal, war wohl ohnehin nie geplant.¹⁰⁵ Jedenfalls begann man unter Herzog Heinrich Julius bereits vor 1600, die Grundstücke entlang des Kanals zu bebauen. 1597 entstand das Haus, das sich genau dem Loggienvorbau gegenüber befindet.¹⁰⁶

Die neue Kanzlei beherbergte das Verwaltungszentrum eines bedeutenden und auch wohlhabenden Herzogtums. Zudem war sie eines der wichtigsten Gebäude in der ersten planmäßigen Stadtanlage der Renaissance in Deutschland¹⁰⁷, der „Juliusfriedensstadt“, wie die teils umgestaltete, teils neugeschaffene Heinrichstadt 1585 vom Herzog genannt wurde.¹⁰⁸

Dieser Name ist eigentümlich. Einerseits schwingt in ihm die Bescheidenheit dessen mit, der durch seine Stadtgründung nicht Ruhm und Glanz erlangen will, sondern Frieden, d. h. letztendlich Wohlergehen der Bewohner, andererseits legt der Herzog Wert auf die Feststellung, daß der Frieden durch ihn zustande kommt, von Gnaden des Julius ist. Diese Doppelnatur scheint auch der Kanzlei eigen zu sein. Keinesfalls war der Bau als staunenerregender Meilenstein der Architekturgeschichte geplant. Vielmehr trifft ein in einem Brief des Jahres 1579 skizziertes Programm auf dieses Bauvorhaben zu: *„Es ist wahr, daß wir vor und in unserer Regierung aus sonderlicher Neigung und Inklinat[i]on der Architektur als einer heilsamen und ganz nützlichen Kunst uns beflissen, auch vor uns selbst etliche Kunststücklein, die uns und den Unseren nicht geringen Nutzen schaffen, selber angeben haben. Nun haben wir sonderlich eine große Begierde zu denen Kunststücken, die Landen und*

¹⁰³ Thöne, Spätrenaissance, S. 54 und Plan, Abb. 25 im Anhang dort.

¹⁰⁴ Thöne, Spätrenaissance, S. 54.

¹⁰⁵ Ebenda, S. 51.

¹⁰⁶ Ebenda, S. 59.

¹⁰⁷ Thöne, Vredeman, S. 49.

¹⁰⁸ Thöne, Spätrenaissance, S. 41.

¹⁰² Zwei Belege dafür unter vielen: Thöne, Vredeman, S. 53.

Leuten nützlich und unseren Untertanen und Werkleuten an ihrer Arbeit eine Erleichterung geben. (...) Soviel unsere wenigen Gebäude, die wir unseren Landen und Leuten zu Nutz und Trost vorhaben, anbelangt, so gebrauchen wir unserer geborenen braunschweigischen Untertanen Arbeit und Dienst dazu.¹⁰⁹ Und so wurde wohl nichts unternommen, was bereits vorhandene Kapazitäten an Arbeitskräften überschritt oder gar die Anstellung fremder Handwerker erforderlich machte und sonst den Etat übermäßig strapazierte. Das Baugelände knappste man von einem vorhandenen Gebäuderiegel ab, und bestehende Bausubstanz wurde integriert, was zu erheblichen Kompromissen sowohl an der Fassade, als auch im Innern führte. Der Baukörper blieb schlicht, die Türen erhielten keine prunkvollen Rahmen, die Giebel mußten auf die anderwärts in dieser Zeit stets vorhandene Volutenverzierung verzichten. Umfang und Art der Bauplastik beschränkte sich offenbar auf das Vermögen der am Ort verfügbaren Bildhauerwerkstatt.

Andererseits gab es aber des Herzogs Anspruch, Architekturkenner zu sein und auf schönen Architekturzeichnungen, *„die dem Unerfahrenen der Architektur die Augen füllen“*, *„viel Mängel“* entdecken zu können.¹¹⁰ Zudem hielt sich just zur Entstehungszeit der Kanzlei der berühmte Vredeman de Vries am Hofe auf. Auch der schlichte Bau mußte mithin den Kenner zufriedenstellen, was letztendlich hieß, daß alle Einzelteile harmonisch zu einem Ganzen zusammenstimmten.

Nun war die Kanzlei keineswegs ein freistehendes Gebäude, sondern lag wohl in einer Flucht mit älteren Gebäuden; ihre Fassade mußte also erst definiert werden. Dies geschah durch die beiden flankierenden Vorbauten. Innerhalb der solcherart festgelegten Front sorgten das Quadratschema mit seiner Einklang symbolisierenden Ratio 1:1, die an sich schon Harmonie und vollkommene Schönheit ausdrückt¹¹¹, und sich wiederholende Maßverhältnisse für den Gleichklang. Der Verzicht auf ein stolzes Fassaden-

zentrum mag durch die Persönlichkeit des Herzogs bestimmt worden sein. Der Sohn, Herzog Heinrich Julius, verzichtete am Neuen Juleum in Helmstedt nicht auf ein Prunkportal mit seinem Wappen als Mittelpunkt der gesamten Anlage. Das Selbstverständnis des Herrschers besaß Herzog Julius dennoch, wie der Name *„Juliusfriedensstadt“* zeigt, und das erforderte einen repräsentativen Eingang, nämlich den Loggiavorbau mit der Freitreppe. Er liegt nicht in der Mitte, beherrscht aber ohnedies die Schauffront. Der auch an sich sehr interessante Eckvorbau bildet sein verhaltenes Echo.

Der Bau ist einfach, aber original und sagt über seinen Bauherrn und über die von diesem geprägte Geschichte eines beträchtlichen Teiles Norddeutschlands wohl ebensoviel aus, wie es ein Prunkbau mit einem aufwendigen, vielleicht eigens von Humanisten entworfenen Bildprogramm vermöchte. Er ist ein Zeugnis seiner Zeit und, außerhalb Sachsens, eines der wenigen erhaltenen Beispiele einer bestimmten Architekturform aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts.

¹⁰⁹ Albert Neukirch, Bernhard Niemeyer, Karl Steinacker: *Renaissanceschlösser Niedersachsens*. Textband, 2. Hälfte (Adelskultur Niedersachsens). Hannover 1914. S. 24.

¹¹⁰ Ebenda, Anm. 1.

¹¹¹ Wittkower, S. 128.

Falko Rost

Die Kirche in Eilum

— Bauliche Entwicklung einer kleineren romanischen Dorfkirche —

Das kleine Dorf Eilum liegt in Sichtweite zu Schöppenstedt, hat sich jedoch durch seine Lage an einer Nebenstraße seine Geschlossenheit und einheitliche ländliche Bebauung erhalten können.

Die Kirche, noch mit dem Friedhof umgeben, steht als Blickpunkt auf einem Südosthang in einer Schleife der Dorfstraße. Der Turm hat die traditionelle Sattelbedachung, das Kirchenschiff weist auf den Kalksteinfassaden Merkmale der romanischen Stilepoche auf (Abb. 1).

Bei näherer Forschung wird erkennbar, daß gerade die Abgeschlossenheit des Dorfes und das finanzielle Unvermögen der Kirchenstiftung größere Änderungen des noch weitgehend romanischen Baukörpers verhindert haben.

Aus älterer Zeit ist über den Status und eine Heiligungswidmung der Kirche nichts bekannt. Als Pfarrkirche ist Eilum gem. GOV erst 1542 beweisbar. Naheliegender ist die Annahme, daß Eilum bereits vor 1466 eine Pfarre hatte. In diesem Jahr wurde die Familie von der Asseburg mit den „*Kirchlehen*“ von Evessen, Odelem (Eilum), Gilzum und Weferlingen seitens der Markgrafen von Brandenburg belehnt. Die 3 anderen Orte haben nachweislich ältere Pfarrkirchen. Seit 1562 war die frühere Pfarrkirche Weferlingen als Filial mit Eilum verbunden, dieser Pfarrverband hatte bis 1956 Bestand. Über längere Zeit (1650 und 1743 erwähnt) gehörte auch Ampleben als Filial zu Eilum, 1551 kurze Zeit Evessen. Als Pfarrkirche war Eilum, seit 1956 im Pfarrverband mit Bansleben, bis



Abb. 1: Kirche Eilum, von Südosten, 3/1992

986 selbständig. Seit 1987 gehört es zum Pfarrverband Samleben, eine viele Jahrhunderte alte Pfarrstelle mußte aufgegeben werden.

Im Zusammenhang mit der Baugeschichte erscheinen 2 Punkte als beachtenswert: die Bindung des Patronates an die Familie v. d. Asseburg und die zur Finanzierung der Bauerhaltung erforderliche Landausstattung der Kirche.

Das Patronatsrecht mit der Verfügung über die Pfarrstellenbesetzung war im Mittelalter ein wichtiger Machtfaktor größerer Grundherren im ländlichen Bereich. Es wurde im allgemeinen durch Stiftung, Dotierung und Bau der Kirche erworben, später aber auch gehandelt. Wer im 12./13. Jahrhundert die Kirchen Eilum, Gilzum und Weferlingen, im 11. Jahrhundert bereits Evessen gegründet hat, ist nicht bekannt.

Die Frage, warum die Familie v. d. Asseburg 1466 die Patronate der 4 benachbarten, sämtlich im Gericht Evessen liegenden Orte erworben hat, und zwar aus der Hand der landfremden Markgrafen von Brandenburg (Ausstellungsort Magdeburg), ist eine eigene Forschung wert.

Fest steht, daß die Asseburger bereits zuvor Interessenten im betreffenden kirchlichen Bereich hatten; die Kapelle St. Nikolaus in Hachum ist 1333 (seither Filial von Evessen) von ihnen gegründet worden.

Zu den Pflichten der Patrone der Eilumer Kirche gehörte offensichtlich eine subsidiäre Baulast, diese gewinnt bei der Renovierung 1749 — 56 noch einmal an Bedeutung. Als der Herzog den Senior der Familie damals massiv an den Baukostenzuschuß mahnte, wies der Patron zunächst auf die Landdotierung von 1 Hufe hin, die sein Rechtsvorgänger bei der Gründung gewährt hatte.

Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts sind alle 4 Asseburger Patronate an das Herzoghaus übergegangen und dort bis zum Ende der Staatskirche 1918 verblieben.

Die Eilumer Kirche war immer arm. Ihre Einkünfte aus der Landdotierung reichten kaum, um die Ausgaben, vor allem die der Bauunterhaltung, zu decken. Vorhanden war 1 Hufe zu 24 Morgen, die aus der Gründungszeit herrührte, dazu noch 3 Morgen, die wohl später dazugekommen waren. Seit alter Zeit war das Land an 3 Landwirte nach dem Gewohnheitsrecht gegen Korn- bzw. Geldzins vergeben. Da keine Meierbriefe ausgestellt waren, bestand immer

die Gefahr der Verdunkelung. Bis zur Ablösung im 19. Jh. war das Kirchenland wie folgt verteilt:

1/2 Hufe und 1 Garten an den „Halbspänner Westphal“, No. ass. 5 (jetzt Moshake); abgelöst 1843.

12 Morgen an den Kotsassen Andreas Herbst, No. ass. 20; abgelöst 1888.

3 Morgen an den Kotsassen Hermann Meyer, No. ass. 19; abgelöst 1888 (jetzt Frau Schiller).

Die Erträge des als „schlecht“ bezeichneten Landes waren gering, zumal seit 1718 auch öffentliche Abgaben gezahlt werden mußten. Waren Bauarbeiten nötig, mußte Geld von anderen Kirchen geliehen werden. Seit das Patronat herzoglich war, gab es öffentliche Zuschüsse; später, bis zur Eigenfinanzierung der Kirchenbauten nach 1918, auch kommunale Zuschüsse. Bis zu diesem Zeitpunkt leisteten die „Reihewohner“ Hand- und Spanndienste.

Alle aus den Unterlagen ersichtlichen Baumaßnahmen erstreckten sich so auf das Notwendigste; großzügig und aufwendig ist an der Eilumer Kirche nie gebaut worden.

Wie das Kirchengebäude zur Zeit der Gemeindebildungen und Kirchengründungen im 12./13. Jahrhundert in seinem Ursprungszustand aussah, kann man mit jetzigem Wissensstand nicht sicher sagen.

Ein verhältnismäßig großer Teil des Gebäudes, der Turm und das Schiff sind gemäß den stilistischen Merkmalen romanisch. Der jetzt fluchtrecht an das Schiff anschließende Chor mit geradem Abschluß, zuletzt 1749 erneuert, scheint in seiner älteren Form eine Erweiterung des 15. Jahrhunderts zu sein.

P. J. Meier (BuK) folgert aus seiner Forschungsarbeit der hiesigen Dorfkirchen, daß früher auch in Eilum ein Chorviereck mit Apsis an das Schiff angeschlossen war. Diese Form sieht man jetzt noch an der Kneitlinger Kirche. An der 1944 zerstörten Weferlinger und der vorhandenen Evesser Kirche konnte P. J. Meier das später veränderte romanische Chorviereck mit Apsis nachweisen.

Beschreibung der Kirche um 1900 aus dem BuK:

„Die im wesentlichen romanische Kirche hat jetzt ein sehr langes einheitliches Schiff mit geradem Schluß (außen 16.85 x 7.90 m) und einen rechteckigen Turm (außen 8.55 x 7.20 m), der beiderseits etwas über das Schiff vorsteht. Im N erkennt man an der Form der Fenster und der Art des stark verwitterten Kalksteins die Länge des alten Schiffs (8 m).

... Doch scheint eine Ersetzung von Chorviereck und Apsis schon früher stattgefunden zu haben (s. unten). Im N, unmittelbar neben dem Turm, der jetzt vermauerte, alte romanische Eingang (Br. 1 m, jetzige lichte Höhe 1.30 m, doch ist der Boden etwa 1 m aufgehöhlt) mit mächtigem, unten geradem, oben giebelartig ansteigendem Deckstein (1.86 m br., 0.30 bzw. 0.57 m h.), gleichfalls im N im Bereich des früheren Schiffs drei nur 1.13 m hohe romanische, innen wie außen geschrägte Fenster in 2.60 m Höhe, während im S nur noch ein derartiges Fenster nahe beim Turm vermauert erhalten ist, die anderen aber hier durch größere Rundbogenfenster mit Renaissanceprofil allmählich ersetzt worden sind; an den Sohlbänken der letzten: Johannes Langeludeken 1655 und Heinrich Mayer hat die Stein ghauwen und ter Kirchen verehrt An. 1676. In der östlichen Hälfte des Schiffs im S zwei weitere Fenster dieser Art ohne Inschriften (das eine sicher erst aus dem XVIII. Jahrh.), im N drei kleine gradwandige Rundbogenfenster, wohl des XVI. Jahrh. Im S, wieder nahe dem Turm, späte Tür mit Spitzbogen (das einfache Profil zeigt breite Schräge und Rundstab); über ihr erkennt man noch die alte Dachschräge des abgebrochenen Leichenhauses. Über der Tür in der Ostwand J. L. H. Past 1749 und JFEH Pa. renov. 1778. – Im W und N Holzemporen mit Blendarkaden und Pilastern an der Brüstung. – Ein 1.36 m breiter, jetzt tief im Boden steckender Rundbogen verbindet Schiff und Turm. Dieser letzte, dessen westliche Ecken erneuert sind, hat im N ein, sonst je zwei schlichte, rundbogige Schallöcher. Oben im Turm Stein mit + H. P. V. K. MDCXXX-IX. (1630 – 9).

Schale des halbkugelförmigen Taufsteins von 1 m Dm. im Pfarrgarten; am Rande Rille und Kehle.

Glocke von je 70 cm H. und Dm. Am Hals zwischen den üblichen Verzierungen dieses Glockengießers: Henric Borstelman aus Braunschweig hat mich gegossen, In Gottes Namen bin ich durchs Feuer geflossen."

Das Corpus bonorum der Eilumer Kirche, 1749 von Pfarrer Johann Ludolph Hartmann verfaßt, berichtet über das Gebäude:

"Das Kirch-Gebäude nebst dem Thurm war in schlechten Umständen, und drohete einen baldigen Einsturz.

1749 im --- ward der Anfang gemacht die Kirche zu reparieren. Zu dem auch der Vordertheil darin das

Chor befindlich abgerissen und neu aufgemauert worden."

Die Historische Bauakte im Landeskirchlichen Archiv, die Eilumer Kirche betreffend, beginnt 1728.

Damals wurden die wohl aus dem Untergrund herrührenden schweren Setzungserscheinungen mit Rissen des Ostgiebels und der Südfassade, die bis in neueste Zeit immer wieder auftraten, zum erstenmal schriftlich genannt.

Der 1728 vom Maurermeister Johann F. Struck, Kgsl. aufgestellte Kostenanschlag zur Behebung der Bauschäden, aber auch zur Änderung des Grundrisses im Chorbereich (vom 4. 5. 1728 über 300 rt, 34 ggr. 5 Pf.), zu dem auch ein „Riß“ gehört, ermöglicht die Rekonstruktion des Bildes der mittelalterlichen Kirche (Abb. 2).

Angaben aus Strucks Kostenanschlag:

Mittelbogen (bey der Cansell) zwischen Schiff und Chor, darüber der Giebel des Schiffes. 3 Seitenmauern mit Giebel des Chors (am ahltharr = Altar); sie sind so geschädigt, daß sie neu aufgemauert werden müssen. Der Chor hat nicht die gleiche lichte Breite wie das Schiff, er hat geringere Deckenhöhe als das Schiff. Es gibt 2 abgesetzte Dächer. Es ist eine massive Sakristei vorhanden.

Struck schlägt vor, wie auch auf seinem „Riß“ zu sehen ist, den Mittelbogen zu entfernen, mittels neuer Fundamentierung den Chor in gleiche Flucht zum Schiff zu setzen und das Dach in gleicher Deckenhöhe einheitlich über Schiff und Chor zu ziehen. Die Ausmaße des Grundrisses waren unverändert.

1746 soll, da keine Sicherungsarbeiten erfolgt waren, der Chor der Kirche eingefallen sein. Jedenfalls hatte noch im August d.J. Pfarrer Hartmann von Lebensgefahr beim Gottesdienst gesprochen.

Die Reparaturarbeiten waren nicht mehr aufzuschieben, und sie sind 1749/50 rohbaufertig ausgeführt worden. Im Grundriß und der Dachkonstruktion folgte man dabei dem Vorschlag von Struck weitgehend. Das Leichenhaus vor dem Südeingang blieb erhalten, die Sakristei wurde abgebrochen. Aufgrund des kürzlich entdeckten Fundamentes vor dem Chorbereich Süd kann man die Sakristei dort vermuten.

Mit dem einheitlichen Baukörper des Schiffes und Chores, der von dem jetzt einteiligen Dach mit Ostwalm überdeckt wurde, entstand das Bild der Kirche, wie man es heute zum größten Teil noch sieht.

Grund für den späten Baubeginn war die ungesicherte Finanzierung der geschätzten Rohbaukosten

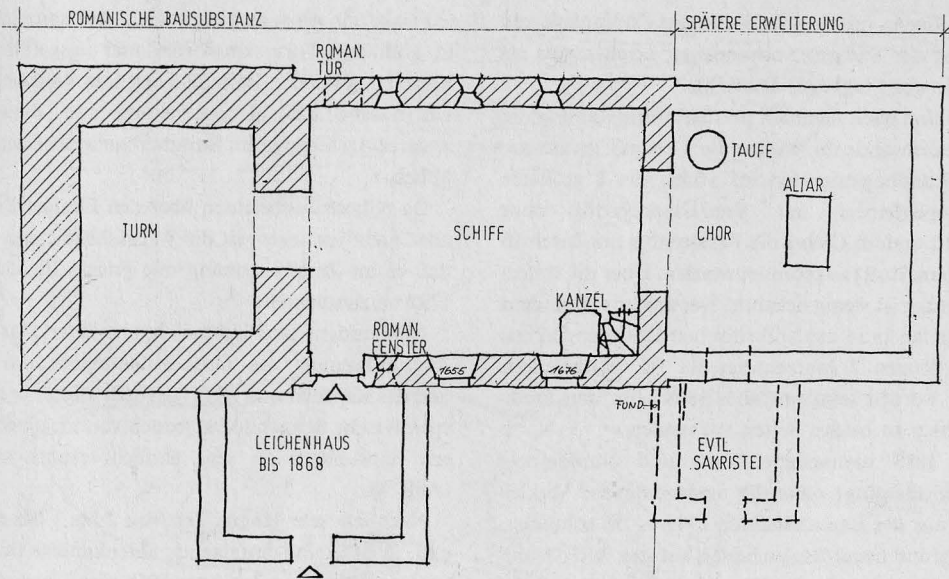


Abb. 2: Kirche Eilum, vor dem Umbau 1749, Grundriß, Skizze, M 1:100, verkleinert auf 1:200. Vorlage: Umbauvorschlag J.-F. Struck, 1728

von ca. 300 Thalern, die 1750 auf 400 rt. aufgelaufen waren.

Seit 1730 war versucht worden, den Patron der Kirche zu einem Beitrag zu bewegen, wie das in der Vergangenheit wohl üblich war. Patron zur Bauzeit war der Senior der Familie von der Asseburg, der ehemalige Hofmarschall des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, Johann Friedrich v. d. Asseburg, wohnhaft in Weferlingen/Halberstadt.

Gem. herzoglichen Rescripten sollte der Patron 400.— rt. tragen. Durch geschicktes Taktieren gelang es Johann Friedrich v. d. Asseburg jedoch, inzwischen war er als Canonicus in das Stift St. Blasii, Brschw., eingetreten, bis 1755 den Beitrag auf 150.— rt. herunterzuhandeln. Erst 1755 ist die Gesamtfinanzierung ersichtlich, zu der die Kirche Eilum 80.— rt., die Kirche Weferlingen 111.— rt., der Patron 150.— rt. und die staatl. Kämmereikasse mind. 150.— rt. beitrug.

Die Handwerker mußten aber, wie der Maurermeister Schweinhagen/Wolfenbüttel (109 rt.) bis zu 5 Jahren auf ihr Geld warten.

Zu Weihnachten 1749 hatte Pfarrer Hartmann zwar schon Gottesdienst in der Kirche gehalten, der Innenausbau war aber keinesfalls fertig. Im März

1749 hatte ein herzogl. Rescript verfügt, daß der Bau begonnen werden und daß der Bauinspektor Friedrich Christoph Krebs (unter dem Landbaumeister M. Pelter) die Bauleitung übernehmen sollte. Nach dessen Tod 1750 hatte sein Nachfolger, der Bauvogt Zacharias Krebs, im Juli 1750 einen Anschlag über den erforderlichen Innenausbau der Kirche vorgelegt, der sich auf 218 rt. 32 ggr. belief. Aus ihm ist ersichtlich, daß eine Kanzelaltarwand und eine dreiseitige Empore entsprechend der zeittypischen „Saalkircheneinrichtung“ geplant waren. Aus Geldmangel ist der geplante spätbarocke Innenausbau nur teilweise ausgeführt worden. Noch 1756 zeigt der Superintendent Gesenius/Schöppenstedt dem Konsistorium an, daß der Gottesdienst nur notdürftig gehalten werden kann:

„Die Decke ist noch nicht verkleidet. Eine Kanzel fehlt, der Pfarrer steht zur Predigt hinter dem Altar. Der Beichtstuhl fehlt, provisorisch ist eine Spanische Wand aufgebaut. Ein Stuhl für die Pfarrerfamilie fehlt, die Prieche und Frauenstühle sind unfertig.“

Daraufhin wurde immerhin die Deckenverkleidung angebracht, der Rest der Einrichtung wird bis auf weiteres Provisorium geblieben sein.

Der im Corpus bonorum erhaltene Dorfriß von G. C. Geitel, 1768, zeigt den ersten überlieferten Grund-

riß der Kirche, mit dem fluchtrechten Choranbau und dem auf der Südseite vorhandenen Leichenhaus als Vorhalle des Einganges (Abb. 3).

1749 sind nach Abbruch und Neuaufmauerung der Chorauswände im Norden die 3 kleinen geradwandigen Rundbogenfenster, im Süden die 2 größeren Rundbogenfenster mit Renaissanceprofil ohne Inschrift und im Giebel die Pastorentür mit Inschrift (alles gem. BuK) angeordnet worden. Über die Inneneinrichtung ist wenig bekannt. Der später vorhandene Kanzelaltar kann aus stilkritischen Erwägungen erst in den letzten 2 Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts gebaut worden sein, war aber 1868 samt den Predigerstühlen zu beiden Seiten vorhanden.

Die 1883 vorhandene West- und Nordempore könnte, allerdings ohne die neuromanische Verkleidung, aus der Baumaßnahme 1749 — 56 stammen.

Aufgrund neuer Risses Schäden auf den Süd-, Nord- und Ostfassaden des Schiffes sowie Bauauffälligkeit der Westmauer des Turmes wurde 1792 der für den Wolfenbütteler Distrikt zuständige Kammerbaumeister M. C. J. Fricke mit der Behebung der Bauschäden betraut.

Aufgrund Fricke Stellungnahme und Anschlag wurden damals für ca. 348 rt. zu Lasten der Klosterkasse z. B. die gesamte Westmauer des Turmes abgebrochen und neu aufgemauert, alle anderen Außenmauern verstrichen und mit Kalk überschlemmt, die Außenmauern mit dem Gebälk verankert und die Dachflächen repariert. Es wurden aber auch gem. der von Pfarrer J. H. Heckner geführten Rechnungsliste nicht näher bezeichnete Tischlerarbeiten für ca. 35.— rt. ausgeführt.

Der bis 1956 vorhandene Kanzelaltar ähnelte im Grundriß (Aufmaß von 1894) dem noch vorhandenen, einer kleineren Kirche angemessenen Kanzelaltar der Kirche Hahausen bei Seesen. Er bildete mit den separaten, die Chorauswände begleitenden, ca. 2 m hohen Kirchenstühlen eine bauliche und stilistische Einheit. Die Stühle wurden auf der Nordseite als Beichtstuhl (später Sakristei) und für den Kirchenvorstand, auf der Südseite als Höfe- und Pfarrerstühle genutzt.

Der Kanzelaltar in Hahausen wurde 1792 — 94 von Fricke Vorgesetztem, dem Direktor der öffentlichen Bauten im Kammerbaudepartement Langwagen, in zeitgemäßen, schlichten, frühklassizistischen Formen entworfen.

Fricke hat selbst eine große Zahl von Kanzelaltären in ähnlicher Form entworfen und ausgeführt (als Kanzelaltarwand z. B. in SZ-Lesse und Broitzem); die Übernahme bzw. Überarbeitung von Entwürfen anderer Architekten im Kammerbaudepartement war üblich.

Da nähere Nachrichten über den Eilumer Kanzelaltar nicht vorliegen, ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß er im Zusammenhang mit Fricke Bautätigkeit 1792 entstanden ist.

Abbildungen sind leider nicht überliefert; das unter Zugrundelegung des Grundrißaufmaßes von 1894 und des Kanzelaltars aus Hahausen angefertigte perspektivische Schaubild ist jedoch von mehreren älteren Einwohnern als sehr ähnlich erkannt worden (Abb. 4).

Nach der sehr langen Zeit von 2 bis 3 Generationen, in der keine umfassende aktenkundige Innenrenovierung bekannt ist, kam 1868 eine „Innenrestaurierung“ zustande.

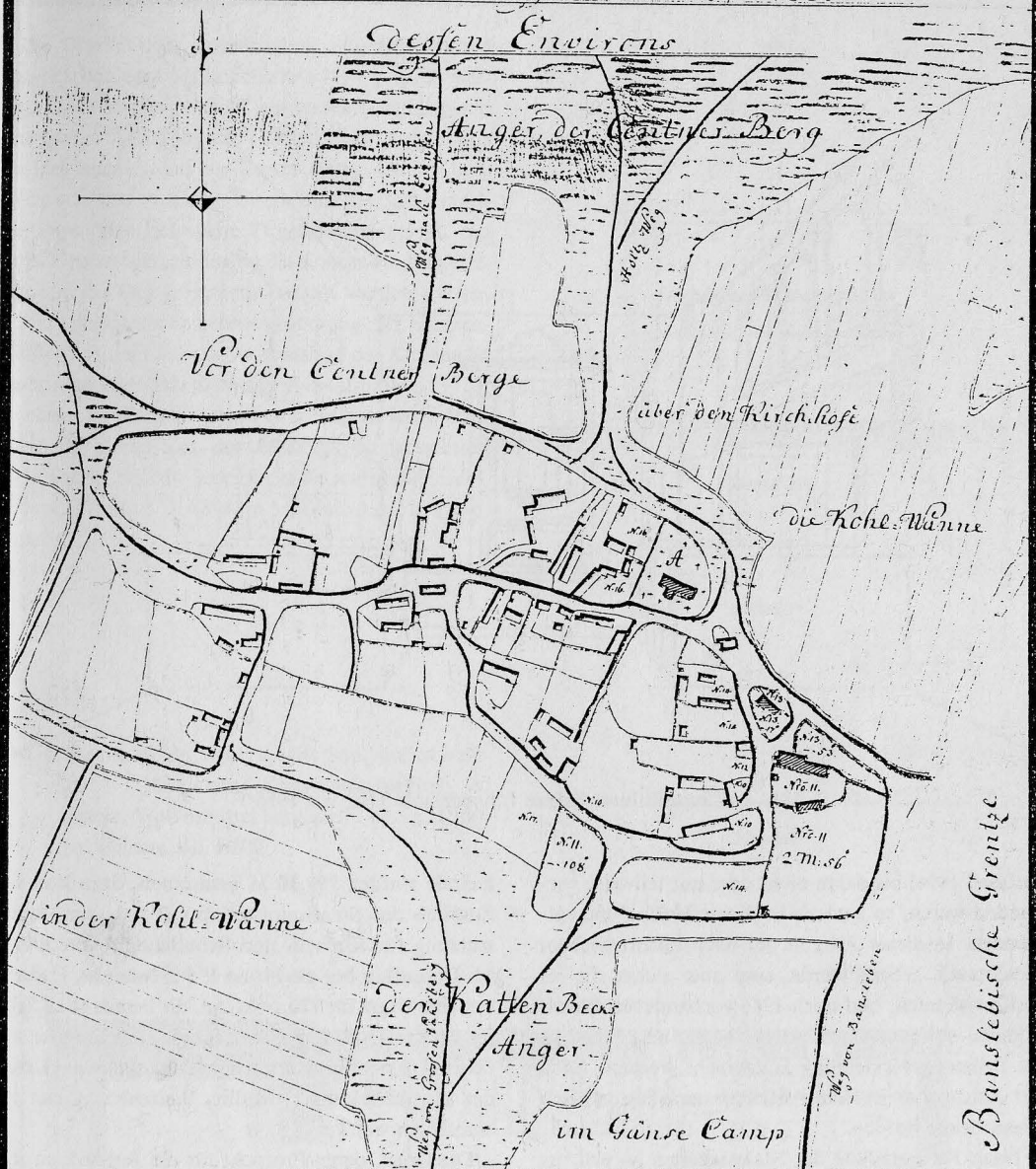
Der Amtsmaurermeister Müller, Gr. Vahlberg, hatte als Generalunternehmer ein Angebot von 490.— rt. abgegeben. Da der Baukondukteur Eigner den Anschlag revidiert hatte, ist anzunehmen, daß er auch als Bauleiter aufgetreten ist.

Die Kirchenkasse war immer noch unvermögend, jedoch war die politische Gemeinde aufgrund der damaligen Gesetzgebung bereit (nachdem sie immerhin 1849 das Pfarrhaus und die Schule erbaut hatte), die Kosten zu tragen. Auf Antrag gewährte das Staatsministerium einen Zuschuß von 100.— rt.

Über die ausgeführten Gewerke ist wenig bekannt. Das damals als „ganz überflüssiges, sehr häßliches Bahrenhaus“ empfundene, wahrscheinlich spätmittelalterliche Leichenhaus auf der Südseite wurde abgebrochen. Um den verlorenen außenliegenden Vorraum zu ersetzen, ist damals vermutlich die Abtrennung zwischen Turm und Schiff durch eine Holzwand erfolgt. Von dem gewonnenen inneren Vorraum, dem Platz unter der Westempore, konnten die Bereiche Turm, Empore und Schiff getrennt betreten werden. Wenn die West- und Nordempore (gem.

Abb. 3: Dorfgrundriß von Eilum mit ersten überliefertem Grundriß der Kirche, 1768, von G. C. Geitel aus Corpus Bonorum

PLAN von dem Dorffe Eilum, nebst dessen Environs



am Bruch. Berge

Ordnung	Repertorium	Hoff. Stellen	Garten	Land	Wiesen	Summa totalis
A	die Kirche	- 108	-	-	-	108
11	noch auf Anbleiber Felde	- 68	3 44	85 90	2 85	63 47
-	- Pfarrwitwen thum	-	-	-	-	-
13	- Schule	- 8	- 70	7 70	- 75	8 103
Summa		1 64	3 114	64 40	3 40	73 18
<p>3 Ackerleute 3 Halbspänner 10 Kötter 3 Warte Stellen 1 Gemeine Hirten Haus 1 Pfänder Haus</p>						
20	20	20	20	60	70	80
						90 217

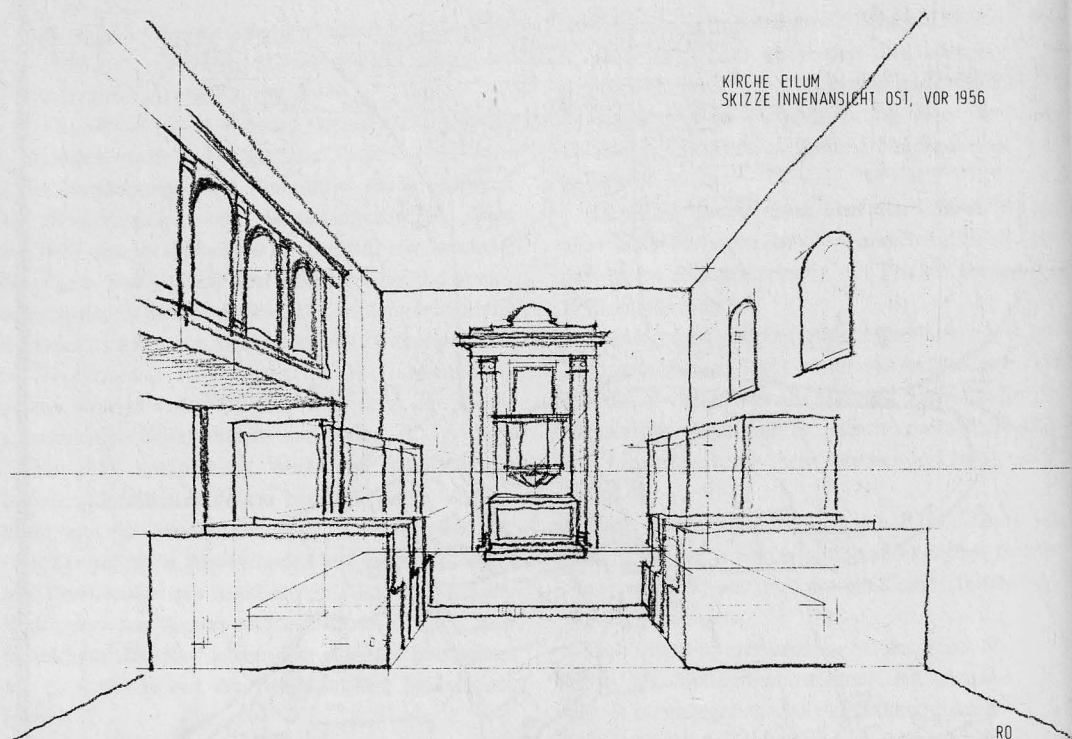


Abb. 4: Kirche Eilum, Skizze Innenansicht Ost, vor 1956

Aufmaß 1894) bis dahin nicht oder nur teilweise vorhanden waren, so sind sie in dieser Maßnahme entstanden. In dieser Zeit, in der nach historistischem Geschmack gebaut wurde, sind aber sicher die im BuK erwähnten, und noch 1956 vorhandenen Blendarkaden mit romanischen Rundbögen und Pilastern als Brüstungsverkleidung angebracht worden. Auch der Kanzelaltar ist dem Anschein nach historistisch überarbeitet worden.

Nach Fertigstellung der Malerarbeiten — evtl. ist das 1956 gefundene Mäanderband damals aufgetragen worden — konnte Pfarrer L. Moltag vermutlich den Weihnachtsgottesdienst 1868 in der frisch renovierten Kirche feiern.

Seit dem Mai 1883 wurde in beiden Gemeinden des Pfarrverbandes (Eilum und Weferlingen) über die Anschaffung von Orgeln in den Kirchen diskutiert.

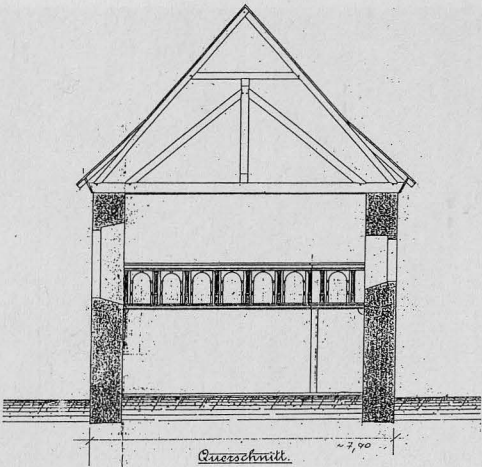
Der Kirchenvorstand von Eilum veranstaltete zum 400jährigen Lutherfest eine Sammlung als „Lutherstiftung für die hiesige Gemeinde“ zwecks Anschaffung einer Orgel. Von den 209 Seelen der Kirchengemeinde

wurden 799,50 M gesammelt, dazu kam ein Zuschuß des Staatsministeriums (Fonds zur Unterstützung für Kirchen- und Schulbauten) von 300,— M. Daraufhin bot die Firma P. Furtwängler, Hannover, eine Orgel für 720,— M. an, die bereits seit 8 Jahren in der Dreifaltigkeitsgemeinde in Hannover als Leihinstrument gestanden hatte und nach dem Urteil des Musikdirektors F. Müller, Wolfenbüttel, nur zu empfehlen war.

Die Orgel, deren Prospekt für die Aufstellung auf der Westempore der Eilumer Kirche im erhöhten Mittelteil noch mit 7 Pfeifen versehen wurde, flankiert von 2 Figuren (nördlich David mit der Harfe, südlich Cäcilie mit der Handorgel), hatte die Disposition:

Manual:		Pedal:	
1) Bordun	16'	1) Subbaß	16'
2) Prinzipal	8'	2) Prinzipal	8'
3) Salizional	8'		
4) Gedackt	8'		
5) Oktav	4'		

Die Orgel wurde unverzüglich angeschafft und konnte schon zum Weihnachtsfest 1883 gespielt werden. Zuvor mußte noch in kurzer Vorbereitungszeit eine gewisse Änderung der Emporen zur Aufstellung des Instrumentes und zur Umverteilung der Kirchenplätze erfolgen. Aus dem Überschuß des Sammelgeldes wurde eine besondere Orgelkasse angelegt, aus deren Zinserträgen zukünftig die Kosten des Bälgetrens und des Orgelstimmens bezahlt werden sollten. Einer geplanten Fenstervergrößerung des Kirchenschiffes aus dem Jahr 1894 verdankt die Kirchengemeinde das erste aktenkundige Bauaufmaß seit 1728. Zu einem Bauvorhaben kam es nicht, der Kreis-Bauinspektor Fricke aus der Herzogl. Kreisdirektion Wolfenbüttel erstellte jedoch ein Bauaufmaß einschl. Südansicht vom 1. 3. 1894 im Maßstab 1:66, 67 (Abb. 5 und 6).



Kirche
zu
Eilum
wahrscheinlich 3/1894 von
Kreis-Bauinspektor W. Fricke,
WF, hergestellt. Rost

Abb. 6: Kirche Eilum, Querschnitt Süd, wahrscheinlich 3/1894 von Kreis-Bauinspektor W. Fricke, Wolfenbüttel hergestellt. M. ca. 1:100, verkleinert auf 1:200

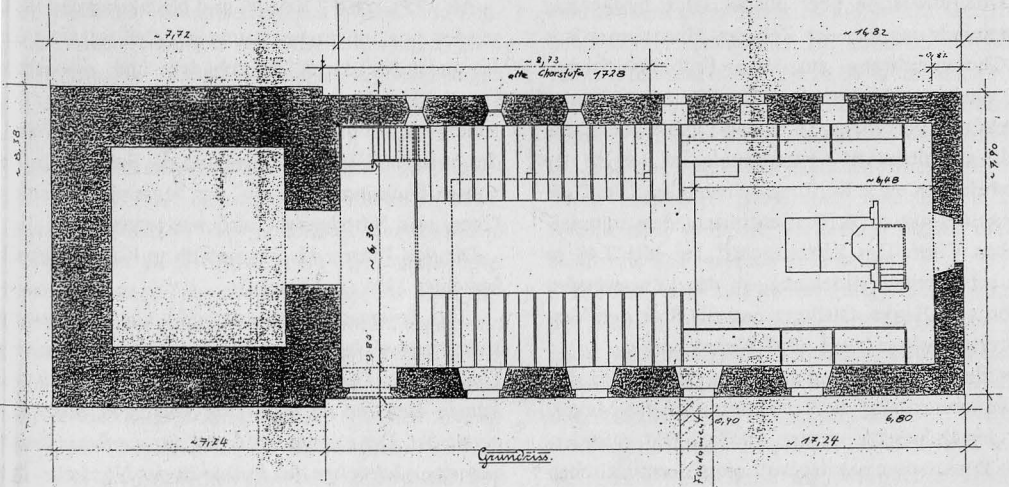
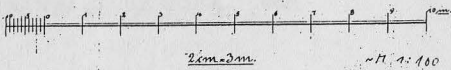


Abb. 5: Kirche Eilum, Bestandplan 3/1894, Grundriß ca. M 1:100, verkleinert auf 1:200, Kreis-Bauinspektor W. Fricke, Wolfenbüttel



Abb. 7: Kirche Eilum, Innenansicht Ost nach der Renovierung, 1991

Das Aufmaß, das die Situation nach der Innenrenovierung 1868 zeigt, (Bestand bis 1956), ist die einzige Dokumentation über die 88 Jahre bestehende Inneneinrichtung aus der Zeit des Historismus mit der Choreinrichtung aus dem Frühklassizismus. Fotos sind nicht vorhanden. Im Chorraum ist der Kanzelaltar angeordnet, an beiden Längswänden stehen die geschlossenen Kirchenstühle, im Bereich der Chorstufe gibt es 2 Konfirmandenbänke. Die Tiefe des Raumes mit ca. 6.50 m entspricht dem mittelalterlichen Chor. Das Kirchenschiff hat mit 2.40 m einen sehr breiten Mittelgang, an den Längswänden angeordnete Bankaufstellung und die über den Vorraum erschlossene Nord- und Westempore.

Aus der amtlichen Begutachtung entstand in diesem Zusammenhang die Erkenntnis, daß das Mauerwerk instandgesetzt werden mußte. Die erforderlichen Bauarbeiten wurden zu Lasten der politischen Gemeinde 1901 ausgeführt.

Die anschließend wünschenswerte Innenvermalung konnte aus dem Vermächtnis der Magdalena Quidde

(Malermeister Achilles, Schöppenstedt, 100,85 M.) verwirklicht werden.

Als 1956, nach 2 Kriegs- und Nachkriegsperioden, wieder eine Innenrenovierung möglich war, war der Kirchenraum durch Bauschäden und mangelnde Instandsetzungen in einem üblen Zustand. Der Innenputz auf der Nordseite löste sich von der Wand, der hölzerne Fußbodenbelag und die Emporensäulen wiesen Fäulnisschäden auf, der Massivfußboden im Chor- und Mittelgangbereich war feucht.

Die von Pfarrer H. Rosa geführte Kirchenchronik berichtet 1956 (Auszüge):

„Das Innere des Kirchenschiffes glich mit seinem schmutzigen Grau mehr einem Schuppen als einem Gotteshaus. Die Reste eines Mäanderbandmusters kamen hier und da noch zum Vorschein, meist nur verwischt. Der eigentliche Anlaß für die Renovierung war das Abdrücken des Putzes an der Nordseite. Der Holzfußboden unter den Bänken war größtenteils verfäult und durchgetreten. Die Säulen der Empore auf der Nordseite waren ebenfalls angefault.“



Abb. 8: Kirche Eilum, Innenansicht West vor der Renovierung, 1990

Aufgrund dieser Ausgangssituation und angesichts der gründlichen Instandsetzung aller Wand- und Fußbodenflächen beschloß der Kirchenvorstand gem. Kirchenchronik 1956, einschneidende Änderungen der Einrichtung:

„Um ein Herunterbrechen der Empore zu vermeiden und für die vorgesehene moderne Infrarot-Deckenstrahlheizung die günstigste Montagefläche zu bieten, soll die (Nord)-Empore herausgenommen werden. Ferner soll der alte Kanzelaltar, der ohne jegliche Anlehnung nach den Seiten im Raum stand, und dessen merkwürdiges Stilgemisch besonders in seiner Umrahmung nicht in das Gotteshaus paßte, durch einen neuen Altar ersetzt werden. Wie sich herausstellte, war der Altarkörper aus Feldsteinen erbaut mit einem davorgestellten Holzkasten. Zur Isolierung des Unterbodens mußten das Gestühl, der Altar und auch die überdachten Gestühle rechts und links neben dem Altar herausgerissen werden.“

Mit dem Beschluß zum ersatzlosen Abbruch von in Jahrhunderten gewachsenen kulturellen Werten, der heute schwer verständlich ist, stand der Kirchenvorstand 1956 nicht allein. Bis zu 30 Jahren nach Kriegsende 1945 wurden gerade in ländlichen Gebieten mit dem aufkommenden Wirtschaftswunder große Teile des bau- und kunstgeschichtlichen Erbes entfernt und durch kurzlebige, „moderne“ Teile ersetzt. Heute forscht man nach den verlorenen Werten und versucht, die Restbestände zu erhalten.

Die Abbruch- und Renovierungsarbeiten hinterließen einen ausgeleerten und schlichten, nur durch seine Maßverhältnisse wirkenden Kirchenraum, der bis auf den Orgelprospekt von 1883 keinen baulichen oder künstlerischen Höhepunkt aufweist. Die Chorstufe wurde um ca. 1.10 m weiter nach Osten verlegt. Der „leere“ Chorraum mit dem neuen steinernen Altartisch und dem wieder sichtbaren Ostfenster erinnert an die mittelalterliche Choreinrichtung (Abb. 7 und 8).

Die wichtigsten 1956 ausgeführten Arbeiten:

- Innenputzsanierung, neuer Fußbodenaufbau mit Betonsohle und Abklebung, Vermauerung der Osttür, usw.
- Altartisch mit Podest aus Elmkalk, Taufe (als Spende der Familie Moshake)
- Orgel renoviert
- Fundamente Nord und Ost isoliert, teilweise Regenwasserableitung
- Gehweg Süd hergestellt
- Neues Kruzifix auf dem Altar
- Kirchenbänke, Brüstung, Empore, Kanzel, Lied-anzeigetafeln
- Elt-Installation und Infrarot-Deckenstrahler, Beleuchtungsanlage (Pendel)
- Kunststein-Fußbodenbelag.

Von 1989 bis 1991 sind aufgrund aufgetretener Bauschäden, hauptsächlich im Dach- und Fassadenbereich, aber auch im Gebäudeinneren, in mehreren Bauabschnitten Renovierungsarbeiten erforderlich geworden. Aus technischen Zwängen mußte dazu vorher der Efeubewuchs von der Fassade entfernt werden, der der Eilumer Kirche ein unverwechselbares Aussehen gegeben hatte. Das Kircheninnere wurde seit 1956 nicht mehr verändert, es ist nach wie vor schlicht. Durch die neue Dachdeckung aus umgebungsgerechten Tonziegeln und die sichtbare Natursteinfassade mit Merkmalen der verschiedenen Bauphasen bietet die Kirche ein ungewohntes, jedoch ansprechendes Äußeres. Die Baugeschichte ist wieder ablesbar geworden.

Die wichtigsten durchgeführten Maßnahmen:

I. Bauabschnitt 1989

- Dachdeckung Turm und Schiff, Efeuentfernung
- Fassadensanierung des Turmes durch steinsichtigen Putz, gem. Vorgabe der staatl. Denkmalpflege
- Schallluken im Turm

II. Bauabschnitt 1990/91

- Sanierung der Sockelbereiche des Innenputzes im Schiff, Risse verpressen
- Sanierung des Innenputzes im 1974 angelegten Leichenraum im Erdgeschoß des Turmes
- Elt-Installation, neue Nachtspeicherheizung mit Einzelöfen, Entlüftung des Leichenraumes
- Innenvermalung des Kirchenschiffes und Ausgestaltung des Ostfensters mit Rankenmalerei

- Fundamentsanierung des Schiffes und Ableitung des Regenwassers

Im Frühjahr 1992 wurde als Spende der Familie Moshake erstmalig eine Turmbekrönung mit Wetterfahne aufgesetzt.

Quellen und Literatur

- Hermann Kleinau, Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig, Hildesheim 1968
- Chronik der Kirchengemeinde Eilum und Weferlingen, seit 1907.
- P. J. Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig, III. Band. Wolfenbüttel 1906.
- Haupt-Buch, darin das Corpus bonorum und Jura der hiesigen Kirche, Pfarre usw.; Eilum und Wolfenbüttel, Johann Ludolph Hartmann, 1749 (Landeskirchliches Archiv, Braunschweig).
- Michael Erbe, Studien zur Entwicklung des Niederkirchenwesens in Ostsachsen vom 8. bis zum 12. Jahrhundert. Göttingen 1969.
- Historische Bauakten: Eilum, Kirchenbau betr.; 20, 43/1, 39; Ablösung Kirchenland; 32, 18 (Landeskirchliches Archiv, Braunschweig).
- Claus Rauterberg, Bauwesen und Bauten im Herzogtum Braunschweig zur Zeit Carl Wilhelm Ferdinands 1780 — 1806, Braunschweig 1971.
- Georg Seebaß, Friedrich-Wilhelm Freist, Die Pastoren der Braunschweigischen Evangelisch-lutherischen Landeskirche seit Einführung der Reformation, Bd. 1, LKA, Wolfenbüttel, 1969.

Falko Rost
Bruchbreite 15
38173 Dettum

Maria Kapp

Goslarer Goldschmiede

Werke und Archivalien in den städtischen Sammlungen

I.

Mehr als 25 Jahre sind inzwischen vergangen, seitdem das grundlegende Verzeichnis der Goslarer Goldschmiede von Wolfgang Scheffler in seinem zweibändigen Werk „Goldschmiede Niedersachsens“ (Berlin 1965) erschienen ist. Die Aufzählung der Goldschmiedearbeiten durch Scheffler läßt die vergleichsweise reichen Bestände in den öffentlichen Sammlungen der Stadt Goslar unberücksichtigt, so daß vermutet werden muß, daß ihm die größtenteils magazinierten und nur schwer zugänglichen Objekte nicht bekannt waren.

Der vorliegende Aufsatz möchte diese Lücke schließen, um dem an Goslarer Gold- und Silberschmieden Interessierten ein erweitertes Studienmaterial vorzulegen, auch wenn davon auszugehen ist, daß sich eine größere Zahl von Werken in Privatbesitz befindet. Es gelang uns, Arbeiten von achtzehn Goldschmieden ausfindig zu machen, von denen acht hier erstmalig dokumentiert werden können. Die Reihenfolge und Durchnumerierung folgt der Zählung von Scheffler, ebenso wurden die Nummern der Stempel (Meister- bzw. Beschauezeichen) übernommen. Die Beschreibung der Werke wurde jedoch großzügiger abgefaßt, als es in dem Gesamtwerk Schefflers möglich war; sofern Angaben über Herkunft und Verwendungszweck vorlagen, wurden sie ebenfalls aufgenommen.

II.

2 Jürgen von Hagen

Patene (Inventar St.-Annen-Haus A 11). Silber, getrieben, vergoldet, auf dem Rand ein schlichtes Weihekreuz eingraviert. Durchmesser 12,8 cm. Vermutlich alter Bestand des St.-Annen-Hauses.

Gestempelt: BZ: Nr. 789, MZ: Nr. 788.

3a Ludwig von Hagen

Oblatendose (Inv.-Nr. Goslarer Museum 3430). Silber, gedrückt, geschlagen, graviert, Deckel- und Bodenrand mit Wellen onduliert, im Deckel umlaufend gedrückte Noppenwölbung. Eingravierte Inschrift unter dem Boden: „Dorothea Margaretha Trautmans, geb. Trunnpfen 1708“.

Höhe 4,5 cm, Durchmesser 8,4 cm. Zum Abendmahlsgesäß des Großen Heiligen Kreuzes gehörig.

Gestempelt: BZ: Nr. 790, MZ: Nr. 791.

10 Johann Henning von Hagen

Eßlöffel (Inv.-Nr. Goslarer Museum 7015/9). Silber, gegossen, graviert, gestantzt; schlichte Form, auf dem Stiel stilisierte Rankenornamente. Auf der Unterseite des Stieles eingraviert: „A. D. A.“ und „N W“ (in verschnörkelten Buchstaben eingestantzt) = Neuwerk. Länge 19,6 cm, Breite 4,2 cm. Aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk übernommen.

Gestempelt: BZ: Goslarer Adler (schwer lesbar), MZ: Nr. 796.

10a Arend Conrad von Hagen

Abendmahlskelch (Inv.-Nr. Goslarer Museum 3401). Silber, getrieben, gedrückt, vergoldet, graviert. Runder, mehrfach abgestufter Fuß auf breitem Standring, auf dem Fuß ein schlichtes Weihekreuz eingraviert. Kurzer, runder Schaft mit breitem Nodus à la Queen Anne, schlichte Cuppa. Höhe 20,3 cm, Durchmesser Fuß 13,5 cm, Cuppa 12,5 cm. Zum Abendmahlsgesäß des Großen Heiligen Kreuzes gehörig.

Gestempelt: BZ: Nr. 794, MZ: ACH im ovalen Balken.

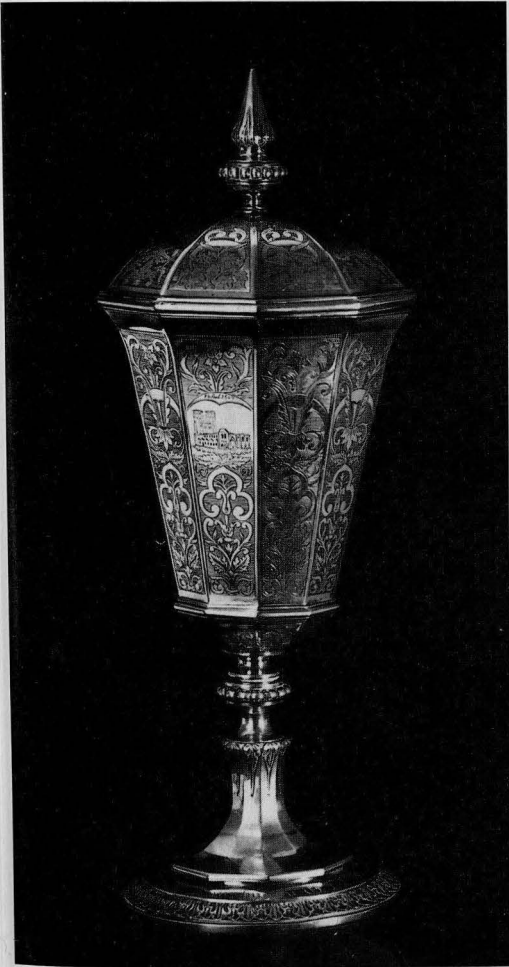
Patene (Inv.-Nr. Goslarer Museum 3402). Silber, getrieben, vergoldet, graviert. Schlichte Patene mit einfachem Weihekreuz, zum obigen Kelch passend. Durchmesser 14,8 cm. Zum Abendmahlsgesäß des Großen Heiligen Kreuzes gehörig.

Gestempelt: BZ: Nr. 794, MZ: ACH im ovalen Balken.

Eßlöffel (Inv.-Nr. Goslarer Museum 7015/8). Silber, gegossen, graviert; schlichte Form. Auf der Unterseite des Stieles verschiedene Besitzermonogramme eingraviert: „G“ und „CNW“. Länge 20,5 cm, Breite 4,6 cm. Aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk übernommen.

Gestempelt: BZ: Nr. 794, MZ: ACH im ovalen Balken.

- 11 Georg Peter Hätzel
Suppenkelle (Inv.-Nr. Goslarer Museum 7164). Silber, gegossen, graviert, vergoldet. Runde Schöpfkelle, innen vergoldet, spatenförmiger Stiel, auf dem ein verschnörkeltes „W“ eingraviert ist. Länge 32,2 cm, Breite 9,2 cm. Ankauf aus Goslarer Privatbesitz.
Gestempelt: BZ: Goslarer Adler (nur teilweise erhalten) über Lötigkeitsziffer 13, MZ: GPH im Rechteck (die erste Initiale fehlt, MZ abgegriffen).
- 13 Daniel Friedrich Mügge
Eßlöffel (Inv.-Nr. Goslarer Museum 7015/2). Silber, gegossen, graviert; schlichte Form. Auf der Unterseite des Stieles eingraviert: „CNW“, drei nicht mehr lesbare Initialen, Jahreszahl 1732. Länge 19,4 cm, Breite 4,1 cm. Aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk übernommen.
Gestempelt: BZ: Nr. 794, MZ: DFM im Rechteck.
- 24 Wilhelm Eberhard Gernreich
Zuckerdose (Inv.-Nr. Goslarer Museum 7011). Silber, gegossen, graviert. Die Dose steht auf drei Tierfüßen, der Gefäßkörper ist unten durch einen Blätterkranz, oben durch vier weitere Kränze, die an Blüten zusammenlaufen, geschmückt. Unter dem Gefäßboden eingraviert: „I. S. F. W.“. Höhe 7,5 cm, Durchmesser 11,7 cm. Aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk übernommen.
Gestempelt: BZ: Goslarer Adler und „A“, MZ: WEG im Kleeblatt.
Eßlöffel (Inv.-Nr. Goslarer Museum 7015/7). Silber, gegossen, graviert, gestanz; schlichte Form. Auf der Unterseite des Stieles eingraviert: „F. D. Fritzen 1782“, daneben „N W“ (gestanz). Länge 20,5 cm, Breite 4,3 cm. Aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk übernommen.
Gestempelt: BZ: Goslarer Adler (stark abgegriffen), MZ: WEG im Kleeblatt (kaum lesbar).
- 27 Johann Christoph Hertel
3 Eßlöffel (Inv.-Nr. Goslarer Museum 7015/3, 4, 12). Silber, gegossen, gestanz; schlichte Form. Auf der Unterseite des Stieles eingestanz: „N W“. Länge 20,3 cm, Breite 4,4 cm. Aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk übernommen.
Gestempelt: BZ: Goslarer Adler und „A“, MZ: JCH im Rechteck.
- 28 Christian Friedrich Gernreich
Eßlöffel (Inv.-Nr. Goslarer Museum 7015/10). Silber, gegossen, gestanz; schlichte Form, spatenförmiger Stiel. Auf der Unterseite des Stieles eingestanz: „N W“. Länge 20,1 cm, Breite 4 cm. Aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk übernommen.
Gestempelt: Lötigkeitsziffer 12, MZ: GERN REICH.
- 29 Julius August Daniel Hirsch
Zuckerzange (Inv.-Nr. Goslarer Museum 7017). Silber, getrieben, gegossen, graviert. Auf den Backen eingravierte Blumen, die Arme mit durchbrochenen, wellenförmigen Ornamenten verziert, an der Beuge eingravierte Ranken, in der Mitte eine große Rose. Länge 15 cm, Breite 3,8 cm. Aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk übernommen.
Gestempelt: Lötigkeitsziffer 12, MZ: HIRSCH im Rechteck (Nr. 803).
- 30 Johann Georg Christoph Fricke
Henkelkörbchen (Inv.-Nr. Goslarer Museum 2080). Silber, getrieben, gegossen, Filigran. Becherförmiges Körbchen, auf vier Tierfüßen stehend, der Gefäßkörper in drei horizontale Zonen aufgeteilt, die mit durchbrochenen Ranken und Palmetten geschmückt sind, Gefäßbügel überwiegend aus Filigranornamenten gestaltet. Höhe 11 cm, Durchmesser 16,1 cm.
Gestempelt: Lötigkeitsziffer 12, MZ: Fricke im Rechteck (Nr. 805).
Suppenkelle (Inv.-Nr. Goslarer Museum 7625). Silber, gegossen, vergoldet, gedrechselter Ebenholzgriff. Länge 39,2 cm, Breite 9,5 cm. Ankauf aus Goslarer Privatbesitz.
Gestempelt: Lötigkeitsziffer 12, MZ: Fricke im Rechteck (Nr. 805).
- 31 Friedrich Heinrich Bernhard Schultz (siehe Abbildung)
Kelchförmiger Pokal (Inv.-Nr. Goslarer Museum 5631). Silber, getrieben, gegossen, graviert, vergoldet. Pokal zum Wiederaufbau der Marktkirche nach dem Brand von 1844. Runder, mehrfach profilierter Fuß mit Palmettenornamentik. Eingravierte Inschrift: „Dem braven Baumeister Hauptmann G. F. C. Wiepking die dankbaren Bürger“. Zehneckiger Schaft, profilierter Nodus, zehneckiger Gefäßkörper, mit Rankenornamen-



tik bedeckt. Auf der Vorder- und Rückseite sind zwei kleine Bilder in Kartuschen eingelassen, die die Marktkirche am 14. Juli 1844 und am 21. September 1848 zeigen. Zehneckiger Deckel, der die Rankenornamentik des Gefäßkörpers aufnimmt, hoher Knauf mit Palmettenmotiv. Das Innere des Pokals vergoldet, Sinnspruch im Deckel eingraviert. Höhe (gesamt) 36 cm. Ankauf aus Privatbesitz.

Gestempelt: BZ: Goslarer Adler und „D“, Lötigkeitsziffer 13, MZ: SCHULTZ im Rechteck.

Eßlöffel (Inv.-Nr. Goslarer Museum 7140/3). Silber, gegossen; schlichte Form. Länge 23,4 cm, Breite 4,5 cm. Ankauf aus Goslarer Privatbesitz. Gestempelt: BZ: Goslarer Adler und „D“, Lötigkeitsziffer 12, MZ: SCHULTZ im Rechteck.

- 34 Friedrich Wilhelm Conrad Fricke
Eßlöffel (Inv.-Nr. Goslarer Museum 3/1991). Silber, gegossen, graviert, gepunzt; schlichte Form mit schlanker, spitzovaler Laffe; auf dem Stiel geometrische und florale Muster eingraviert und gepunzt. Länge 22,8 cm, Breite 4,5 cm. Ankauf aus einem Braunschweiger Antiquariat. Gestempelt: BZ: Goslarer Adler (stark abgegriffen), Lötigkeitsziffer 12, MZ: FWF im Rechteck.
- 35 Friedrich August Deppermann
Eßlöffel (Inv.-Nr. Goslarer Museum 7140/1). Silber, gegossen; schlichte Form. Länge 24 cm, Breite 4,3 cm. Ankauf aus Goslarer Privatbesitz. Gestempelt: MZ: FAD im Rechteck, Lötigkeitsziffer 12.
- 36 Carl Ernst Friedrich Elster
Suppenkelle (Inv.-Nr. Goslarer Museum 8149/1). Silber, gegossen, vergoldet, gedrechselter Ebenholzgriff. Länge 39,3 cm, Breite 10,5 cm. Ankauf aus Goslarer Privatbesitz. Gestempelt: MZ: Elster im Rechteck, Lötigkeitsziffer 12.
Punschkel (Inv.-Nr. Goslarer Museum 8149/2). Silber, gegossen, vergoldet, gedrechselter Ebenholzgriff. Länge 41 cm, Breite 11 cm. Ankauf aus Goslarer Privatbesitz. Gestempelt: MZ: Elster im ovalen Balken, Lötigkeitsziffer 12.
- 37a Nicolaus Peters
Saucenlöffel (Inv.-Nr. Goslarer Museum 2/1991). Silber, gegossen, graviert; schlichte Form. Auf der Unterseite des Stieles „C E“ verschnörkelt eingraviert. Länge 17,7 cm, Breite 6,5 cm. Ankauf aus einem Braunschweiger Antiquariat. Gestempelt: MZ: N. PETERS im Rechteck, Lötigkeitsziffer 12.
- 39 Wilhelm August Leopold Schäfer
Eßlöffel (Inv.-Nr. Goslarer Museum 7140/4). Silber, gegossen, graviert; schlichte Form, spatelförmiger Stiel. Auf der Vorderseite des Stieles eingraviert: „A. St.“, auf der Unterseite: „F. St.“. Länge 23 cm, Breite 4 cm. Ankauf aus Goslarer Privatbesitz. Gestempelt: MZ: SCHÄFER im Rechteck, Lötigkeitsziffer 12.
- 43 Rudolf Plappert
Münzschale (Inv.-Nr. Goslarer Museum 4567). Silber, gegossen, graviert, geprägt. Ovale Schale,

barockisierende Form mit 25 eingelassenen Münzen vom Barock bis zum Jahr 1900. Eingravierte Inschrift auf dem Boden: „Rudolph Plappert / 11. 7. 1833 — 26. 12. 1917“. Breite 31 cm, Tiefe 20,8 cm, Höhe 4,8 cm. Geschenk der Töchter Elise und Marie Plappert am 21. März 1950. Gestempelt: BZ: Goslarer Adler, 800, Halbmond, Krone, MZ: R. PLAPPERT (vertieft). Eßlöffel (Inv.-Nr. Goslarer Museum 7140/2). Silber, gegossen, graviert; spitzovale Laffe, spatenförmiger Siel. Auf der Unterseite des Stieles eingraviert: „F. B.“. Länge 22 cm, Breite 4,2 cm. Ankauf aus Goslarer Privatbesitz. Gestempelt: MZ: R. PLAPPERT im Rechteck, Lötigkeitsziffer 12.

III.

Ergänzend zu den bei Scheffler lediglich summarisch aufgeführten Archivalien („Goldschmiedeakten 1688 bis 1806“) des Goslarer Stadtarchives sei hier abschließend eine vollständige Erfassung der zugänglichen Aktenbestände zusammengestellt, wobei wir mit den Akten, die sich auf einzelne Goldschmiede beziehen, beginnen; im zweiten Abschnitt folgt eine Auflistung der innungsbezogenen Archivalien. Die Durchnummerierung der Goldschmiede richtet sich wiederum nach Scheffler.

A

- 1 Christoffer Koch: Bürgerrecht am 2. 12. 1602 (?), erwähnt 1611 (Privata).
- 4a Hans Jürgen Hätzel: erwähnt 1712 (A 7039).
- 10 Johann Henning von Hagen: erwähnt 1723 als Oberältester der Innung (A 11594).
- 11 Georg Peter Hätzel: erwähnt 1720 – 22 (A 7039), 1723 (A 2030 und A 2091), 1732 (A 11716).
- 13 Daniel Friedrich Mügge: erwähnt 1722 (A 11964), 1723 (A 5176), 1726 (A 11996), 1733 (A 11986), 1736 (A 9396), 1738 (A 8373), 1762 – 64 (A 5459).
- 17 Christoph Gottlieb Meyer: erwähnt 1744 (A 968), 1746 (A 11764, A 11796, A 11999), 1754 (A 12213), 1770 (A 11993), 1771 (A 12235), 1771/72 (A 5501), 1774 (A 847).
- 18 Johann Ernst Binneweiß: erwähnt 1734 (A 11622b), 1736 (A 1715), 1741 (A 11796, A 11995, A 1901, A 11565), 1745 (A 11828), 1748 (A 11786), 1749 (A 11724), 1750 (A 11789), 1752 (A 1736), 1753 (A 2034), 1755 (A 12208), 1758 (A 11798), 1759 (A 11797).
- 19 Adam Gottlob Badlowski: erwähnt 1741 (A 11764).
- 20 Johann Conrad Volckmar: erwähnt 1744 (A 1979), 1777 (A 11642), 1777/78 (A 3060), 1778/79 (A 5001), 1779 (A 11785, 2915), 1781 (A 613, diese Archivalie enthält sein Testament vom 19. 1. 1781, gestorben vor dem 9. 8. 1781).
- 21 Johann Friedrich Schlegel: erwähnt 1746 (A 5609), 1752 (A 11758).
- 22 Justus Caspar Hoffmann: erwähnt 1747 (A 11962a).
- 24 Wilhelm Eberhard Gernreich: erwähnt 1763/64 (A 3599), 1765 (A 12215), 1767 (A 12234), 1783 (B 3052).
- 25 Johann Friedrich Herrmann Quittenbaum: erwähnt 1773 – 75 (A 1564), 1774/75 (A 4800), 1775 (A 11784, A 8), 1782 (A 11998), 1783 – 86 (A 950).
- 26 Georg Ludwig Schmidt: erwähnt 1782 (A 11614 und A 157).
- 27 Johann Christoph Hertel: erwähnt 1796 (A 11645).
- 28 Christian Friedrich Gernreich: erwähnt 1798/99 (A 7084), 1801 (C 5582), 1801/02 (A 9438), 1802 (C 5583), 1803 (A 8525), 1807/08 (C 4768).
- 28a Johann Georg Heinrich Ballers: erwähnt 1797 (A 11748), 1798 (A 5092).
- 29 Julius August Daniel Hirsch: erwähnt 1801 (Curr. Reg. VIII A / 427 / 3682).
- 30 Johann Georg Christoph Fricke: erwähnt 1814 (A 7846a).
- 32 Gerhard Ernst Wilhelm Bünemann: erwähnt 1837 (Curr. Reg. VIII A / 427 / 3682).

B

- a Satzung der Goldschmiede vom März 1660 (A 9607, S. 1007 – 1022), vgl. Anhang.
- b Allgemeine Innungsangelegenheiten 1817 – 70 (C, Abt. IVa, Nr. 4708): Verordnungen, Gesuche, Bescheinigungen (zahlreiche Archivalien betr. Goldschmiede Nr. 30 bis Nr. 43).
- c Archivalien betr. einzelne Gold- und Silberarbeiter 1852 – 66 (Curr. Reg. III / 220 / Nr. 1326: Gesuche von Carl Bieling, Siegmund Frank, Rudolf Plappert, Ed. Jörns).
- d Adreßbücher der Stadt Goslar ab 1855.

Nicht bei Scheffler aufgeführt: Henning Albrecht von Hagen, Sohn des Johann Albrecht, am 2. 12. 1718 Bürger, heiratet 1724 Elisabeth Maria Binnewies aus Osterode (erwähnt 1724: A 11856).

Hans Wolters (erwähnt um 1500 in Urkunde Nr. 3 des Barfüßerklosters).

Anhang: Satzung der Goldschmiede-Innung in Goslar vom März 1660

Wir Bürgermeister und Rat dieser kaiserlichen und des Heiligen Reiches Stadt Goslar tun kund und hiermit zu wissen, als Uns hiesige Goldschmiede, namentlich Jürgen von Hagen der Ältere, nebst seinen beiden Söhnen, Jürgen und Ludewig untertänig zu erkennen geben, obwohl in anderen Republicken, Städten und Communen gewisse Articull und Ordnung versaßet, wonach sich die Goldschmiede samt ihren Gesellen und Jungen zu richten hatten, sie aber dieses Orts bis dahero nicht damit versehen worden, und dann aus Mangel sothaner Ordnung, bei ihnen allerhand Angelegenheit entstanden, und noch ferners zu besorgen, dahero sie bewogen worden, Uns untertänig anzulangen und dann zu ersuchen, zu Verhütung fernerer Mißheligkeiten und Unrats, sie mit gewissen Articuln großgünstig anzusehen. Weil Wir denn dasjenige, was zu Erhaltung guter Ordnung, Aufnahme und Wachstum Unserer Untertanen Nahrung gereicht, jedesmal gerne befördert, auch zu befördern Uns gepflichtigt und schuldig erkennen, so haben Wir dero Supplicanten Bitte stattgetan, und dieselbe mit gewissen Articuln begabet, wie hernach folget.

Caput Primum

Wie es mit denen sämtlichen Goldschmieden allhier gehalten werden solle.

1. artic: Wer allhier Meister werden will, der muß erstlich bei den Goldschmieden sich angeben, und seinen Geburts- und Lehrbrief vorzeigen, und sich allen folgenden Articuln gemäß verhalten.

2. artic: Würde aber deroselbe denen vorgeschriebenen Articuln und insonderheit, was in dem nächst folgenden von denen Gesellen, so die Jahre arbeiten und Meisterstücke machen sollen, noch ferners erfordert wird, nicht nachleben, so soll ein solcher allhier nicht gelitten, sondern wie ein Störer oder Pfscher gehalten werden.

3. artic: Wenn er aber dem Articuls-Briefe nachzuleben gedenket und angenommen wird, so soll er dem Handwerk in die Lade zehn Thaler erlegen.

Caput Secundum

Wie es mit dero Meister- oder Handwerkslade soll gehalten werden.

1. artic: Es soll eine Meisterlade gehalten werden, welche der älteste Meister im Hause und der jüngste Meister den Schlüssel dazu haben sollen.

2. artic: So einer strafbar erfunden wird, derselbe soll nach Befindung der Sachen gestraft werden; wäre aber die Sache also beschaffen, daß es unter Uns nicht könnte geschlichtet werden, oder der Beklagte wollte sich in Güte nicht finden lassen, sondern sich dawider setzen, so soll es allhier für den ganzen Rat gebracht werden.

3. artic: Wenn auch einiger Streit oder Zwiespalt fürfallen wird, so soll der jüngste Meister die anderen citiren und vorladen, wird er säumig darin befunden, soll er in die Lade zwölf Mariengroschen zur Strafe erlegen.

4. artic: So sollen auch die Strafgeder in die Lade gelegt und E. Ehrenwerthem Rat der dritte Pfennig zur rechten Zeit davon entrichtet und gegeben werden.

Caput Tertium

Wie es mit deren Witwen dieses Handwerks soll gehalten werden.

1. artic: Eine Witwe, so ihren Witwenstand nicht verändert, soll Macht haben, das Handwerk zu gebrauchen und einen Gesellen zu fordern, wenn sie die Mittel hat, und sich dessen getrauet, jedoch soll sie sich dem Handwerke gemäß verhalten, daß keine Klage über sie komme.

2. artic: Es soll einer Witwen zugelassen sein, denselben Lehrjungen auszulernen, so bei ihres Mannes Lebezeit angenommen ist. Jedoch einen Gesellen dabei halten, davon er könnte unterrichtet werden, sonst soll sie keinen Lehrjungen aufnehmen.

3. artic: So soll auch dem Lehrjungen, wenn er seine Lehrjahre ehrlich ausgestanden, von dem ganzen Handwerke ein ehrlicher Lehrbrief gegeben werden.

Caput Quartum

Wie es mit denen Gesellen, so zuvor die Jahre arbeiten, ehe sie Meister werden, gehalten werden solle.

1. artic: Es soll ein Geselle, der allhier Meister werden will, drei Jahre aneinander bei einem Meister zuvor arbeiten und sich also verhalten, daß der Meister keine Ursache habe, ihn abzuschaffen.

Würde es aber der Meister dem Gesellen so schwer machen, daß er nicht bleiben könnte, so soll es ihm nach Befindung der anderen Meister vergönnt werden, bei einem anderen die Jahre vollends zu arbeiten.

2. artic: Wenn aber der Geselle, so Meister werden will, eines Meisters Tochter oder Witwen desselben Handwerks freien würde, so soll er nur anderthalb Jahr arbeiten, eines Meisters Sohn aber soll ganz damit befreit sein.

3. artic: Wenn er nun die Jahre gearbeitet, so soll er ein Meisterstück machen, bei dem ältesten Meister, und soll ihm ein Vierteljahr Zeit dazu gelassen werden.

Caput Quintum

Was für ein Meisterstück gemacht werden solle.

1. artic: Soll er ein Trinkgeschirr machen, das geschlagen und etwas getrieben, auch etwas gestochen daran ist.

2. artic: Soll er ein Siegel schneiden, als eines halben Thalers groß, soll auch mit Schild und Helm gemacht werden.

3. artic: Soll er einen goldenen Ring machen, mit einem Diamant versetzt, und sollen die drei Stücke ohne Mangel sein.

Caput Sextum

Wie es mit den Gesellen insgemein gehalten werden soll.

1. artic: Wenn ein Geselle bei einem Meister Arbeit bekommt, es wollte ihm aber bei demselben nicht gefallen, sondern wollte seinen Abschied nehmen, und bei einem anderen arbeiten, soll ihm nicht zugelassen werden, oder er soll im halben Jahr in dieser Stadt nicht arbeiten.

2. artic: Wenn aber ein Meister dem Gesellen Abschied gäbe, und er Lust an diesem Ort zu bleiben hätte, so soll ihm vergönnt sein, bei einem anderen Meister zu arbeiten.

3. artic: So auch Streit oder Schuldworte von den Gesellen wider einen Meister vorfallen würden, so soll solches für den Meister gestrafet werden.

Caput Septimum

Wie es mit den Lehrjungen gehalten werden solle.

1. artic: Erstlich soll ein idweder Junge, so das Goldschmiede-Handwerk lernen will, seinen Geburtsbrief haben, damit er beweise, daß er von ehr-

lichen Eltern geboren, so allhier gildenswürdige, und alsdenn fünf Jahre lernen.

2. artic: Wenn nun der Lehrjunge vor dem Handwerke aufgedinget und eingeschrieben ist, so soll er in die Lade einen Thaler legen.

3. artic: So soll auch der Lehrjunge Bürgen stellen, daß er ehrlich und getreu auslernen wolle.

Würde er denn ohne Ursache austreten, so soll die Zeit, so er ausgehalten, nicht gerechnet werden, es wäre denn zu beweisen, daß er zur Ungebühr gehalten, so soll ihm nach Befindung der Sachen ein Schein erteilt werden, daß er bei einem anderen, oder in einer anderen Stadt vollends auslernen möge.

4. artic: Wenn denn der Lehrjunge getreu und ehrlich seine vorgeschriebene Lehrjahre ausgehalten, so soll ihm vom ganzen Handwerk ein ehrlicher Lehrbrief gegeben werden, dagegen soll er zwei Thaler in die Lade legen.

5. artic: Was aber eines Meisters Sohn belanget, wenn derselbe so viel gelernet, daß er vor einem Gesellen bestehen kann, alsdenn mag der Vater oder das ganze Handwerk denselben, zumal er an die gesetzten Lehrjahre nicht gebunden, lossprechen, wenn sie wollen.

Caput Octavum

Was für Silber und wie hoch dasselbe verarbeitet werden solle.

1. artic: Es soll zwar denen Goldschmieden allhier zugelassen sein, allerlei Silber zu verarbeiten, und denjenigen, so es begehren, zu verfertigen.

Es soll aber hierauf, so wenig Unser, der Rats, Wappen, als des Goldschmieds Zeichen geschlagen werden.

2. artic: Was sonstens überdies wohlfeil zu kaufen würde verarbeitet, soll allemal gezeichnet, und unter 13 lötig, ein jedes Lot zu 17 Mariengroschen gerechnet, nicht verarbeitet werden, bei Verlust Ehren und Amts.

3. artic: Vor ein Lot Silber zu verarbeiten, soll ordinarie mehr nicht als 4 Mariengroschen gegeben und genommen werden.

4. artic: Das Gold und Silber sollen die Goldschmiede, so gut sie es empfangen, wiedergeben, dero behuf auch jedesmal auf Begehren eine kleine Probe des zur Arbeit empfangenen Goldes oder Silbers auszustellen schuldig sein.

Hucusque Articuli

Wir behalten Uns aber hiermit ausdrücklich bevor, diese Articull und Ordnung nach Beschaffenheit dero Läufe und aus bewegenden Ursachen zu ändern, zu bessern, zu mindern und damit zu verfahren, wie es Unser und Unseren Untertanen Gelegenheit und Wohlfahrt über kurz oder lang erfordern, und mit sich bringen wird, oder auch dieselbe gar hinwieder zu cashiren und aufzuheben. Dessen zur Urkund haben Wir diese Articull und Ordnung mit Unserem Canzlei-Siegel confirmieret und bestärket. So geschehen den ten Martii Anno Eintausend Sechshundert und Sechzig.

(Rechtschreibung, Grammatik und Zeichensetzung wurden weitgehend dem heutigen Gebrauch angeglichen.)

Dr. Maria Kapp
Dorothea-Borchers-Straße 4
38640 Goslar

Maria Kapp
Goslarer Zinngießer

für Elisa

I.

Das unvollendet gebliebene Werk Erwin Hintzes über die deutschen Zinngießer und ihre Marken berührt nur die nördlichsten Teile Niedersachsens. Nachdem die verbleibenden Forschungslücken vor allem für den östlichen Teil des Landes geschlossen wurden, widmet sich die vorliegende Arbeit den historischen Zinngeßern der Stadt Goslar, die bislang noch nicht beachtet wurden. Anlaß zu diesem Aufsatz gaben die Inventarisierung der umfangreichen Zinnbestände im Besitz des Goslarer Museums sowie die Einsichtnahme der Zinngeräte in kirchlichem Besitz, die von der Verfasserin durchgeführt wurden.

Das Goslarer Museum verfügt mit etwa 370 Einzelobjekten über einen außergewöhnlich reichen Zinnbestand. Das bedarf der Erklärung. Mehr als drei Viertel des gegenwärtigen Besitzes wurden dem Museum 1970 im Zusammenhang mit der Auflösung des ehemaligen Klosters Neuwerk überlassen. Dort hatten sich größere Sammlungen von Gebrauchszinn erhalten, darunter beispielsweise eine Serie von 60 Eßtellern. Es muß als ein überaus glücklicher Umstand bewertet werden, daß sich gerade das Gebrauchszinn, das üblicherweise im Laufe der Zeit ersetzt und abgeschafft wurde, in Goslar so reich erhalten hat und dem Besucher dadurch eine Vorstellung von der Eßkultur vergangener Jahrhunderte vermittelt.

Die übrigen Bestände des Museums stammen etwa zu gleichen Teilen aus Privatbesitz und aus dem Besitz der Goslarer Zünfte. Außerdem gelangten einige Zinngeräte aus dem Großen Heiligen Kreuz und dem St.-Annen-Haus in die öffentlichen Sammlungen.

Die Herkunft der Zinnobjekte ist eng verbunden mit der Art der Gegenstände. Gut 80 % sind Gebrauchszinn, das heißt Tafelgeschirr, Teller, Schüsseln, Anrichteplatten, Kleingerät. Dagegen ist der Besitz an Zunftgerät, kirchlichen Zinngefäßen und Ziergegenständen gering. Das Goslarer Museum besitzt einige schöne Stücke mit Flecheltechnik, in den Kunstsammlungen des St.-Annen-Hauses haben sich zwei Altarleuchter und zwei Vasen von hoher

Qualität erhalten. Beispiele von Relief- oder Edeltinn fehlen jedoch.

Die Goslarer Sammlung ist eine überwiegend lokal ausgerichtete. Etwa 60 % der Objekte wurden in Goslar gefertigt, ca. 10 % stammen aus Braunschweiger Werkstätten, es lassen sich jedoch auch Stücke aus Süddeutschland und aus England nachweisen. Eine Vielzahl von Geräten, vor allem von einfachen Gebrauchsgegenständen, kann aufgrund einer schlecht erhaltenen, fehlenden oder nicht aufgelösten Meister- bzw. Stadtmarke nicht eingeordnet werden.

Schließlich ist die Entstehungszeit der Zinnobjekte zu erwähnen, die zugleich die Situation des Zinngießergewerbes in Goslar charakterisiert: Etwa 90 % entstanden im 18. Jahrhundert, 8 % im 19. Jahrhundert, nur 2 % nachweislich im 17. Jahrhundert.

Der Erhaltungszustand der Sammlung ist überwiegend gut, es überrascht, daß vor allem das Gebrauchszinn aus dem Kloster Neuwerk überaus gepflegt ist und nur wenige Gebrauchsspuren aufweist, was deutlich macht, daß man sich dort seines Wertes bewußt war. In schlechtem Zustand befinden sich vor allem Gebrauchsgegenstände aus Privatbesitz sowie einige Teile, die den Zünften gehörten und dort stark beansprucht wurden, wie etwa eine Serie von Glücksröhrchen der Kupferschmiedegilde von 1705. In den Goslarer Stadtkirchen finden sich nur in Ausnahmefällen einige Zinngeräte, so in der Marktkirche zwei große Altarvasen und in der Frankenberger Kirche eine Kanne für Taufwasser und zwei kleine Altarvasen. Hier ist, ebenso wie bezüglich der Goslarer Hospitäler, von größeren Verlusten auszugehen, die vor allem kirchliches und Gebrauchszinn betreffen.

Die Stadt Goslar gehört mit 34 nachweisbaren Zinngeßern zu den für die Zinnherstellung wichtigsten Städten im niedersächsischen Raum. Die erste urkundliche Erwähnung der „Kannengießer“, wie die Zinngießer bis zum Ende des 17. Jahrhunderts genannt wurden, datiert aus dem Jahre 1392 (Bode, Urkundenbuch, Bd. 5, Nr. 906). Unsere Auflistung setzt mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts ein und reicht bis in das 20. Jahrhundert hinein. Die Blütezeit

des Goslarer Zinngießerhandwerks ist das 18. Jahrhundert, jedoch ist auch in Goslar zu beobachten, daß das Handwerk seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zunehmend an Bedeutung verliert. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts sind in Goslar, ebenso wie in anderen niedersächsischen Städten, mehrere italienische Zinngießer tätig. Der letzte in Goslar ansässige Zinngießer, der aus Bockenem gebürtige Rudolf Schwenger, verstirbt kurz nach dem Ersten Weltkrieg.

Nur von elf Zinngießern haben sich Arbeiten in den öffentlichen Sammlungen erhalten, vornehmlich aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Weder die Frühwerke des Goslarer Zinns aus dem 17. Jahrhundert noch die Spätwerke der letzten Goslarer Zinngießer sind uns überliefert, wobei bezüglich der späten Arbeiten jedoch davon auszugehen ist, daß sich eine verhältnismäßig große Zahl von Objekten in Privatbesitz befindet. Hervorzuheben ist außerdem, daß bislang kein Stück mit Flecheltechnik als Arbeit eines Goslarer Meisters festgestellt werden konnte.

Das Zinngießergewerbe gehörte zu den wichtigsten Handwerken einer größeren Stadt, versorgte es doch einen großen Teil der städtischen Bevölkerung mit jeglicher Art von Gebrauchszinn. Die Zinngießer einer Stadt schlossen sich zu Gilden zusammen, deren Ordnungen von der jeweiligen Stadt oder dem Landesherrn erlassen wurden. Die erste erhaltene Zinnordnung der Stadt Goslar stammt aus dem Jahre 1690. Außer dieser Ordnung, deren Text im Anhang vollständig wiedergegeben ist, fanden auch die Zinnordnungen vom 5. Dezember 1712 (für das Kurfürstentum Hannover) und vom 4. September 1713 (für das Fürstentum Wolfenbüttel) in Goslar Verwendung. Die Goslarer Ordnung schrieb dem Zinngießer, der in Goslar Meister werden wollte, unter anderem vor, als Meisterstücke innerhalb von 14 Tagen eine Weinkanne, eine Schüssel und ein Handfaß anzufertigen.

Sehr genau waren auch die Vorschriften bezüglich der Beschaffenheit des Zinns und seiner Stempelung. Das sogenannte Probe-Zinn, ein Gemisch aus sechs Pfund feinem englischen Zinn und einem Pfund Blei, sollte mit zwei Stadt- und einem Meisterzeichen gestempelt werden. Die Stadtmarke, der Goslarer Adler, war gewöhnlich mit den Ziffern „90“ oder „1690“ versehen. Das Halbgut, ein Gemisch aus drei oder zwei Pfund englischem Zinn und einem Pfund Blei, durfte keine Stadtmarke haben, sondern nur zwei oder drei Meisterzeichen. Noch schlechteres Gut

durfte nicht gestempelt werden. Reines englisches Zinn war mit einer Feinzinnmarke (Rose, Krone, Engel) und dem Meisternamen zu kennzeichnen.

Im folgenden sind die Goslarer Zinngießer in chronologischer Reihenfolge aufgeführt, lediglich die Zinngießerfamilien Landgraf und Elias wurden nicht in das chronologische Schema eingeordnet. Die italienischen Zinngießer, von denen nur einer durch erhaltene Werke dokumentiert werden kann, wurden gesondert behandelt. Werke mit nicht aufgelöster Meistermarke sind im Anschluß an die namentlich bekannten Meister zusammengestellt. Außer biographischen Daten und erhaltenen Werken wurden alle Archivalien des Goslarer Stadtarchivs, in denen Zinngießer erwähnt sind, berücksichtigt. Die innungsbezogenen Archivalien sind in einem gesonderten Abschnitt erfaßt. Bei der Aufzählung der Werke wurde außer den öffentlichen Sammlungen auch der Besitz der Stadtkirchen und ehemaligen Hospitäler aufgenommen.

Den Damen und Herren der Pfarrämter und des Kirchenverbandsamtes sei an dieser Stelle für ihre freundliche Unterstützung herzlich gedankt.

II.

Liste der Goslarer Zinngießermeister

1. Melchior Schmidt (Schmiedt)
Kannengießer vom Thüringer Wald, Bürgerrecht am 2. 8. 1610, erwähnt 1615 (Privata 1615/72).
2. Adam Müller
Bürgerrecht am 7. 2. 1615, erwähnt 1649/52 (A 11207r).
3. Ambrosius Sewitz
Bürgerrecht 1618 (ohne Datum).
4. Christian Meier
Bürgerrecht am 27. 7. 1631.
5. Johannes Strube (Struve)
Kannengießer aus Braunschweig, Bürgerrecht am 20. 9. 1684, erwähnt 1694/98 (A 11313b).
Werke:
a) 2 Altarleuchter, 1695 (Inventar St.-Annen-Haus A 16), Abb. 1. Barocke Form, den Schaft bildet eine gedrehte Säule, mehrfach profilierter Fuß. Inschrift: „Cyriax Reinhardt hat diese Leuchter in das St. Annenhaus verehret Anno 1. 6. 9. 5.“. Höhe 33 cm, Durchmesser Fuß 19,8 cm.

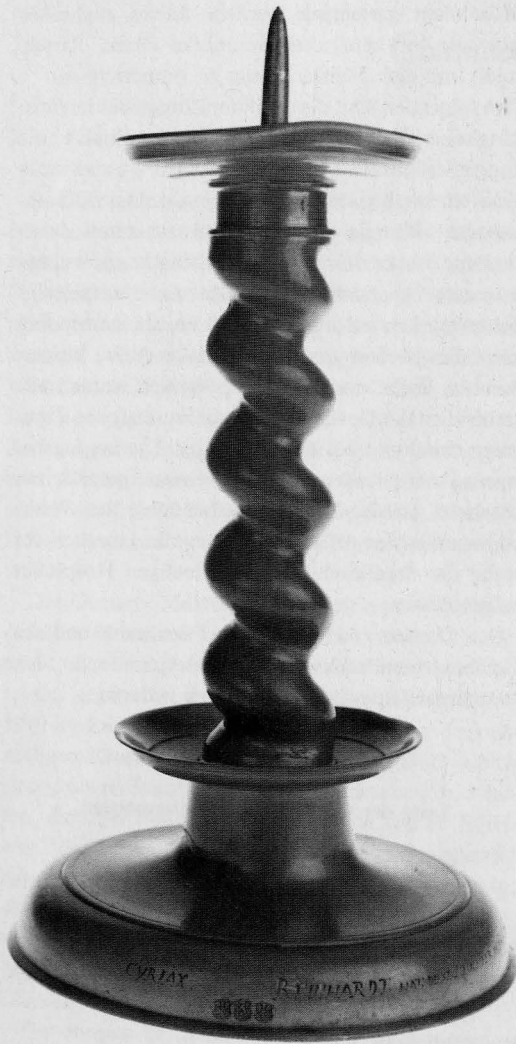


Abb. 1: Altarleuchter, Johannes Strube, 1695. Goslar, St.-Annen-Haus.

Gestempelt: 2x Stadtmarke, dazwischen Meistermarke (schreitender Löwe, Initialen I S).

Ehemaliges Hospital St.-Annen-Haus.

b) 2 Altarvasen, 1699 (Inventar St.-Annen-Haus A 15). Barocke Form, breiter Fuß, weit ausladende Henkel, profilierter Korpus auf kurzem Schaft. Auf dem Korpus eingraviert: „D. M. R.“ bzw. „16 D. M. R. 99“ im schlichten Rosenkranz. Höhe 24 cm, Durchmesser Fuß 11 cm.

Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (vgl. a).

Ehemaliges Hospital St.-Annen-Haus.

c) Willkomm der Kupferschmiedegilde, 1705 (Inv.-Nr. 906). Deckelpokal auf breitem, mehrfach profiliertem Fuß, kurzer Schaft, hoher, durch Bauchungen und Wülste gegliederter Pokal, auf dem Deckel ein mittelalterlicher Krieger mit Standarte. Am Pokal umlaufend in zwei Reihen je sechs Löwenköpfe zum Anbringen der (fehlenden) Namensschilder, außerdem sind die Namen der Meister in mehreren Reihen eingraviert. Gesamthöhe 62 cm, Durchmesser Fuß 18,8 cm. Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (vgl. a).

Goslarer Museum.

d) 11 Gildebecher („Glücksröhrchen“) der Kupferschmiedegilde, 1705 (Inv.-Nr. 907). Auf den Bechern sind die Namen der Kupferschmiedemeister und das Datum „18. January 1705“ eingraviert. Höhe 14,5 cm, Durchmesser Fuß 8,2 cm.

Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (vgl. a).

Goslarer Museum.

6. Johann Christoffel Wieß (Wiens)

Kannengießer aus Helmstedt, Bürgerrecht am 11. 1. 1683.

Werke:

a) Willkomm der Böttcherinnung, 1706 (Inv.-Nr. 259). Deckelpokal auf rundem, mehrfach profiliertem Fuß, kurzer Schaft, hoher, durch Bauchungen und Wülste gegliederter Pokal, auf dem Deckel ein mittelalterlicher Krieger mit Standarte und breitem Schild. Umlaufende Beschriftung auf dem Deckelrand: „DIESES IST DER EHRlichen BÖTTIGER GESELLEN IHR WILLKOHM“. Am Pokal umlaufend in zwei Reihen je sechs Löwenköpfe zum Anbringen der (fehlenden) Namensschilder, außerdem in vier umlaufenden Reihen die Namen der Böttcher eingraviert. Gesamthöhe 65,5 cm, Durchmesser Fuß 16,7 cm.

Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (große Traube mit den Initialen I C W, Ziffern 83).

Goslarer Museum.

b) Schüssel, 1726/27 (Inv.-Nr. 1077). Große, flache Schüssel, auf der Fahne eingraviert: „MICHAEL NICKEL 1726“ und „GEORG



Abb. 2: Teller, Johann Anton Schuckart. Goslarer Museum.

JUST MES 1727". Höhe 4,5 cm, Durchmesser 42 cm.

Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (hier nur mit den Initialen I W).

Goslarer Museum (aus Privatbesitz).

7. Hans Ulrich Teckeler

Zinnengießer aus Schaffhausen, Bürgerrecht am 31. 8. 1686.

8. Johann Anton Schuckart

Zinngießer aus Frankfurt, Bürgerrecht 1719 (ohne Datum), heiratet 1719 Maria Magdalena Landgraf (Markt), erwähnt 1732 (A 9906), 1733 (A 4785), 1746 (A 9906), 1755 (A 11774).

Werke:

a) 60 Eßteller (Inv.-Nr. 7023), Abb. 2. Schlichte Gebrauchsware, auf der Fahne jeweils ein (nicht identifiziertes) Wappen eingeschlagen. Höhe 2,3 cm, Durchmesser 24,3 cm.

Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (Einhorn mit den Initialen IAS, Jahreszahl 1719). Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).

b) Tischleuchter (Inv.-Nr. 7063,8). Breiter, achteckiger Fuß, schmaler, durch Profillinien und Wülste mehrfach gegliederter Schaft, schmaler Tropfteller. Höhe 17 cm, Durchmesser 11 cm. Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (vgl. a).

Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).

c) 2 Altarvasen (Inv.-Nr. 7056). Barocke Form, runder Fuß, kurzer Schaft, weit ausladende Henkel, profilierter Korpus. Höhe 18 cm, Durchmesser Fuß 9 cm.

Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (vgl. a).

- Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).
- d) 2 Tischleuchter (Inventar Großes Heiliges Kreuz 39a, b), vgl. b.
 Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (vgl. a).
 Goslarer Museum (aus dem Großen Heiligen Kreuz übernommen).
9. Conrad Cyriax Schiebeler
 Bürgerrecht am 14. 4. 1723 (Stiefsohn von J. Strube, Nr. 5), erwähnt 1727 (A 2921), 1731 (A 4174), 1732 (A 9906), 1735 (A 3949).
 Werke:
 a) Große Anbietsplatte (Inv.-Nr. 7038). Tellerartige, runde Platte mit flach eingetieftem Spiegel, auf der Fahne Besitzermonogramm eingeschlagen (MD mit zwei kleinen Sternchen). Höhe 3,5 cm, Durchmesser 34,5 cm.
 Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (Einhorn vor einer Tanne, darüber die Initialen CCS, darunter 1720).
 Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).
 b) 3 große Anbietsplatten (Inv.-Nr. 7034), vgl. a. Höhe 4 cm, Durchmesser 44,5 cm.
 Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (vgl. a).
 c) Teller (Inv.-Nr. 4049b). Schlichter Gebrauchsgegenstand, auf der Fahne 2x ein nicht identifiziertes Wappen eingraviert. Höhe 2,2 cm, Durchmesser 22,8 cm.
 Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (vgl. a).
 Goslarer Museum (aus Privatbesitz).
10. Friedrich Anton Schuckert
 Bürgerrecht am 5. 10. 1748, geb. 1722, heiratet 1748 Maria Landgraf (Markt), heiratet 1756 (Thomas) und 1772 (Jacobi) wieder, erwähnt 1751 (A 9906), 1753 (A 12231), 1755 (A 11999).
11. Johann Conrad Horstmann
 Zinngießer und Brauhausbesitzer, Bürgerrecht am 24. 7. 1755, gestorben 1769, erwähnt 1751/52 (A 11723), 1755 (A 11769), 1760 (A 11990), 1761 (A 11726, A 11793), 1763 (A 11990), 1764 (A 11990), 1768 (A 11991), 1767/69 (A 7136).
12. Jacob Friedrich Landgraf (-grave, -graff, -graffe)
 Bürgerrecht am 10. 1. 1691, heiratet 1691 (Markt), gestorben 1735 (Markt), erwähnt 1719/20 (B 8192), 1732 (A 9906), Vater von Johann Heinrich und Heinrich Christoph Landgraf (Nr. 13 und Nr. 14).
13. Johann Heinrich Landgraf
 Bürgerrecht am 5. 10. 1725 (Sohn von Nr. 12) geboren 1702, heiratet 1723, gestorben 1775 (Markt), erwähnt 1727 (A 12204), 1746 (A 9906), 1753 (A 12231), 1755 (A 11736), 1782/92 (A 2796).
 Werke:
 a) 2 Tischleuchter (Inventar Großes Heiliges Kreuz 40a, b). Breiter, achteckiger Fuß, schmaler, durch Profillinien und Wülste mehrfach gegliederter Schaft, schmaler Tropfteller, Höhe 17 cm, Durchmesser 11 cm.
 Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (Initialen IHL, darunter 1723).
 Goslarer Museum (aus dem Großen Heiligen Kreuz übernommen).
 b) 2 Vasen (Inventar Großes Heiliges Kreuz 42a, b), Abb. 3. Barocke Form, weit ausladende Henkel mit Knorpelwerk, stark bauchiger, nicht profilierter Gefäßkörper. Höhe 22 cm, Durchmesser Fuß 10,5 cm.
 Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (vgl. a).
 Goslarer Museum (aus dem Großen Heiligen Kreuz übernommen).
 c) 2 Tischleuchter (Inv.-Nr. 7063, 9 und 12), vgl. a. Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).
 d) 2 große Anbietsplatten (Inv.-Nr. 7036). Tellerartige, runde Platten mit flach eingetieftem Spiegel, auf der Fahne Besitzermonogramm eingeschlagen (MD mit zwei kleinen Sternchen). Höhe 3,5 cm, Durchmesser 36,5 cm.
 Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (ein Hirsch vor vier Tannen, darüber die Initialen IHL, darunter 1723).
 Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).
 e) Schüssel (Inv.-Nr. 7047). Einfacher Gebrauchsgegenstand, starke Abnutzungsspuren. Durchmesser 32,5 cm.
 Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (vgl. d).
 Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).



Abb. 3: Altarvase, Johann Heinrich Landgraf. Goslarer Museum.

f) Teller (Inv.-Nr. 7032/1). Schlichter Gebrauchsgegenstand mit flach eingetieftem Spiegel. Höhe 1,8 cm, Durchmesser 23,4 cm.

Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (Initialen IHL, darunter 1743).

Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).

g) Teller (Inv.-Nr. 7032/7), vgl. f. Höhe 1,8 cm, Durchmesser 23 cm.

Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (Initialen IHL, darunter 1769).

Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).

h) Bratenplatte (Inv.-Nr. 7054). Ovale Platte mit geschweiftem Umriß und profiliertem Rand, zwei Henkel (davon einer abgebrochen). Höhe 3 cm, Länge 41 cm, Breite 27 cm.

Gestempelt: 2x Engelmarke mit Aufschrift „J. HEINRICH 1723 LANDGRAFF“ und „F. BLOCKTINN“.

Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).

i) Kanne (Inv.-Nr. 7060). Runder, profilierter Fuß, durch Schafringe gegliederter bauchiger Körper, schlanker Hals, hochgewölbter Deckel mit Deckelknopf, profilierter Henkel mit doppelt geschwungener Daumenruhe. Höhe 18 cm, Durchmesser Fuß 6,8 cm.

Gestempelt: Engelmarke mit den Initialen IHL (schwer lesbar).

Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).

k) 2 Altarvasen (Marktkirche Goslar). Barocke Form, weit ausladende Henkel, auf dem Gefäß-

- körper eingraviert: „Johann Philipp Koch Anno 1759“, umgeben von einem Rankenkranz. Max. Höhe 30 cm, Durchmesser Fuß 14,7 cm.
Gestempelt: 1x Rose mit Krone, 1x Engelmarke mit den Initialen IHL.
14. Heinrich Christoph Landgraf
Bürgerrecht am 29. 5. 1734 (Sohn von Nr. 12), geboren 1704, heiratet 1734, gestorben 1752 (Markt), erwähnt 1736, 1746, 1751 (A 9906).
Werke (Zuschreibung nicht gesichert):
a) 2 Altarvasen (Frankenberger Kirche). Barocke Form mit breitem Fuß, schmalem Schaft und weit ausladenden Henkeln, der bauchige Körper mit Profillinien verziert, auf beiden Vasen ein (unterschiedliches) Monogramm im Rankenkranz eingraviert, außerdem die Jahreszahl 1745. Höhe 22,3 cm, Durchmesser Fuß 11 cm.
Gestempelt: „H. LANDGRAF“ (in Kartusche), links davon Engelmarke, rechts Rose mit Krone.
15. Ludolph Gottfried Landgraf
Bürgerrecht am 1. 2. 1752 (Sohn von Nr. 13), erwähnt 1752 (A 11781), 1758 (A 3310), 1776/77 (A 8723, in Osterwieck), 1782/92 (A 2796), 1783/84 (A 2185).
16. Georg Heinrich Landgraf d. Ä.
Bürgerrecht 1769 (Sohn von Nr. 13), gestorben 1795, erwähnt 1782/92 (A 2796), 1783/84 (A 3876, A 2185), 1784/85 (A 2074), 1786 (A 11770), 1787 (A 6790), 1788 (A 11998), 1789 (A 5473), 1791/92 (A 797), 1794 (A 9906), 1795 (A 11794).
Werke:
a) 6 Tischleuchter (Inv.-Nr. 7063). Breiter, achteckiger Fuß, schmaler, durch Profillinien und Wülste mehrfach gegliederter Schaft, schmaler Tropfteller. Höhe 17 cm, Durchmesser 11 cm.
Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (Initialen GHL, darunter 1769).
Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).
b) 32 Teller (Inv.-Nr. 7024). Schlichte Gebrauchsware, flach eingetiefter Spiegel. Höhe 2 cm, Durchmesser 24,5 cm.
Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (vgl. a), dazwischen Stempel mit Besitzermonogramm (MD mit zwei kleinen Sternchen) eingeschlagen.
Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).
- c) Ohrenschüssel (Inv.-Nr. 7043). Schlichter Gebrauchsgegenstand, auf der Unterseite in verschnörkelten Buchstaben eingraviert: „S. C. K.“
Höhe 5,5 cm, Durchmesser 17,7 cm.
Gestempelt: 1x verschnörkeltes G unter einer Krone, 2x Initialen GHL, darunter zwei überkreuzte Knochen, Totenschädel, Jahreszahl 1769.
Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).
17. Georg Heinrich Landgraf d. J.
Bürgerrecht am 18. 11. 1776 und am 21. 2. 1786 nach Rückkehr aus Göttingen (Sohn von Nr. 13), gestorben 1815, erwähnt 1782/92 (A 2796), 1783 (A 11736), 1786 (A 12210, A 9906), 1787 (A 9906), 1791/92 (A 3000), 1792 (A 3374), 1792/93 (A 11718), 1792/1803 (B 8178), 1794 (A 9906, A 11869), 1795 (A 11794), 1795/96 (A 8618), 1800 (A 8879), 1802 (A 8079), 1807 (A 8021), 1815 (A 7432).
18. Johann Gottlieb Landgraf
Erwähnt 1783/84 (A 2185).
19. Heinrich Andreas Elies
Bürgerrecht am 6. 10. 1694, geboren 1668 (Thomas), gestorben 1733 (Markt), erwähnt 1736 (A 9906), Vater von Nr. 20.
20. Heinrich Christoph Elies
Bürgerrecht am 20. 11. 1745 (Sohn von Nr. 19), geboren um 1705, heiratet 1746 (Jacobi), erwähnt 1746 (A 9906), 1751 (A 9906), 1752 (A 11607), 1755 (A 4872), 1767 (A 11607).
21. Johann Gottlieb Elias
Geboren um 1714, heiratet 1739 und 1757, gestorben 1782 (Markt), erwähnt 1746 (A 9906), 1751 (A 11807), 1751/52 (A 11723), 1752/53 (A 51), 1756/57 (A 2674), 1758 (A 49, A 11610a), 1760 (A 11610d), 1767 (A 7012), 1771 (A 11994), 1777/78 (A 2499, 57), 1781/82 (A 4083), 1783/84 (A 2185).
Lehrjunge: Georg Israel Scheilen, 1746. Er bittet im selben Jahr um vorzeitige Lossprechung wegen schlechter Behandlung (A 9906).
Werke:
a) 2 Teller (Inv.-Nr. 7032, 2 und 3). Schlichte Gebrauchsware, flach eingetiefter Spiegel, auf

der Fahne ein „S“ eingraviert. Höhe 1,9 cm, Durchmesser 23,5 cm.

Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (Initialen IGE, darüber eine Krone, darunter 1739).

Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).

b) 4 Teller (Inv.-Nr. 7032, 4 – 6 und 8). Schlichte Gebrauchsware, flach eingetiefter Spiegel. Höhe 1,8 cm, Durchmesser 23,4 cm.

Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (vgl. a).

Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).

c) Willkomm der Schuhmacher (Inv.-Nr. 1554). Barocker Deckelpokal auf breitem, rundem Fuß, mit kurzem Schaft, mehrfach profiliertem Gefäßkörper, auf dem Deckel die Figur eines mittelalterlichen Landsknechts mit Fahne. Beschriftung auf dem Gefäßkörper: „F. T. BRANDMILLER / J. S. HOLSBACH / VOHRSTEER / J. C. RUNGE VON EISENACH / J. C. APPUHN VON GOSLAR / ALTGESELEN / 1740“. Eingraviertes Gildenzeichen im Rankenkranz. Höhe 48 cm, Durchmesser 12,5 cm.

Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (vgl. a).

Goslarer Museum.

d) Altarvase (Inventar Großes Heiliges Kreuz 38). Barocke Form, breiter, mehrfach profilierter und abgetreppter Fuß, kurzer Schaft, bauchiger Körper, durch vertikale Rippen untergliedert, weit ausladende Henkel mit Knorpelwerk. Auf dem Gefäßkörper eingraviert: „C. L. H. 1766“. Höhe 26 cm, Durchmesser Fuß 10 cm.

Gestempelt: Engelmarke mit den Initialen IGE. Goslarer Museum (aus dem Großen Heiligen Kreuz übernommen).

e) Tischleuchter (Inv.-Nr. 7062), Abb. 4. Barocke Form, breiter, geschwungener, godronierter Fuß, profilierter Balusterschaft, schmale, hohe Kerzentülle. Auf dem Fuß in verschnörkelten Buchstaben eingraviert: „I. D. E. I.“. Höhe 18 cm, Durchmesser 11 cm.

Gestempelt: Engelmarke mit den Initialen IGE. Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).



Abb. 4: Tischleuchter, Johann Gottlieb Elias. Goslarer Museum.

f) Zuckerstreuer (Inv.-Nr. 7148). Runder Fuß, schlichter Gefäßkörper mit einfachen Profillinien, hochgewölbter Schraubendeckel. Höhe 16,5 cm, Durchmesser 6,1 cm.

Gestempelt: Engelmarke mit den Initialen IGE. Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).

g) Bratenplatte (Inv.-Nr. 7052). Längliche Platte mit eckigem Umriß, zwei feststehenden, seitlich hochgezogenen Henkeln, scharfkantig abgesetztem Spiegel. Höhe 4 cm, Länge 60 cm, Breite 34 cm. Gestempelt: 2x Engelmarke mit der Beschriftung „BLOCK TINN“ und „JOHAN GOTTLIB / 1739 / ELIAS“, 1x Rose mit zwei Palmwedeln,

darüber: „JOHANN GOTTLIB / BLOCK TINN / 1739“, darunter: „J. G. ELIAS“.

Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).

22. Johann Heinrich Christian Elias

Bürgerrecht am 26. 11. 1790 (Sohn von Nr. 21), geboren 1758, heiratet 1791, gestorben 1848 (Markt), erwähnt 1787 (A 9906), 1790/94 (A 9906), 1835 (Curr. Reg. III, 260, 2841).

Werke:

a) Kaffeekanne (Inv.-Nr. 7059), Zuschreibung nicht gesichert. Runder Fuß, zylindrischer Körper, eckiger Holzgriff, schlichter Stülpedeckel, die Ausgußtülle in Form eines Fabeltierkopfes gebildet. Höhe 12,1 cm, Durchmesser 9,2 cm.

Gestempelt: Engelmarke mit Beschriftung „F: BLOCK TINN“ und „JOHANN GOTTLIB / 1790 / ELIAS“.

Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).

b) 3 Salznäpfe (Inv.-Nr. 7045). Schlichte Gebrauchsware. Höhe 5,3 cm, Durchmesser Fuß 6 cm.

Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (Initialen ICE mit Krone und 1790).

Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).

c) 16 Teller (Inv.-Nr. 7025). Schlichte Gebrauchsware. Höhe 2,5 cm, Durchmesser 24,2 cm.

Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (vgl. a), dazwischen Besitzermonogramm eingeschlagen (MD mit zwei kleinen Sternchen).

Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).

d) Bierkanne der Schuhmachergilde (Inv.-Nr. 1549). Walzenkrug, flacher Standring, zylinderförmiger Gefäßkörper mit Scharnierdeckel und waagerechter Deckelplatte. Namensinschriften auf dem Korpus: „XAVER BRANDMÜLLER / ANTON ROHKAMM / JACOB MEYER Vorsteher / JOHANN SCHULZ aus Barth / GOTTFRIED HENSE aus Goslar / 1824“. Höhe 28 cm, Durchmesser Fuß 15,2 cm.

Gestempelt: auf der Innenseite des Deckels: 2x Stadtmarke, 1x Meistermarke (vgl. b), auf dem Gefäßboden: 2x Stadtmarke, 1x Fortuna auf der Weltkugel, Initialen ICE.

Goslarer Museum.

e) Deckel des Walzenkruges der Glaser. Flacher, profilierter Deckel mit hohem Daumenknäuf. Namensinschriften: „G. C. Schmidt / J. M. A. Lüders / J. M. Woltereck / 1792“. Höhe 8 cm, Durchmesser 13,3 cm.

Gestempelt: Engelmarke mit Beschriftung „F: BLOCK TINN“ und „JOH: CHRISTIAN / 1790 / ELIAS“.

Goslarer Museum.

f) Steilwandschüssel (Inv.-Nr. 7042). Schlichte Gebrauchsware, Gefäßkörper mit mehreren Profilinien, zwei freistehende Henkel. Höhe 7 cm, Durchmesser 25 cm.

Gestempelt: 1x Stadtmarke, 2x Fortuna auf der Weltkugel, Initialen ICE, Jahreszahl 1790.

Goslarer Museum (aus dem ehemaligen Kloster Neuwerk).

g) Große Anbieteplatte (Inv.-Nr. 1991). Schlichter Gebrauchsgegenstand, flach eingetiefter Spiegel. Auf der Fahne eingraviert: „J. St. 1838“. Höhe 2,2 cm, Durchmesser 32,6 cm.

Gestempelt: 2x Stadtmarke, 1x Fortuna auf der Weltkugel, Initialen ICE, Jahreszahl 1790.

Goslarer Museum (aus Privatbesitz übernommen).

h) Bierkanne der Kupferschmiede (Inv.-Nr. 902), Abb. 5. Walzenkrug auf flachem Standring, zylinderförmiger Gefäßkörper, Scharnierdeckel mit waagerechter Deckelplatte, hoher Daumenknäuf. Eingravierte Inschrift auf dem Deckel: „Der rechtschaffenen Kupfer-Schmiede Gesellen Bier-Kanne in Goslar“, in der Mitte der Inschrift ein Kupferkessel eingraviert. Auf dem Gefäßkörper Namens- und Herkunftsbeschriftungen, außerdem „Goslar am 13. November 1826“. Höhe 33 cm, Durchmesser Fuß 17 cm.

Gestempelt: Engelmarke mit der Beschriftung „F: BLOCK TINN“ und „JOH: CHRISTIAN / 1790 / ELIAS“.

Goslarer Museum.

i) Bierkanne der Kupferschmiede (Inv.-Nr. 910). Walzenkrug auf flachem Standring, zylinderförmiger Gefäßkörper, Scharnierdeckel mit waagerechter Deckelplatte, hoher Daumenknäuf (vgl. h). Eingravierte Inschrift auf dem Deckel: „Vivat. Es leben Alle rechtschaffene Kupfer-Knaben“, in der Mitte der Inschrift ein Kupferkessel eingraviert. Auf dem Gefäßkörper

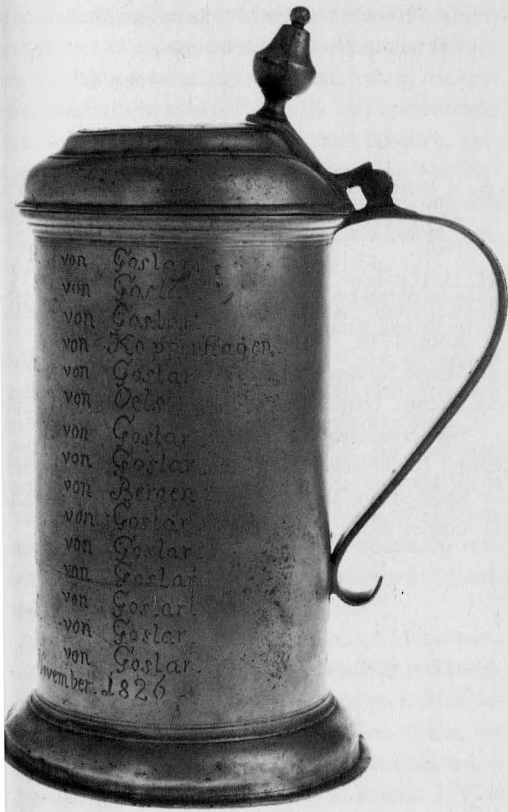


Abb. 5: Bierkanne der Kupferschmiede, Johann Heinrich Christian Elias, 1826. Goslarer Museum.

Namens- und Herkunftsbeschriftungen, außerdem „Goslar den 23. Julius 1833“. Höhe 27 cm, Durchmesser Fuß 13,5 cm.

Gestempelt: auf der Unterseite des Deckels: 2x Engelmarke mit den Initialen ICE, auf dem Gefäßboden: Engelmarke mit Beschriftungen „F: BLOCK TINN“ und „JOH: CHRISTIAN / 1790 / ELIAS“.

Goslarer Museum.

23. Heinrich Elias

Sohn von Nr. 22, geboren 1804, heiratet 1847, gestorben 1870 (Markt), erwähnt 1847 (Curr. Reg. III, 260, 2841), 1861/70 (Curr. Reg. X, 554, 4382), 1856 (Curr. Reg. XII, 601, 2033), von 1855 bis 1865 im Goslarer Adreßbuch.

24. Rodolph Schwenger

geboren 1840 in Bockenem, seit 1866 in Goslar,

von 1868 bis 1919 im Goslarer Adreßbuch als Zinngießer und Zinnwarenhändler, sein Geschäft wird von Rudolph Schwenger junior bis 1942 fortgeführt, erwähnt 1866 (Curr. Reg. III, 260, 2841).

III.

Italienische Zinngießer

Anmerkung: Die Angaben in diesem Abschnitt wurden dem Aufsatz von Mechthild Wiswe „Italienische Zinngießer im südlichen Niedersachsen“, Beiträge zur niedersächsischen Landesgeschichte, 1984, S. 285 – 306 (hier: S. 305), entnommen.

1. Johann Anton Albertini

Erwähnt 1832 und 1852 (Curr. Reg. III, 260, 2841).

2. Joseph Bacejone

Erwähnt 1805 und 1819 (Kb. St. Jacobi, Goslar).

3. Johann Mauletti

Gestorben 1802 (Kb. St. Jacobi, Goslar).

4. Joseph Mauletti

Erwähnt 1805/06 (Kb. St. Jacobi, Goslar).

5. Anton Mauletti

Erwähnt 1805 bis 1820 (Kb. St. Jacobi, Goslar).

6. Johannes Martina

Erwähnt 1805 (Kb. St. Jacobi, Goslar).

7. Paul Martini

Erwähnt 1805 bis 1819 (Kb. St. Jacobi, Goslar).

8. Thomas Martina

Geboren 1797, gestorben 1851 (Kb. St. Jacobi), seit 1833 in Goslar, erwähnt 1833 ff. (Curr. Reg. III, 260, 2841).

Werke:

a) 3 Teller (Inv.-Nr. 1079). Schlichte Gebrauchsware, tiefer, deutlich abgesetzter Fond. Auf der Unterseite der Fahne eingraviert: „D. M.“ bzw. „H. M.“ (jeweils in Kursiv). Höhe 3 cm, Durchmesser 22,8 cm.

Gestempelt: 3 sich überschneidende ovale Stempel: Fortuna auf der Weltkugel, darunter die Initialen T M (in Kursiv).

Goslarer Museum (aus Privatbesitz übernommen).

b) 3 Steilwandschüsseln (Inv.-Nr. 3048). Schlichte Gebrauchsware, die festen, abstehenden Henkel an der Wandung verlötet. Auf der Wandung einer Schüssel eingraviert: „H. T.“ (in Kursiv). Höhe

5,9 cm (bzw. 7 cm), Durchmesser 22,5 cm (bzw. 26,7 cm).

Gestempelt: 2x Goslarer Adler mit Unterschrift „GOSLAR“, 1x Kartusche mit Inschrift „T. Martina“ (in Kursiv).

Goslarer Museum (aus Privatbesitz übernommen).

c) Steilwandschüssel (Inv.-Nr. 4747). Schlichte Gebrauchsware, vgl. b. Höhe 7,8 cm, Durchmesser 28,5 cm.

Gestempelt: 2x Fortuna auf der Weltkugel, darunter die Initialen T M (in Kursiv), 1x Goslarer Adler mit Unterschrift „GOSLAR“.

Goslarer Museum (aus Privatbesitz übernommen).

9. Joseph Martina

Sohn von Nr. 8, erwähnt 1835 bis 1856 (Kb. St. Jacobi, Goslar).

IV.

Ungeklärte Goslarer Zinngießer

Meister PP

Werke:

a) Teller (Inv.-Nr. 4055 a). Schlichte Gebrauchsware, auf der Fahne ein „W“ eingraviert. Höhe 2,5 cm, Durchmesser 22 cm.

Gestempelt: 1x Goslarer Adler, 2x Fortuna auf der Weltkugel, links und rechts die Initialen PP.

Goslarer Museum (aus Privatbesitz übernommen).

V.

Verzeichnis der allgemeinen Archivalien und Literatur

1. Stadtarchiv Goslar A 9607 (Handwerksstatuten, Zinnordnung von 1690, S. 825 ff.).
2. A 9906 (Innungsangelegenheiten von 1689 bis 1794).
3. Curr. Reg. III, 260, 2841 (Innungsangelegenheiten von 1832 bis 1867).
4. Friedrich Bonhoff: Goslarer Bürgerbuch, Bd. 1: 1600 — 1647 (1925)
Bd. 2: 1648 — 1699 (1933)
Bd. 3: 1700 — 1801 (1940)
5. Einwohnermeldebücher der Stadt Goslar ab 1855.
6. Kirchenbücher (Markt, Frankenberg, Stephani, Jacobi, Thomas) im Kirchenverbandsamt Goslar,

die katholischen Kirchenbücher von St. Jacobi im Bistumsarchiv in Hildesheim.

Literatur

A. v. Behr / U. Hölscher: Kunstdenkmäler der Provinz Hannover, Bd. 2.3. Stadt Goslar, Hannover 1901.

H. U. Haedeke: Zinn, Braunschweig 1963.

Ders.: Zinn, Katalog des Kunstgewerbemuseums Köln, 1976.

L. Mory: Schönes Zinn, München 1972.

M. Wiswe: Historische Zinngießerei im südöstlichen Niedersachsen, Braunschweig 1981.

Dies.: Italienische Zinngießer im südlichen Niedersachsen, in: Beiträge zur niedersächsischen Landesgeschichte, 1984, S. 285 – 306.

Fotonachweis

Abb. 1 – 5: Photo Schadach, Goslar.

Anhang: Zinnordnung vom 26. 2. 1690

(A 9607, S. 825 – 855)

Wir Bürgermeister und Rat der Kaiserlichen Freien und des Heiligen Reichs Stadt Goslar urkunden hiermit, demnach uns unsere Untertanen die sämtlichen Zinnengießer allhier, mit gehörigem Respekt gehalten, sie mit gewisser Innungs-Ordnung und Artikeln, wonach sich hiernächst Meister, Gesellen und Jungen richten könnten und müßten, zu versehen, daß dahero, weil wir alles, was zu Aufnahme unserer Bürger reichen mag, gern befördern, wir ihrer untertänigen Bitte stattgegeben. Setzen demnach, ordnen und wollen, daß künftig sie denen nachgesetzten Artikeln gemäß sich verhalten sollen.

Zum Ersten. Wer sich des Ehrlichen Zinngießer-Handwerks allhier in dieser kaiserlichen freien Reichs-Stadt Goslar will gebrauchen, derselbige soll Bürger sein, nachgehends mit einem glaubwürdigen Geburts-Briefe erweisen, daß er Ehe- und ehrliches Herkommen sei, auch da er anderswo gelernt einen richtigen und untadelhaften Lehrbrief herbeibringen,

und von Ausgang seiner Lehrzeit, wenn er keines Meisters Sohn ist, als ein ehrlicher Geselle, zum wenigsten drei Jahre gereiset und gewandert haben, nachgehends bei einem hiesigen Meister das gebührende Muth-Jahr durch auf die Meisterschaft arbeiten, welchen denn in währenden Muth-Jahre zum Wochenlohn 9 Mariengroschen soll gegeben werden, und soll solches Jahr auf der Riege gehen, vom ältesten Meister bis zum Jüngsten.

Zum andern. Soll solcher Geselle, so gedenket Meister zu werden, sich bei dem ordentlichen Quartal anfinden, dem Handwerk Verbot-Geld erlegen 9 Mariengroschen, und nachgehends melden, was sein Begehren und Ansuchen beim Handwerke sei.

Zum Dritten. Sollte aber zwischen der Zeit sich einer anfinden, der das ordentliche Quartal nicht erwarten wollte, und dennoch das Meisterrecht verlangte, derselbe soll ganz nicht angenommen, sondern bis auf das Quartal und der Meistern Zusammenkunft verwiesen werden.

Zum Vierten. Wenn dann erwähnter Geselle seine Meisterschaft gefordert und das Muth-Jahr zurückgelegt, so sollen selbigen die verhandenen Meister-Stücke gewiesen werden, als 1. Eine Wein-Kanne, die Form von Leimen, und die darin gegossene Kanne, so sie verfertigt an Gewichte haben 14 Pfund. 2. Eine Schüssel, die Form von Leimen, und die darin gegossene Schüssel, so sie verfertigt, an Gewichte haben 9 Pfund. Wie auch 3. Ein Handfaß, die Blätter-Steine von Leimen, das darin gegossene Handfaß, so es fertig, an Gewichte haben 9 Pfund und diese obbeschriebene Stücke innerhalb 14 Tagen alles nach Maß und Weise wie sie vom Handwerke sind gewiesen worden zu verfertigen.

Zum Fünften. Es soll auch solchen Gesellen in währender Zeit, da er die Meister-Stücke machet, ganz keine Confusion oder Irrung gemacht, jedoch von denen anwesenden Meistern fleißig Acht gegeben werden, daß er hierunter keinen Unterschleif brauchen, noch die Meister-Stücke von anderen, sondern durch seine selbsteigenen Hände verfertigt werden.

Zum Sechsten. Ist aber der Geselle so Meister werden will, eines Meisters Sohn, oder heiratet eines Meisters Tochter oder Witwe, derselbe soll von dem Muth-Jahr, auch Verfertigung der Schüssel und Handfasses befreiet sein und nur die Kanne allein verfertigen, auch soll ein Meisters Sohn nur zwei Jahr reisen und wandern.

Zum Siebten. Wenn dann obberührte Meister-Stücke binnen 14 Tagen verfertigt, ausgewiesen, und für gültig erkannt sein, also daß kein Mangel daran befunden worden, so soll der Geselle dem Handwerke, wie von altersher gebräuchlich, das Meister-Essen, in die Lade aber 10 Mariengülden zu geben verpflichtet sein, und also damit sein Meister-Recht gewinnen und erlangen.

Zum Achten. Wenn aber einige Fehler sich ereignen, alsdann soll er um ein höhers angesehen, wenn es aber gar nicht taugt, und also kein Meisterstück zu nennen ist, alsdann soll er gar abgewiesen werden.

Zum Neunten. Wenn der Geselle das Meisterstück verfertigt und zum Meister erklärt ist, soll er bei erster Verlesung der Artikeln, den Meister-Thaler erlegen und sich dessen nicht weigern.

Zum Zehnten. Sollen die Kannengießer das Zinnen, worauf sie zwei Stadt- und ein Meisterzeichen schlagen, zu 6 Pfund Englisch welche mit 1 Pfund Blei versetzt, der Braunschweigischen Prob gemäß, verarbeiten, das Halbgut aber von 3 bis 2 Pfund Englisch und 1 Pfund Blei beschicken, bei Strafe eines Mariengüldens von jedem Pfund Englisch, so ermanget. Sie sollen auch auf das Halb-Gut keinen Adler, sondern 2 oder 3 Meisterzeichen, nachdem es gut ist, drücken. Wer aber einen Adler darauf schläget, der soll in 3 Reichstaler Strafe verfallen sein.

Zum Elften. Wenn das Gut gar zu schlecht ist, soll es mit keinem Zeichen berührt werden, bei willkürlicher Strafe.

Zum Zwölften. Damit nun hierüber desto steifer und fester mag gehalten werden, also soll der Altmeister alle Quartal oder Viertel Jahr, nach seinem Belieben, in eines jeden Meisters Werkstatt gehen, und niemandem von der Ankunft benachrichtigen, von einem jeden Meister eine Zinn-Probe nehmen, und auf solche Probe sich lassen das Meister-Zeichen schlagen, solche Zinnprobe solange in Verwahrung nehmen, bis das gewöhnliche Quartal vorbei kommt, dann soll eines jeden Meisters Probe von dem ganzen Handwerk probieret werden; welche dann nicht gut befunden wird, derenthalben soll derjenige, dem die Probe zukommt, zu Strafe geben 9 Mariengroschen.

Zum Dreizehnten. Es soll auch der Altmeister, wenn er solche Zinnproben sammelt, selbige sich lassen von jedem Meister fein unterschieden, mit 1. 2. 3. bis 4. Meisterzeichen, damit desto besser dargetan werde, von welchem Quartal eigentlich die Probe

nicht gut ist befunden worden, bei Strafe drei Mariengroschen.

Zum Vierzehnten. Soll von dem Altmeister, welcher abtritt, der ihm nachfolgende Altmeister, gleicher Gestalt zwischen Quartalszeit viermal die Probe abholen und zu sich nehmen, bis zum gewöhnlichen Quartal, woselbst solche des Altmeisters Proben von ganzen Handwerke auch sollen probiert werden.

Zum Fünfzehnten. In welches Meisters Zinnen in der Probe ein mehrer Zusatz als sich gebühret und also solches zu gering befunden wird, derselbe soll davon 2 Reichstaler zur Strafe erlegen, ist es aber allzu schlecht, soll er nach Erkenntnis um ein mehreres, so oft er hierüber betreten wird, gestrafet und hierunter keiner, wer der auch sei, verschonet werden. Wenn aber desselbigen Meisters Arbeit im folgenden Quartal abermals so unrichtig befunden wird, soll ermeldete Strafe dupliert und also von einem Quartal zum anderen ferner so lang ersteigert werden, bis er sich dieser Ordnung gemäß bezieget.

Zum Sechzehnten. Weil auch in wärender Probe des Zinnen eine gute Aufsicht erfordert wird, also soll, so oft sie Zinnen gießen wollen, ein jeglicher Meister fleißig Acht darauf haben, daß es von seinen dazu habenden Leuten, als Gesellen oder irgend tüchtigen Lehrjungen, fleißig gegossen wird, damit die Probe allemal richtig ist, und so er irgend einige Einrede wollte vorbei bringen, selbige soll mitnichten gehört oder gestattet werden.

Zum Siebzehnten. Wenn ein Meister einiges Zinnen, welches von denen vormals hier gewesenen Meistern gegossen ist, überkommet solches umzugießen, weil zu zeiten unserer jetzigen Probe gleich, öfters aber nicht gleich ist, so soll er selbiges Zinnen fleißig probieren, und im Zeichnen sich dem obigen 10. und 11.ten Artikel gemäß verhalten.

Zum Achtzehnten. Wenn einem Meister etwas zu flicken gebracht wird, soll er sich des nicht weigern, sondern Zinn mit Zinnen neu flicken, und Halbgut mit Halbgut, damit das Zinn nicht verringert, sondern ein jegliches bleiben möge als es ist, bei Strafe, wo es anders befunden wird, 4 Mariengroschen.

Zum Neunzehnten. Wenn einer Englisch Zinnen ohne Zusatz verlangt zu verfertigen, soll dasselbe auf die alte Englische Probe geliefert werden, und sooft es anders befunden wird, der Meister davor zur Strafe geben vor jedes Pfd. 3 Mariengroschen. Auch soll der Meister auf die hiervon gemachte Arbeit die

Krone und seinen Namen mit zwei Buchstaben setzen.

Zum Zwanzigsten. Wenn einem Meister alt Zinnen umzugießen gebracht wird, soll er von Schüsseln, Tellern und dergleichen, für 1 Pfd. zu machen nehmen 1 Mariengroschen und das zehnte Pfd. ins Feuer, so aber kein Abgang, 2 Mariengroschen, bei Strafe 1 Reichsthaler.

Was ferner anlanget zinnerne Flaschen, Kannen und Leuchter, soll er nehmen für jedes Pfund 3 Groschen und das 10. Pfund für Abgang passiertet werden, wenn aber solches nicht geschieht, soll er $3\frac{1}{4}$ Mariengroschen nehmen bei Strafe.

Wegen der irdenen Krüge und Flaschen zu beschlagen, kann zwar kein gewisses determiniert werden, es sollen aber die Kannengießer derenthalben keinen Überschuß fordern, noch die Leute übersetzen, sondern sich also verhalten, daß keine Klage darüber gehört werden möge.

Zum Einundzwanzigsten. Weil auch das Zinnen zu Leipzig, und andere Berg-Städten anjetzo sehr hoch im Preis, und wann auch sonst des Zinnens halber jederzeit keinen gewissen Einkauf hat, als soll hierunter ein gewisser tax gehalten, dennoch niemanden zu übersetzen, so sollen beim Verkauf Schüsseln und Teller, so von guten Zinn, vor jedes Pfund 9 Mariengroschen, vor Blätter-Arbeit und Hohlgeschirr aber, als Flaschen, Schalen, Kannen und dergleichen vors Pfund 10 Mariengroschen gefordert werden, keineswegs aber mehr, bei Strafe 1 Mariengroschen.

Zum Zwei und zwanzigsten. Soll ein jeder Meister, wenn das gewöhnliche Quartal gehalten wird, vor Verlesung der Artikeln zu des Handwerks Besten und nötigen Ausgaben in die Lade zu geben schuldig sein, 4 Mariengroschen.

Zum Drei und zwanzigsten. Soll auch alle Zusammenkunft der Altmeister, so die Lade das Jahr gehabt, dem Handwerk richtige Rechnung ablegen, und soll der Altmeister nur bloßerdings die Lade, und der gewesene Altmeister die Schlüssel in Verwahrung haben.

Zum Vier und zwanzigsten. Wenn einer von Meistern und Gesellen, außerhalb des Quartals, das Handwerk will berufen lassen, der soll dem Handwerke dafür erlegen 12 Mariengroschen. Wenn dann die Berufung geschehen ist, es sei beim Quartal oder sonsten außerhalb, und einer oder ander nicht auf den gewissen Glocken-Schlag erscheint, der soll

davor 1 Mariengroschen, 4 Pfennig erlegen, wer aber ohne erbetenen Urlaub gar außen bleibt, der soll zur Strafe erlegen 9 Mariengroschen.

Zum Fünf und zwanzigsten. Wenn das Quartal gehalten wird, oder sonsten das Handwerk berufen ist, und ein oder ander was vorzubringen hat, es wäre Meister oder Geselle, der soll es bescheidenlich tun, würde er aber mit Ungestüm oder Schuld-Worten heraus fahren, soll er alsdann dem Handwerk ohne Ausnahme der Person zur Strafe erlegen 1½ Reichsthaler, auch nach Befindung wohl härter gestrafet werden.

Zum Sechs und zwanzigsten. Soll kein Meister einen Lehrjungen annehmen, der allbereit einen hat, es sei denn, daß der Junge zum wenigsten zwei Jahre bei ihm wäre schon in der Lehre gewesen, und soll ein jeder Junge gewöhnlichermäßen aufgedungen und eingeschrieben werden, auch vier volle Jahre durch lernen, ob er gleich Lehr-Geld zugibt, desgleichen soll kein Junge auf dem Handwerke dasselbe zu lernen aufgedinget und angenommen werden, er habe denn mit einem beglaubten untadelhaften Geburts-Briefe dargetan und erwiesen, daß er Ehe- und ehrlicher Geburt und Herkommen sei, und soll alsdann beim Aufgeding 1 Thaler und nach Verfließung der Lehrjahre beim Freispruch ebenfalls 1 Thaler in des Handwerks Lade geben.

Zum Sieben und zwanzigsten. Weil auch zu zeiten ein Gesell seinen Meister durch allerhand Mutwillen und widerspenstiger Bezeigung gleichsam vorsetzlich dahin nötigt, ihm Urlaub zu geben, damit er in einer anderen Werkstatt kommen möge, als soll auf sothanen Fall einen solchen Gesellen von daran in einem Viertel Jahre um Arbeit zu schauen allhier ganz nicht gestattet werden, desgleichen soll auch kein Meister oder Geselle sich gelüsten lassen, einem anderen seinen Gesellen abspenstig zu machen; wenn er aber dessen der Gebühr überwiesen würde, soll der selbige davor dem Handwerke zu Strafe 3 Thaler zu geben schuldig sein.

Zum Acht und zwanzigsten. Soll denn fremden Löffel-Gießern ganz nicht vergönnet sein, einige Löffel oder sonsten Flickwerk zu verfertigen und zu verkaufen, gestalt dadurch gemeinlich die Leute betrogen werden, soll demnach, wenn deren einige sich hiernächst einfinden sollten, ihnen anfangs ein Verbot geschehen, und darnächst wider sie mit Wegnehmung der Waren und Werkzeuge verfahren werden.

Zum Neun und zwanzigsten. Es soll auch der Judenschaft allhier gänzlich verboten sein, mit neuen Zinnen zu handeln, und so einer oder ander Jude wider dieses Verbot handelt, soll auf geziemendes anmelden, durch Hülfe unseres Unter-Gerichts, ihnen solches neue Zinnen abgenommen werden, auch, da sonst wider einige ein Verdacht sich scheinbar ereuget, eine Visitation in den Häusern angeordnet werden.

Zum Dreißigsten. Wenn ein Meister mit Tode abgethet, und einen Lehrjungen hinterlässet, wenn alsdann dessen hinterlassene Witwe das Handwerk ferner gebrauchen und Gesellen halten will, soll sie Macht haben, daß der Junge vollends bei ihr die Lehrjahre ausstehet, da sie aber das Handwerk würde abgeben, oder aber nach Absterben ihres Mannes den Jungen nicht länger behalten wollte, alsdann soll derselbige bei einem anderen Meister vollends auslernen, und soll solches auf der Riege gehen, vom ältesten bis zum jüngsten, auch soll derselbige Meister dem Handwerke auferlegen 9 Mariengroschen.

Wenn aber sich die Witwe an einen unseres Handwerks hinwieder befreiete, derselbige dann alsofort den Jungen behalten wollte, der soll solcher Auflegung der 9 Mariengroschen befreiet sein.

Zum Ein und dreißigsten. Wenn auch ein Meister verstürbe und dessen nachgelassene Witwe gern das Handwerk weiter treiben wollte, alsdann sollen die anderen anwesenden Meister dahin sehen, wo selbst auch Gesellen vorhanden sind, daß derer Witwen ein Geselle zu Handen geschafft wird, und dieses soll auch einem jeglichen widerfahren als dem anderen, auch soll eine Witwe oder Meisterin freie Macht haben, aus anderen Werkstätten einen Gesellen aufzufordern, wo irgends sie keinen nicht hat, dennoch aber mit des Meisters gutem Consens und Willen.

Zum Zwei und dreißigsten. Wenn auch ein Meister oder Meisterin, oder irgend von seinen Kindern eins verstürbe, und selbe zur Erde bestattet werden, so sollen alle Meister und Meisterinnen, auch einige vorhandene Witwen, so das Handwerk noch mithalten, wie auch die Gesellen, so alsdann vorhanden, zum Begräbnis folgen, bei Strafe 9 Mariengroschen, es wäre dann, daß sie aus ehrlichen Ursachen hätten Urlaub bitten lassen. Wenn auch ein Gesell allhier verstirbet, soll es ebenfalls also gehalten werden.

Zum Drei und dreißigsten. Soll von allen Straf-Geldern Uns der dritte Teil eingeliefert werden.

Damit nun über diese vorbeschriebenen Artikel und Ordnung steif und fest gehalten, nicht aber dawider gehandelt werden möge, so wollen Wir aus Unserem Mittel diesem Handwerke sowohl als anderen geschehen, zweyer Pesonen vorstellen, welche, so oft das Handwerk zusammen zu kommen nötig hat, dazu gebeten, und ohne ihren Bewußt oder Bewilligung keine Versammlung angestellet, auch nichts vorgenommen werden solle, denenselben sollen auch dahero Meistern und Gesellen alle Ehrerbietung erweisen, oder willkürlicher Strafe gegenwärtig sein.

Wir behalten uns aber bevor, diese Ordnung und Artikel nach Gelegenheit der Zeit und Umständen, zu vermehren, zu vermindern, zu verändern, zu verbessern, oder gar wieder zu cashieren und abzutun.

Urkundlich haben wie diesen Brief unter Unserem Stadt-Signet auszufertigen befohlen. So geschehen den 26 ten February 1690.

(Grammatik, Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden weitgehend dem heutigen Sprachgebrauch angeglichen.)

Dr. Maria Kapp
Dorothea-Borchers-Straße 4
38640 Goslar

Peter Eckebrecht, Edeltraut Eckebrecht

Grundstedt

Die Siedlungsgeschichte der östlichen Hengstebachniederung

Geographische Lage

Die Wüstung Grundstedt liegt einen Kilometer westlich von Steinlah, das als Ortsteil von Haverlah zur Samtgemeinde Baddeckenstedt (Kreis Wolfenbüttel) gehört. Der aufgegebene Siedlungsplatz liegt am Hengstebach.

Oberhalb von Grundstedt weist dieser Bach ein Gefälle von durchschnittlich 10 m pro km auf. Weiter in der Niederung nimmt das durchschnittliche Gefälle mit 2 m pro km deutlich ab. Die Entfernung von der Quelle im Salzgitter-Höhenzug bis zur Mündung in die Innerste bei Baddeckenstedt beträgt 8 km. In seinem ursprünglichen, nicht begradigten Verlauf floß der Bach in einem leichten Bogen ca. 150 m östlich und nördlich an der Wüstung vorbei. Heute schneidet er den Rand des ehemaligen Siedlungsplatzes. Der Hengstebach führt auch in einem trockenen Sommer Wasser. Das Land in unmittelbarer Bachnähe ist ohne Drainage für den Ackerbau nicht tauglich.

Es wurden einige ältere, kleine, vorne breite Hufeisen gefunden, die auf eine Nutzung als Pferdeweide hindeuten. Das Gelände nördlich des Hengstebaches liegt tiefer. Die Hengstebachniederung und große Teile des Dorfes Gustedt waren früher bei Schneeschmelze und bei starken Gewitterschauern hochwassergefährdet.

Östlich von Grundstedt, in der Gemarkung Steinlah, steigt das Gelände zum Salzgitter-Höhenzug an. Der Untergrund ist dort stark mit Kalksteinen durchsetzt.

Sagen über das wüst gewordene Dorf Grundstedt

Im Dreißigjährigen Krieg – so können wir in einer Sage hören (ZOBEL 1936) – soll das in der Nähe von Steinlah gelegene Dorf Grundstedt zerstört worden sein. Die Glocke aus der Grundstedter Kirche habe bis 1868 in der Dorfkirche von Steinlah Verwendung gefunden. An einer höher gelegenen Stelle des ehemaligen Siedlungsplatzes, die den Flurnamen *Grund-*

stedter Kirchhof trägt, wurde zu Beginn dieses Jahrhunderts ein großer Schlüssel gefunden. Als Kirchenschlüssel gedeutet, hat er der Spekulation von der früheren Existenz einer Kirche reichlich Nährboden gegeben. In einer zweiten Sage (ZOBEL 1936) erfahren wir, daß die Einwohner im Dreißigjährigen Krieg während der Zerstörung ihres Dorfes in den Wald geflohen sind. Grundstedt sei später nicht wieder aufgebaut worden. Statt dessen sei Steinlah gegründet worden. Eine dritte Sage (ZOBEL 1936) berichtet, daß an dem verwüsteten Ort im Dreißigjährigen Krieg ein Mann einen Schatz gefunden habe.

Die Mär vom verborgenen Schatz wird dem Wunschdenken einer von Not gepeinigten Bevölkerung entsprungen sein. Der hier angesetzte Zeitpunkt der Gründung von Steinlah ist unrealistisch; ebenso der Zeitpunkt des Wüstwerdens von Grundstedt. Legt man die für diese Gegend bekannten Entwicklungen anderer Wüstungen zugrunde, dann ist anzunehmen, daß es Grundstedt im Dreißigjährigen Krieg nicht mehr gegeben hat.

Der Niedergang von Grundstedt muß nicht durch eine Zerstörung im Krieg erfolgt sein. Als Ursachen kommen wirtschaftliche Verhältnisse und Klimaveränderungen ebenso in Betracht wie eine mögliche Auflösung/Neuordnung einer durch Epidemien bevölkerungsmäßig geschwächten Region. Ob es in Grundstedt ein kirchenähnliches Gebäude gegeben hat, ist nicht zu klären. Es sind keine Urkunden erhalten, die dort die Existenz einer Kirche belegen. Die Sage von der Kirchenglocke ist kein Beweis für eine Kirche. In den Kriegswirren hatte manche Glocke ihre rechtmäßige Gemeinde gewechselt, ohne daß später die Herkunft zu klären war. Es ist denkbar, daß in diese eben erzählten Sagen ältere, jetzt nicht mehr bekannte Überlieferungen eingeflossen sind, die auf eine möglicherweise tatsächlich im Frühmittelalter vorhandene Kirche zurückgehen. Es fällt auf, daß alle drei Sagen eine enge innere Verbundenheit zwischen dem wüst gewordenen Ort und dem Nachbardorf Steinlah widerspiegeln.

Urkundliche Erwähnungen von Grundstedt

Grundstedt wird, wie die folgende Zusammenstellung zeigt, in mehreren alten Urkunden genannt. Der Ortsname hat sich im Laufe der Zeit aus „Gronsted-“ zu „Grundstedt“ entwickelt. In der Tabelle I sind die urkundlichen Erwähnungen von *Grundstedt* aufgelistet. Die Namensentwicklung des Nachbardorfes *Gustedt* bzw. dessen Adelsgeschlechtes v. *Gustedt* ist zum Vergleich ebenfalls aufgeführt.

In den urkundlichen Erwähnungen spielte Grundstedt im Vergleich zu den Nachbarorten eine auffällig passive Rolle. Es ging meist um Landbesitz, den Lehnsherren in diesem Dorf besaßen.

Tabelle I

Jahr	Name Grundstedt	Name Gustedt	Literatur	Inhalt
1146	in Gronstede		JANICKE 1896, Nr. 239	Besitz in ..
1154		de Gustide	JANICKE 1896, Nr. 288	Zeuge
1169		de Gustide	JANICKE 1896, Nr. 347	Zeuge
1209	in Gronstide	in Gustide	JANICKE 1896, Nr. 630	Besitz in ..
1220	in Gronstide		JANICKE 1896, Nr. 753	Besitz in ..
1220		de Gustat	JANICKE 1896, Nr. 738	Zeuge
1227		de Guste	HOOGEWEG 1901, Nr. 241	Zeuge
1230 ff.		de Gustede	HOOGEWEG 1901, Nr. 296	Streit
1239	de Grenstide		HOOGEWEG 1901, Nr. 538	Besitz
1245	in Gronstede		HOOGEWEG 1901, Nr. 733	Besitz in ..
1273	in Gronstede		HOOGEWEG 1903, Nr. 328	Besitz in ..
1275	in Gronstede		HOOGEWEG 1903, Nr. 399	Besitz in ..
1294	in Gronstede		HOOGEWEG 1903, Nr. 1015	Besitz in ..
1309	in Gronstede		HOOGEWEG 1903, Nr. 1713	Besitz in ..
1328	in Gronstede	de Gustide	HOOGEWEG 1905, Nr. 1029	Besitz in ..
1355	in Gronstede	/de Gustede	HOOGEWEG 1907, Nr. 600	Besitz in ..
1356		von Gustet	HOOGEWEG 1907, Nr. 657	Zeuge
1368		van Ghustede	HOOGEWEG 1907, Nr. 1272	Geschädigter
1382	in Grunstede		HOOGEWEG 1911, Nr. 546	Besitz in ..

Ortsnamenentwicklung, Flurnamen

Grundstedt gehört wie *Gustedt* zu den auf „-stedt“ endenden Ortsnamen. *Grundstedt* und die ältere

Form *Gronstedt* kommen ebenso wie *Gustedt* im Großraum Braunschweig auch als Familiennamen vor.

Nach WESCHE (1957, S. 64 f.) sind Ortschaften mit der Namensendung „-stedt“ relativ früh, d.h. in vorfränkischer Zeit gegründet worden.

Die älteste überlieferte Namensform ist *Gronstedt*. Der erste Teil der ältesten, für die Interpretation entscheidenden Namensform charakterisiert die so bezeichnete Stätte näher. Das Bestimmungswort „gron-“/„gren-“ deutet darauf hin, daß es sich früher um eine von Grün-/Grasland umgebene Stelle gehandelt hat. Reste dieses Landschaftsbildes waren bis in die Mitte unseres Jahrhunderts erhalten geblieben.

Im vorigen Jahrhundert gab es laut Flurkarte im untersuchten Gebiet folgende Flurnamen, die in das Bild einer Weidelandschaft passen: *In der Grundstedter Wiese, In den faulen Stücken, Beim düsteren Winkel, Im düsteren Winkel und Sniggenkamp*. Die Adjektive „faul“ und „düster“ und ebenso das Bestimmungswort „snigge“/„Schnecke“ sind nach WISWE (1970, S. 112, S. 100, S. 378) oft Bestandteil von Flurnamen, die einen modrigen, feuchten Untergrund charakterisieren. Ein solcher Boden ist vorrangig als Gras-/Grünland zu nutzen.

Auch der Name *Hengstebach* scheint in ein von Weide geprägtes Landschaftsbild zu passen. WISWE (1970, S. 184) hält bei einigen im benachbarten Salzgittergebiet vertretenen Flurnamen mit dem Bestimmungswort „Hengst-“ eine Ableitung vom mittelniederdeutschen Wort „hingest“ (Pferd allgemein) für möglich. Allerdings sind Gewässernamen wahrscheinlich älter als Flurnamen, so daß die Erkenntnisse der Flurnamenforschung nicht uneingeschränkt übernommen werden können.

Grundstedt hat, wie Urkunden belegen, nicht nur Grasland, sondern auch Ackerflächen gehabt. Die Flurnamen *Über der Hopfenwiese* und *In der Hopfenwiese* lassen ahnen, daß es hier früher Ackerbau gegeben hat. Nach WISWE (1970, S. 201) sind im Dreißigjährigen Krieg viele Hopfengärten zerstört worden. Sie wurden später als Wiese genutzt. Ein ähnliches Schicksal könnte sich hinter dem Flurnamen *Grundstedter Legden* verbergen. WISWE (1970, S. 268 f.) vermutet, daß „Leg(d)e“ ein stillgelegtes Ackerland mit wildem Grasbewuchs ist.

Alle eben interpretierten Flurnamen stammen aus der Zeit unmittelbar vor der Flurbereinigung im vorigen Jahrhundert.

Seitdem hat sich das Landschaftsbild stark verändert. Die Wiesen und Weiden sind als Äcker umgebrochen worden. Eine entsprechende Korrektur haben auch einige Flurnamen erfahren. Die derzeit gültige Flurkarte führt nicht mehr die Bezeichnungen „Weide“ und „-Legede“, sondern nennt in einer insgesamt großflächigeren Einteilung ein Flurstück *Grundstedter Feld*.

Einen wichtigen Hinweis auf das alte Dorf gibt der Flurname *Grundstedter Kirchhof*. Unabhängig von der Frage, ob Grundstedt eine Kirche gehabt hat, ist die aufgegebene Siedlung in der Nähe der Flur *Grundstedter Kirchhof* zu vermuten.

Wegenamen und mögliche alte Wegeverbindungen

Zwischen Ringelheim und dem schon im 9. Jahrhundert urkundlich erwähnten Gustedt bestand im Mittelalter reger Kontakt. Der letzte Gutsherr v. *Gustedt* hatte 1391 dem Ringelheimer Kloster Land geschenkt (HOOGEWEG 1911, Nr. 1023). Daher waren einige Gustedter Bauern gegenüber dem um 1000 n. Chr. gegründeten Kloster abgabepflichtig.

Ältere Einwohner von Gustedt wissen, daß vor dem Bau der katholischen Kirche in Baddeckenstedt die wenigen Gustedter Katholiken zur 8 km entfernten Kirche nach Ringelheim gingen. Ihr Fußweg ist auf den Flurkarten des vorigen Jahrhunderts nicht aufgezeichnet. WISWE (1970, S. 158) nennt mit Hinweis auf eine schriftliche Quelle von 1823 in Ringelheim einen nicht lokalisierbaren *Gustergaßweg*. Es könnte sich hierbei um den eben genannten Kirchweg handeln.

Die Annahme, daß es lange vor diesem Fußweg einen bedeutenderen, befahrbaren direkten Weg zwischen diesen beiden Orten gegeben hat, wird dadurch gestützt, daß eine Karte von 1821 (KRENTEL 1989, S. 17b) einen südlichen Ortsteil von Gustedt als *Ringelntor* ausweist. Ein solcher Weg hat wahrscheinlich die feuchte Niederung zwischen Gustedt und Grundstedt östlich umgangen.

Im Mittelalter wird das auf der Westseite des Hengstebaches liegende Grundstedt mit diesem Wegesystem durch Zufahrtswege verbunden gewesen sein. Nur unter klimatisch günstigen Voraussetzungen, wie sie im wärmeren und trockeneren Frühmittelalter gegeben waren, wäre eine Abkürzung durch die Niederung über Grundstedt befahrbar gewesen.

Systematische Suche nach Oberflächenfunden

Von 1988 bis 1993 hat der Autor P. Eckebrecht in seiner Funktion als Beauftragter der archäologischen Denkmalpflege die Hengstebachregion systematisch nach Oberflächenfunden abgesucht. Dabei erwiesen sich folgende Areale als fundträchtig (s. Übersichtskarte, Abb. 1):

Fundplatz A: Gesamtareal der Wüstung Grundstedt; die Funde sind nicht genauer lokalisiert.

Fundplatz B: nördlicher Bereich der Wüstung Grundstedt.

Fundplatz C: östlicher Bereich der Wüstung Grundstedt.

Fundplatz D: südlicher Bereich der Wüstung Grundstedt.

Fundplatz E und F: Fundplätze an der Landwehr, südlich von Gustedt.

Datierung des Fundmaterials und Vergleich mit früheren Funden

Zwischen den Sektoren B und D liegt ein 300 m breiter, fundarmer Streifen (s. Flurname *Grundstedter Kirchhof*). Die Fundplätze E und F liegen südlich von Gustedt in der Nähe der früheren Landwehr.

Die folgenden beiden Tabellen zeigen, wie viele Scherben insgesamt und nach einzelnen Kategorien geordnet in den einzelnen Arealen aufgelesen wurden.

Tabelle II (Grundstedt)

Areal	A	B	C	D	Summe A,B,C,D
Datierung:	rottonige	Keramik	(zahlenmäßig	nicht	
16/17. Jh.	erfaßt)				
15-16. Jh.	40	14	3	43	100
13/14. Jh.	1033	203	44	1052	2332
Frühmittelalter	54	66	9	16	145
röm. Kaiserz.		80		20	100
ält. Keramik	9	11	6	2	28
sonstige	332	83	52	89	556
insgesamt	1468	457	114	1222	3261
Randstücke	127	33	10	115	285
Henkel	9	3	0	6	18
Grapenfüße	2	1	1	0	4
gelbtonig	5	3	2	9	19

Weitere Funde in Grundstedt:
— ein spätmittelalterlicher Spinnwirtel;

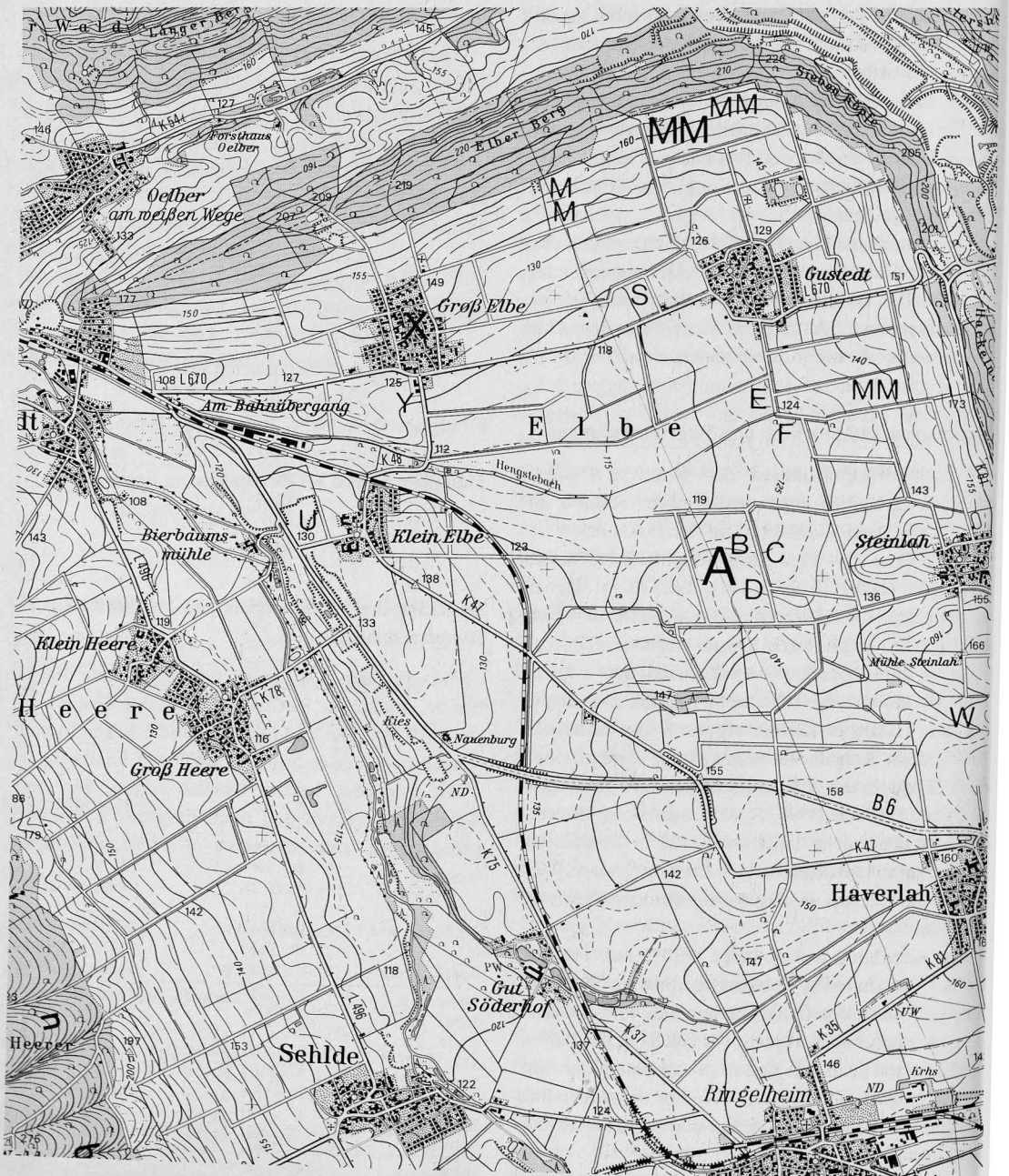


Abb. 1: Grundstedt und Fundstellen der Umgebung.

A - F = Keramikfunde (s. Tab. II), M = Meilerflecken, U = Urnenfriedhof der vorrömischen Eisenzeit, W = Siedlungsplatz (Haverlah —) „Im Weiler“, S = Bronzeschwert der Hallstattzeit, X = frühmittelalterliche Funde aus Groß Elbe, Y = Fundstelle der römischen Kaiserzeit von Groß Elbe.
Kartengrundlage: Topographische Karte 1:50000, L 3926 (1991). Vervielfältigt mit Erlaubnis des Herausgebers: Niedersächsisches Landesverwaltungsamt — Landesvermessung — B 5 — 80/94.

- eine röttonige Murnel, die zwischen frisch hochgepflügten mittelalterlichen Keramikscherben gefunden wurde;
- Hals einer spätmittelalterlichen Keramikflasche.

Tabelle III (Landwehr Gustedt)

Fundplatz	E	F
16/17. Jh.	rotonige Keramik (zahlenmäßig nicht erfaßt)	
15/16. Jh.	1	3
14/15. Jh.	1	
13/14. Jh.	20	100
(Randstücke)	(1)	(7)
11/12. Jh.	3	
frühgesch. Ker.	8	
insgesamt	33	103

Frühgeschichtliche Keramikfunde

Westlich von Gustedt, 2 km von Grundstedt entfernt, wurde ein Bronzeschwert aus der Hallstattzeit gefunden (THIELEMANN 1971, S. 3). Einen weiteren wichtigen Hinweis auf Besiedlung dieses Raumes in der vorrömischen Eisenzeit bietet ein beim Anlegen einer Kieskuhle in der Nähe von Klein Elbe entdecktes Gräberfeld mit Urnenbestattungen (BUSCH 1986, S. 243 — 252). Der Fundplatz liegt auf einer Anhöhe, etwa 20 m höher als der nördlich vorbeifließende Hengstebach. Möglicherweise sind bei den Erdarbeiten weitere Urnen übersehen und zerstört worden. Es kann sich nach Meinung von BUSCH ursprünglich um einen größeren, über mehrere Generationen benutzten Friedhof gehandelt haben. Dieser Bestattungsplatz ist ein Indiz dafür, daß die fruchtbaren Randzonen zur Hengstebachniederung schon in vorrömischer Eisenzeit besiedelt waren.

Eine der grob gemagerten älteren Keramikscherben aus der Wüstung Grundstedt (Tab. II) besitzt einen Fingertupfrand. Der Verdacht, daß es sich hier um besonders alte, aus der vorrömischen Eisenzeit stammende Keramik handelt, ist naheliegend.

Sicherer sind die Erkenntnisse über die Besiedlung dieser Gegend in der römischen Kaiserzeit. Am Südrand von Groß Elbe, etwa 3 km nordwestlich von der Wüstung Grundstedt entfernt, wurde in den 50er Jahren bei Bauarbeiten ein Siedlungsplatz aus römischer Kaiserzeit entdeckt. BUSCH (1986, S. 243) hat diesen Platz in einer Übersichtskarte gekennzeichnet.

Knapp 2 km südöstlich der Wüstung Grundstedt gibt es eine Flur mit dem Namen *Im Weiler*. Diese Flurbezeichnung reicht weit bis in die Vergangenheit.

Der Bauer Bruer hat hier zwischen 1958 und 1972 durch Bodenverfärbungen und Keramikscherben auf einer 400 x 400 m großen Fläche 9 Hofstellen nachweisen können. Der Siedlungsplatz liegt 155 m ü. N. N. in einer Mulde. In der Mitte dieser Geländevertiefung entspringt eine Quelle, die den Ohrbeek speist, einen Zufluß des Hengstebaches.

THIELEMANN (1977, S. 32 u. 1975/76, S. 99 — 102) hebt hervor, daß die Funde aus dem Weiler auf einen gewissen Wohlstand hindeuten, der den Erwerb anspruchsvoller Keramik und Schmuckgegenstände ermöglicht hat; z. B. eine silberne Bügelfibel und einen Bronzering. Er datiert den Weiler in die späte römische Kaiserzeit. In der Völkerwanderungszeit wurde dieser Siedlungsplatz aufgegeben.

Vom Fundplatz Grundstedt liegen aus dem Areal B 80 und vom Fundplatz D 20 Scherben vor, die wegen ihrer Materialbeschaffenheit und aufgrund einiger charakteristischer Randstücke als Keramik der frühen römischen Kaiserzeit anzusehen sind (s. Tab. II). In den beiden Arealen B und D sind auch gebrannter Hüttenlehm und Schlacke feststellbar. Beide Stellen liegen etwa 400 Meter auseinander. Nach SCHWARZ (1991, S. 251) sind Einzelhöfe, die in lockerer Streuung angelegt sind, für die ältere römische Kaiserzeit typisch.

Möglicherweise ist diese Siedlungsform im weiteren Verlauf zugunsten des o. g. dorffähnlichen Weiler aufgegeben worden. Auch dies würde einer von SCHWARZ im niedersächsischen Raum festgestellten Entwicklungstendenz entsprechen.

Ähnliche frühgeschichtliche Keramik wie in Grundstedt hat P. Eckebrecht bei Flurbegehungen nahe der Landwehr südlich von Gustedt vom Areal E (s. Tab. III) aufgesammelt. Auch hier wurde Hüttenlehm hochgepflügt. Die wenigen Funde deuten darauf hin, daß hochwassersicher auf einer kleinen Geländeerhebung eine Wohnstelle angelegt war.

Frühmittelalterliche Keramikfunde

Die für die auf „-stedt“ endenden Ortsnamen erwartete frühe Dorfgründung, gleich nach der Völkerwanderungszeit, ist im Falle von Grundstedt anhand der Funde nur zu vermuten, nicht aber zu beweisen. Möglicherweise stammen einzelne, in der Tabelle II nicht datierbare Scherben aus vorfränkischer Zeit. Einen Hinweis darauf, daß Grundstedt

nicht erst in karolingischer Zeit gegründet worden ist, bietet die aus der Tabelle II zu erkennende Verteilung der frühmittelalterlichen Scherben in den einzelnen Wüstungsteilen. Ein Vergleich des Sütteils (Areal D) mit dem Nordteil (Areal B) ergibt ein deutliches Übergewicht an frühmittelalterlichen Siedlungshinweisen im tiefer gelegenen Nordteil. Der aufgrund des Flurnamens angenommene Kirchhof lag außerhalb dieses kompakten Fundareals B. Der höher gelegene Sütteil gewann erst später, im Hochmittelalter, stärker an Bedeutung. Er wurde in das Dorfbild nicht integriert, sondern blieb isoliert. EVERS (1957, S. 23/33) sieht solche, für viele Dörfer dieser Region typische Entwicklungen als sicheren Hinweis auf Gründungen in vorfränkischer Zeit. „... Kirche und Pfarrhof sowie Kirchhof mußten ihren Platz neben den bereits bestehenden und in sich geschlossenen Siedlungen suchen und bildeten somit ein neues Element im Aufbau der ostfälischen Dörfer.“ Ein weiteres Kennzeichen solcher Dorfanlagen ist nach EVERS das Fehlen einer Durchgangsstraße im alten Dorfkern. In das Zentrum dieser als „Einwegdörfer“ oder „Sackdörfer“ angelegten Ortschaften war nur durch einen einzigen Zugang zu gelangen, der auf einem kleinen Platz endete, dem Thie oder Anger.

Als wesentlich gesicherter ist in Grundstedt der Nachweis von Keramik aus der Karolingerzeit anzusehen. Keune hat in dieser Wüstung außer „grauer Irdenware“ auch „karolingische Keramik“ gefunden (NIQUET 1955, S. 24). Einige der 145 in der Tabelle II aufgeführten frühmittelalterlichen Keramikscherben stammen aus dem 8./9. Jh. Sie sind ebenso wie einige Randstücke aus dem 10./11. Jh. mit entsprechenden Exemplaren aus Werlaburgdorf vergleichbar.

Das ausgewertete Fundmaterial belegt eine Siedlungskontinuität vom Frühmittelalter das gesamte Hochmittelalter hindurch.

Weitere rotbraune Keramik aus der Karolingerzeit wurde bei Bauarbeiten in den 50er Jahren im Dorfkern des Nachbarortes Groß Elbe gefunden.

Keramikfunde aus dem Hoch-/Spätmittelalter

KEUNE (s. o.) hat in Grundstedt auch „graue Irdenware“ aufgesammelt. Ebenso äußert sich THIELEMANN (ohne Datum) in einer kurzen Notiz „blau-graue Keramik, kaum Verzierungen und Rillen, einen Lippenrand. Einige ältere Scherben rötlich gemagert, scharfgriffig.“

Von den insgesamt über 3000 aus der Wüstung Grundstedt vorliegenden Keramikfunden stammen 72 % aus dem 13./14. Jh. (grau-blaue Irdenware). Der größte Teil dieser Scherben (80 %) lag auf einer haus-/hofflächengroßen Stelle, südlich der Flur *Grundstedter Kirchhof* (Areal D).

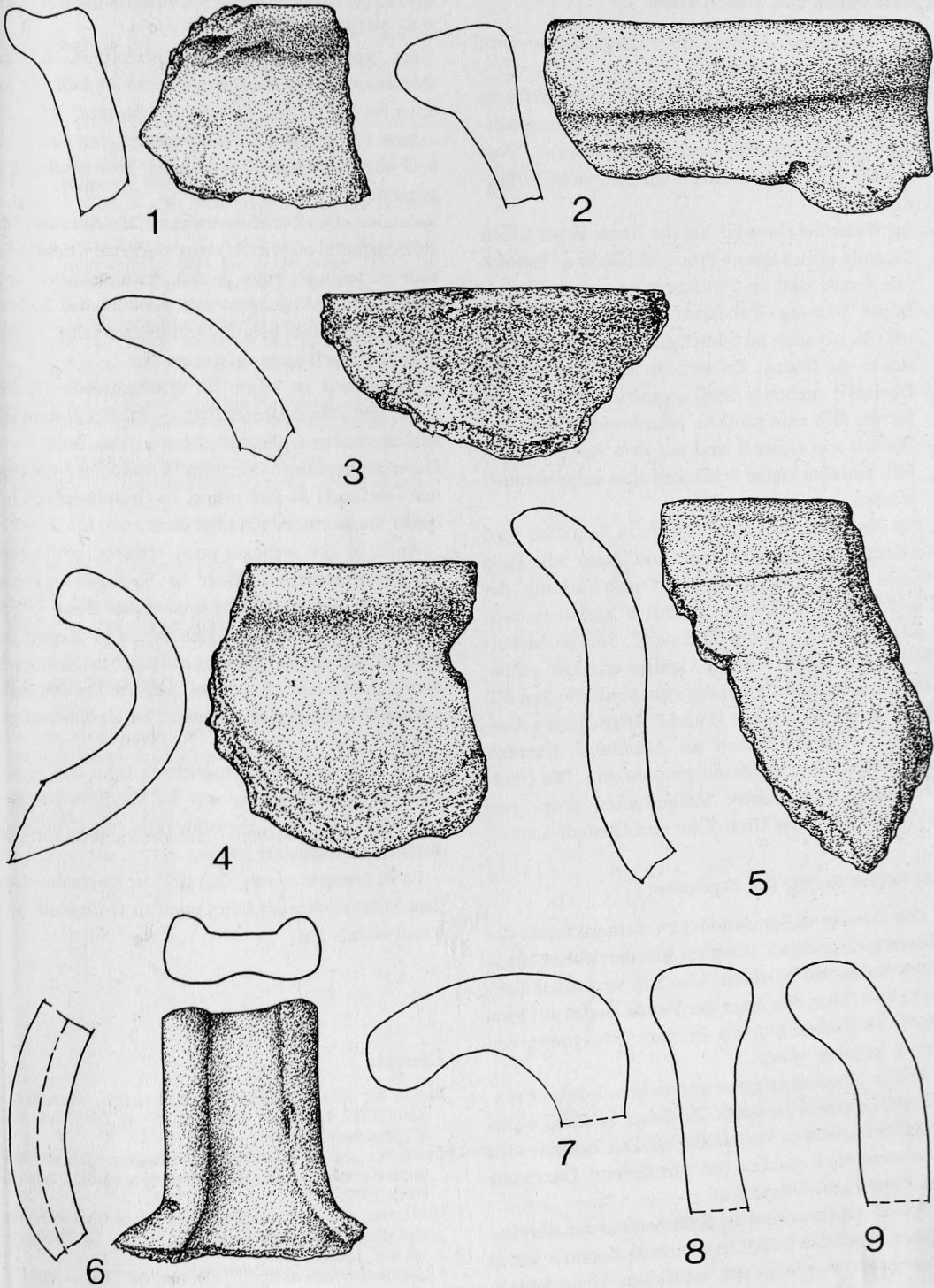
Die o. g. Karte des 19. Jh. bezeichnet dieses Flurstück als *Im Eichhof*. Sehr wahrscheinlich befand sich hier der 1275 urkundlich erwähnte Erbhof der Mechthilde, Tochter Gerhards v. Gustedt. Heinrich v. Wallmoden, der Ehemann von Mechthilde, hat diesen Hof an das Kloster Neuwerk/Goslar verkauft (HOOGEWEG 1903, Nr. 399). Bei dem 1328 urkundlich genannten, bedeutenden Hof („in campo ville Gronstede et curiam ...“; HOOGEWEG 1905, Nr. 1029) hat es sich wahrscheinlich ebenfalls um den „Eichhof“ gehandelt.

Eine auffällige Konzentration von Scherben des 13./14. Jh. hat P. Eckebrecht 1,3 km nördlich von Grundstedt, am Landwehrgraben bei Gustedt, gefunden (Areal F). Keramik und Hüttenlehm wurden auf einer Fläche von etwa 50 x 50 m hochgepflügt. Es ist ungeklärt, ob sich hier an einer hochwassergefährdeten Stelle, unmittelbar südlich des Landwehrgrabens, im 13./14. Jahrhundert eine einzelne Haus-/Hofstelle befand.

Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Keramikfunde

Nur etwa 3 % der in Grundstedt aufgefundenen Scherben stammen aus dem Zeitraum 15. bis 16. Jahrhundert. Diese Tatsache deutet darauf hin, daß Grundstedt zu Beginn des Spätmittelalters wüst geworden ist. Die jüngeren Funde sind nach dem Wüstwerden sekundär, z. B. durch den Stallmist auf die Äcker gelangt.

Abb. 2: Keramik aus Grundstedt: 1. Fingertupfrand, rotbraun, grob gemagert, weich gebrannt, frühgeschichtlich; 2. rotgrauer Rand aus der frühen römischen Kaiserzeit; 3. rotbrauner Gefäßrand aus der karolingischen Zeit; 4. Rand eines rotgrauen, bauchigen Gefäßes (9./10. Jh.); 5. Rand eines dunkelbraunen Kugeltopfes (9./10. Jh.); 6. Henkel eines Gefäßes (13./14. Jh., graublaue Irdenware); 7. — 9. Profile hoch-/spätmittelalterlicher Gefäße (graublaue Irdenware). Zeichnung. D. Klimanis.



Schlackefunde und Meilerflecken

An folgenden Stellen der Hengstebachregion wurde Schlacke gefunden:

- Südlich von Groß Elbe wurden in unmittelbarer Nähe des o. g. frühgeschichtlichen Siedlungsplatzes größere Stücke Schlacke geborgen. Dort befand sich wahrscheinlich ein Rennofen-Verhüttungsplatz.
- Im Weiler bei Haverlah hat der Bauer Bruer neben Keramik auch kleinere Stücke Schlacke aufgelesen (die Funde sind im Privatbesitz).
- In der Wüstung Grundstedt sind sowohl im Nordteil (B), als auch im Südteil (D) kleinere Schlackestücke zu finden. Da sich an diesem Platz die Überreste mehrerer Siedlungsperioden vermischt haben, fällt eine zeitliche Zuordnung schwer.
- Südlich von Gustedt sind auf dem Areal E ebenfalls einzelne kleine Schlackestücke aufgesammelt worden.

Für die Verhüttung von Eisenerz in Rennöfen wird Holzkohle benötigt. Bei der Verkohlung von Holz entsteht eine charakteristische Dunkelfärbung des Erdreichs, die selbst eine intensive landwirtschaftliche Bodenbearbeitung übersteht. Solche Meilerflecken sind auch in dieser Gegend erhalten geblieben. Die Übersichtskarte zeigt zwei Meilerflecken 800 m östlich der Fundareale E und F. Heute liegen diese dunkel verfärbten Stellen im Ackerland. Ehemals könnte hier Wald/Waldrand gewesen sein. Die Übersichtskarte weist weitere Meilerflecken unter dem Waldrand zwischen Groß Elbe und Gustedt aus.

Zusammenfassung der Ergebnisse

Die ältesten sicher datierbaren Keramikfunde der Wüstung Grundstedt stammen aus der frühen römischen Kaiserzeit. Einzelne Scherben sind möglicherweise auch älter. Die Lage der Funde deutet auf zwei Haus-/Hofstellen hin, die in einer Entfernung von 400 m angelegt waren.

Die im Nordteil gelegene alte Stelle wurde im Frühmittelalter erneut besiedelt. Zu dieser zweiten, wahrscheinlich schon in vorfränkischer Zeit beginnenden Siedlungsphase, gehört der überlieferte Dorfname Gronsted- bzw. Grundstedt.

Sicher datierbar sind die Scherben aus der Karolingerzeit. Ähnliche frühmittelalterliche Keramik wie in Grundstedt wurde in der westlichen Hengstebach-

region bei Bauarbeiten im Dorfzentrum von Groß Elbe gefunden.

Im Hoch-/Spätmittelalter konzentrierte sich das Siedlungsgeschehen auf den höheren Südteil, der auf alten Flurkarten den Namen „*Im Eichhof*“ trägt. Bei diesem Eichhof hat es sich vermutlich um einen 1275 und 1328 urkundlich erwähnten bedeutenden Hof gehandelt.

An der Dorfkernentwicklung fällt auf, daß der außerhalb des alten Dorfkerns angelegte Kirchhof nie zum Mittelpunkt eines in sich geschlossenen Dorfes geworden ist. Abgesehen vom vermutlichen Eichhof scheint gegenüber dem Frühmittelalter keine Ausweitung der Dorfanlage erfolgt zu sein.

Grundstedt ist schon im Hochmittelalter gegenüber den Nachbarortschaften entwicklungsmäßig zurückgeblieben. Gustedt, Heere, Elbe, Sehlde und Haverlah gewannen durch die Ausbildung eines eigenen Dorfadels an Bedeutung. In Grundstedt erfolgte dieser entscheidende Schritt nicht.

Auch in den wenigen noch erhalten gebliebenen Urkunden spielt dies Dorf im Vergleich zu seinen Nachbarn eine passive, untergeordnete Rolle.

Grundstedt wurde wahrscheinlich zu Beginn des Spätmittelalters als Siedlung aufgegeben. Spätere, in dieser Untersuchung nicht aufgeführte Erwähnungen beziehen sich lediglich auf die Flur des ehemaligen Dorfes.

Die Lage dicht am Hengstebach kann sich in niederschlagsreichen Zeiten auf die Wegeverbindungen und somit auf die Lebensfähigkeit von Grundstedt nachteilig ausgewirkt haben.

Es ist bemerkenswert, daß sich der Dorfname nach dem Wüstwerden des Ortes noch zu *Grundstedt* weiterentwickelt hat.

Literatur

- Busch, R.: „Die Grabfunde der vorrömischen Eisenzeit aus Klein Elbe, Landkreis Wolfenbüttel“ in: Die Kunde N.F. 37, Braunschweig 1986.
- Evers, W.: „Grundfragen der Siedlungsgeographie und Kulturlandschaftsforschung im Hildesheimer Land“, Bremen-Horn 1957.
- Hoogeweg, H.: „Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim und seiner Bischöfe. Zweiter Theil 1221 — 1260“, Hannover und Leipzig 1901.
- „Urkundenbuch des ... Dritter Teil 1260 — 1310“, Hannover und Leipzig 1903.

- „Urkundenbuch des . . . Vierter Teil 1310 — 1340“,
Hannover und Leipzig 1905.
- „Urkundenbuch des . . . Fünfter Teil 1341 — 1370“,
Hannover und Leipzig 1907.
- „Urkundenbuch des . . . Sechster Teil 1370 — 1398“,
Hannover 1911.
- Janicke, K.: „Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim und
seiner Bischöfe, Ersther Theil bis 1221“, Leipzig 1896.
- Krentel, F.-K.: „Höfe- und Ortssippenbuch Gustedt (1642 —
1875)“, Hannover 1989.
- Niquet, F.: „Bericht über Ausgrabungen, Fundbergungen
und Einzelfunde im Arbeitsbereich des Braunschweigi-
schen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum,
Abtlg. Vorgeschichte, 1945 bis 31.Dezember 1953“, in:
Braunschweigische Heimat; Braunschweig 1955.
- Schwarz, W.: „Römische Kaiserzeit“, in: Ur- und Frühge-
schichte in Niedersachsen, Hg. Häßler, Stuttgart 1991.
- Thielemann, O.: „Funde kupferner und bronzener Waffen
und Werkzeuge im Nordharzer Raum“, in: Harz-Zeit-
schrift 22/23, Goslar 1970/71,
- Thielemann, O.: „Urgeschichte am Nordharz“, Goslar 1977
- Thielemann, O.: „Die kaiserzeitlich-frühgeschichtliche Sied-
lung Haverlah - Im Weiler bei Salzgitter-Bad“, in: Die
Kunde N.F. 26/27, Braunschweig 1975/76 a,
- Thielemann, O.: handschriftliche Notiz im Stadtarchiv
Goslar (ohne Datum).
- Wesche, H.: „Unsere niedersächsischen Ortsnamen“, Alfeld
1957.
- Wiswe, M.: „Die Flurnamen des Salzgittergebietes“, Braun-
schweig 1970.
- Zobel, F.: „Die Sagen des Landkreises Goslar“, gesammelt
und herausgegeben vom Kreisausschuß für Volkstum und
Heimat im Landkreis Goslar, 1936.

Land- und Flurkarten

- Topograph. Karte des Niedersächs. Landesvermessungsam-
tes 1:5000; Gustedt-Süd (3927.5).
- Topograph. Karten des Niedersächs. Landesvermessungsam-
tes 1:25000
- Ringelheim 3927
- Lebenstedt West 3827
- Karte der Feldmark Steinlah, vermessen und gezeichnet in
den Jahren 1844 — 1845 durch den Geometer H. Keck.

Peter und Edeltraut Eckebrecht
Mendelssohnstraße 5
31141 Hildesheim

Wolfgang Winkel

Zur Brutbiologie der Kohlmeise (*Parus major*)

Befunde aus dem Braunschweiger „Höhlenbrüterprogramm“

Die etwa spatzengroße Kohlmeise (Abb. 1) ist in Wäldern und Gärten oft der häufigste „Höhlenbrüter“. Da sie sich mit Hilfe von Nistkästen leicht ansiedeln läßt, konnte in unseren Braunschweiger Untersuchungsgebieten (Beschreibung der verschiedenen Waldtypen und Lageskizze siehe [3]) ein umfangreiches Datenmaterial zur Brutbiologie dieser Art erarbeitet werden.

Brutzeit-Kontrollen sind bei der Kohlmeise — wenn behutsam vorgegangen wird — möglich, ohne den Lebensablauf der einzelnen Individuen zu stören.

Dies gilt auch für die von uns möglichst umfassend angestrebte individuelle Markierung der Jung- und Altvögel mit Ringen der „Vogelwarte Helgoland“, woran sich dankenswerterweise alljährlich auch ca. 15 ehrenamtliche Mitarbeiter beteiligen.

Mit der folgenden Zusammenstellung sollen vor allem

- a) die verschiedenen Brutzeitphasen der Kohlmeise und
 - b) einige Untersuchungen an brütenden und fütternden Vögeln dieser Art
- dargestellt und kurz erläutert werden.



Abb. 1: Kohlmeisen-Altvögel (links Weibchen, rechts Männchen), Kopf und Kehle sind nach der Jugendmauser schwarz gefärbt (Kehle nur beim Männchen mit deutlich bläulichem Glanz); an den Kopfseiten befindet sich ein weißer Fleck in Gestalt eines Dreiecks, dessen Spitze bis zur Schnabelwurzel reicht; die Unterseite ist gelb mit einem schwarzen Längsstrich in der Mitte (beim Männchen ist letzterer breiter als beim Weibchen).

Das Brutgeschehen vom Nestbau bis zum Flüggewerden der Jungen

Bei der Kohlmeise und den meisten anderen Vogelarten unserer Breiten wird die Keimdrüsenentwicklung im Frühjahr durch das Längerwerden der Tage eingeleitet. Die genauere jahreszeitliche „Einpassung“ der Brutsaison erfolgt jedoch unter dem Einfluß lokaler Milieufaktoren (z. B. der Temperaturen von März bis Mitte April). Diese Synchronisation bewirkt, daß die Jungenaufzucht in der Regel in die Zeit mit dem günstigsten Nahrungsangebot für die Nestlinge fällt.

Nestbauphase:

Wie bei allen Meisen-Arten wird das Nest allein vom Weibchen gebaut. Zu Beginn der Brutzeit und bei ungünstiger Witterung vergehen vom Eintragen des ersten Nistmaterials bis zur Fertigstellung des mit Tier- und Pflanzenwolle gepolsterten Moos-Nestes zuweilen mehrere Wochen. Doch je weiter die Brutsaison fortgeschritten ist, um so schneller wird normalerweise auch das Nest fertig. Bei Ersatz- und Zweitbruten z. B. wird das erste Ei sogar nicht selten schon ein bis zwei Tage nach Baubeginn in das noch unfertige Nest gelegt.

Legephase und Gelegestärke:

Normalerweise legt das Weibchen ca. alle 24 Stunden — meist jeweils am frühen Morgen — ein Ei. Solange noch nicht gebrütet wird, sind die Eier tagsüber unter Nistmaterial verborgen. Meist schläft das Weibchen schon ab der Nacht vor Ablage des ersten Eies in der Höhle.

Die Gelegestärke der Kohlmeise ist sehr variabel. Je nach Güte des Waldtyps besteht das Vollgelege im Braunschweiger Raum — im langjährigen Mittel — aus acht bis zehn Eiern.

Bebrütungsphase:

Nur das Weibchen brütet. Das Brüten kann bereits einige Tage vor Ablage des letzten Eies einsetzen oder auch erst mehrere Tage danach. Verspäteten Brutbeginn findet man normalerweise nur bei jahreszeitlich frühen Bruten und/oder Schlechtwetterperioden, vorgezogenen Brutbeginn dagegen vor allem bei späten Bruten.

Abb. 2 faßt die Brutaktivität eines Weibchens zusammen, das mit Ablage des letzten Eies zu brüten

begann (die Aufzeichnungen über die Nestbesuchaktivität der Altvögel erfolgten mit Hilfe einer in die Einflugöffnung eingebauten kombinierten Licht-Magnet-Schranke, zur Methode siehe (4). Wie die Grafik zeigt, blieb die Brutleistung ab dem dritten Bebrütungstag auf annähernd gleichem Niveau (das Weibchen hielt sich im Mittel etwa 75 % des Tages brütend in der Nisthöhle auf). Die durchschnittliche Dauer einer Brütephase variierte in diesem Fall zwischen 15 und 25 Minuten, doch können Weibchen unter Umständen auch bis zu 2 Stunden ohne Unterbrechung in der Nisthöhle bleiben (9). Von Bedeutung ist hier z. B., ob bzw. wie oft das Männchen sein Weibchen in der Höhle mit Futter versorgt. Die Brutpausen sind dagegen in der Regel sehr viel kürzer (meist nur 5 bis 10 Minuten), was die Eier normalerweise nicht völlig auskühlen läßt.

Die Jungen der in Abb. 2 dargestellten Brut schlüpfen am 14. Bruttag; das entspricht der für die Kohlmeise ermittelten durchschnittlichen Brutdauer (7).

Ein neues Phänomen — Brüten in leerem Nest:

Das Brüten des Kohlmeisen-Weibchens wird normalerweise durch Hormone und die Eiablage ausgelöst. Doch kann unter bislang noch nicht näher geklärten Umständen „Brüten“ auch einsetzen, ohne daß vom betreffenden Weibchen zuvor Eier gelegt wurden. Bei Braunschweig wurde 1977 erstmals ein Kohlmeisen-Weibchen festgestellt, das in leerem Nest brütete (2). Seit Mitte der 1980er Jahre tritt solch unnormales Verhalten im Braunschweiger Raum und in anderen Regionen nun merkwürdigerweise alljährlich und gehäuft auf (6), (12). 1990 z. B. waren es bei Braunschweig unter 658 erfaßten Kohlmeisen-Brutpaaren 20 Weibchen (betroffen sind sowohl einjährige als auch mehrjährige Brutvögel), die in leerem Nest brüteten. Bislang gibt es keinen Beleg, daß sich ein solches Weibchen in einem späteren Jahr wieder normal verhalten hätte.

Zur Prüfung, ob die in leerem Nest sitzenden Weibchen im arttypischen Rhythmus zu brüten vermögen, erhielten drei von ihnen vier bzw. fünf jeweils einer anderen Brut entnommene Eier. In allen drei Fällen schlüpften die Jungen und wurden normal großgezogen (12). Die Weibchen waren also trotz ihres Unvermögens, Eier zu legen, fähig, sich bei der Bebrütung und Jungenaufzucht artgemäß zu verhalten.

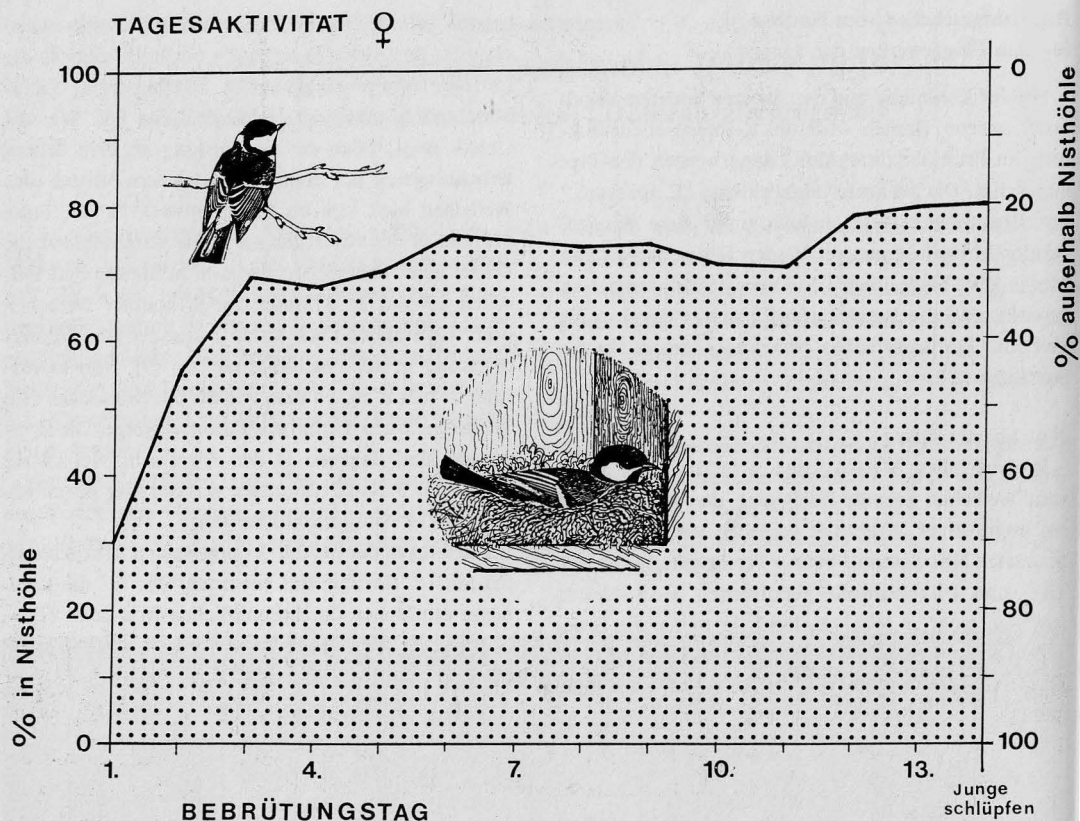


Abb. 2: Brüteaktivität eines Kohlmeisen-Weibchens vom ersten Bruttag bis zum Schlüpfen der Jungen (Brutbeginn mit Ablage des letzten Eies, nach [9] verändert, [14]).

Bei der Suche nach möglichen Ursachen für das in letzter Zeit vermehrt auftretende „Brüten in leerem Nest“ muß vor allem an Negativfaktoren gedacht werden, die früher weniger als heute einwirken. Doch gibt es dazu bislang lediglich Vermutungen (12) (z. B. Kalkmangel in der Nahrung infolge „Sauren Regens“; Schädigung durch sogenannte Pestizide; krankhafte Veränderungen von Eierstock und „Lege-darm“ als Folge gesteigerter Umweltbelastungen; Störung des „Auslese-Prinzips“ durch intensive Winterfütterung). Auch könnte das Phänomen unter Umständen mit der hohen „künstlichen“ Brutpaardichte (durch Ansiedlung der Meisen in Nisthöhlen) zusammenhängen; denn von der Kohlmeise ist z. B. bekannt, daß die Vollgelege-Eizahl mit steigender Brutpaardichte abnimmt (5). Kleinstgelege von drei, zwei Eiern oder sogar nur einem Ei sind bei dieser

Art in unseren Untersuchungsgebieten zwar sehr selten, aber nicht völlig fehlend. Sie könnten — wie das gänzliche Unterbleiben der Eiablage — eine (Langzeit-)Folge bei Populationen sein, die in Gebieten mit starker Individuen-Konzentration leben (12).

Negative Auswirkungen des vermehrten Auftretens von „Brüten in leerem Nest“ auf die Bestandsentwicklung der Kohlmeise wären denkbar, lassen sich in den Braunschweiger Untersuchungsgebieten aber bislang nicht feststellen. Für die Kohlmeise konnte dort langfristig sogar eine Bestandszunahme nachgewiesen werden (11).

Schlüpfphase:

Der Zeitraum vom Schlüpfen des ersten bis zum letzten Jungen einer Brut kann unter Umständen mehrere Tage betragen (vor allem bei jahreszeitlich



Abb. 3: Das Aussehen der auf weißem Grund rotbraun gefleckten Kohlmeisen-Eier verändert sich mit der Bebrütung von transparent („hell“, Ei rechts) zu undurchsichtig („dunkel“, Ei links); Nestlinge sind in den ersten Lebenstagen am besten an Färbung und Verteilung der Dunen sowie an der Färbung ihres Schnabelwulstes von Jungen anderer Meisen-Arten zu unterscheiden: Kohlmeisen-Nestlinge besitzen (hell)graue Dunen auf Kopf, Schulter und Rücken und einen weißlich-gelb gefärbten Schnabelwulst (links ein eintägiger Jungvogel, rechts ein frisch geschlüpfter); an der Spitze des Oberschnabels befindet sich ein weißer — später abfallender — „Eizahn“ (ein horniges Hautgebilde), mit dessen Hilfe der Jungvogel die Eischale durchbricht.

späten Bruten mit vorgezogenem Bebrütungsbeginn). Nur selten schlüpfen alle Jungen innerhalb weniger Stunden.

Nestlingsphase (Abb. 3 – 6):

An der Jungenfütterung beteiligen sich beide Eltern. Bei normaler Entwicklung verlassen die Nestlinge nach 18 bis 19 Tagen die Nisthöhle (7). Ein früheres Ausfliegen geht meist auf Störungen am Nest zurück, während verspätetes Ausfliegen auf eine „Kümmerbrut“ schließen läßt.

Normalerweise trifft die Nestlingssterblichkeit die Jungen in ihrer Größenfolge, das heißt, in schlechten Zeiten sterben zunächst die Nesthähkchen. Dies erhöht die Chancen der kräftigeren Nestlinge zum Überleben.

Folgebruten:

Wenn bestimmte energetische Voraussetzungen für das Weibchen erfüllt sind, können Kohlmeisen ihrer ersten Brut noch eine zweite und ausnahmsweise eine dritte folgen lassen (8). Bei der zweiten Brut wird entweder das alte Nest mit neuem Nistmaterial überbaut, oder das Weibchen siedelt — sofern in der Nähe leere Nisthöhlen zur Verfügung stehen — in eine Nachbarhöhle um (7). Bei Mehrfachbruten innerhalb einer Brutsaison ist „Partnertreue“ die Regel (13).

Da die Aufzuchtbedingungen für die Nestlinge speziell im Laubwald mit fortschreitender Brutzeit immer ungünstiger werden, sind bei späten Bruten für die Kohlmeise vor allem Mechanismen zur Zeiteinsparung von Vorteil (14). Dazu gehört unter



Abb. 4: Im Alter von fünf bis sechs Tagen wird bei Kohlmeisen-Nestlingen das Weiß der Schwanzaußenfedern sichtbar — ein gutes Erkennungszeichen für diese Art innerhalb der Meisen; der ab dem achten Lebens-tag erkennbare (zunächst orangefarbige) Nackenfleck erhält seine charakteristische leuchtend gelbe Färbung im Jungentalter von zehn Tagen, wenn sich die entsprechenden Federkiele öffnen. Das Foto zeigt einen neuntägigen Nestling; die Befiederung ist in diesem Alter noch spärlich, und die Dunen sind zum Teil noch vorhanden.

anderem das Phänomen des „Verschachtelns“ von erster und zweiter Brut. Dies ist z. B. der Fall, wenn die ersten Eier der Zweitbrut zu den noch im Nest befindlichen Jungen der ersten Brut gelegt werden. Allerdings muß dann — sobald das Weibchen wieder brütet — das Männchen die Betreuung der Erstbrutjungen bis zu deren Selbständigkeit (erfolgt frühestens eine Woche nach dem Flüggewerden) weitgehend allein fortführen.

Untersuchungen an brütenden und fütternden Kohlmeisen

Das Brutverhalten der Kohlmeise ist in starkem Maße abhängig von äußeren Faktoren (9). Um hier

nähere Einblicke erhalten zu können, sind unter Umständen künstliche Veränderungen der Brutsituation und die anschließende genaue Beobachtung der Altvogelreaktion hilfreich. Im folgenden soll dies anhand von zwei Beispielen aufgezeigt werden.

Überbrüten:

Die Kohlmeise gehört zu denjenigen Vogelarten, bei welchen das Ende der Bebrütungsphase nicht innerlich festgelegt ist, das heißt, ein taubes Gelege wird vom Weibchen unter Umständen auch über die normale Brutdauer von 14 Tagen hinaus noch weiter bebrütet. Zur näheren Untersuchung dieses Phänomens wurde in einigen Fällen das Gelege gegen art-

Abb. 5: Kohlmeisen-Nestlinge kurz vor dem Ausfliegen, im Nest herrscht zu diesem Zeitpunkt oft eine große Enge (für die Aufnahme wurde die Vorderwand der Nisthöhle kurz entfernt).



Abb. 6: Kohlmeisen-Jungvogel nach Verlassen des Nestes. Der Oberkopf ist bräunlich-schwarz gefärbt, und die Kopfseiten sind gelblich; der Schwanz ist beim Ausfliegen noch deutlich kürzer als beim Altvogel.



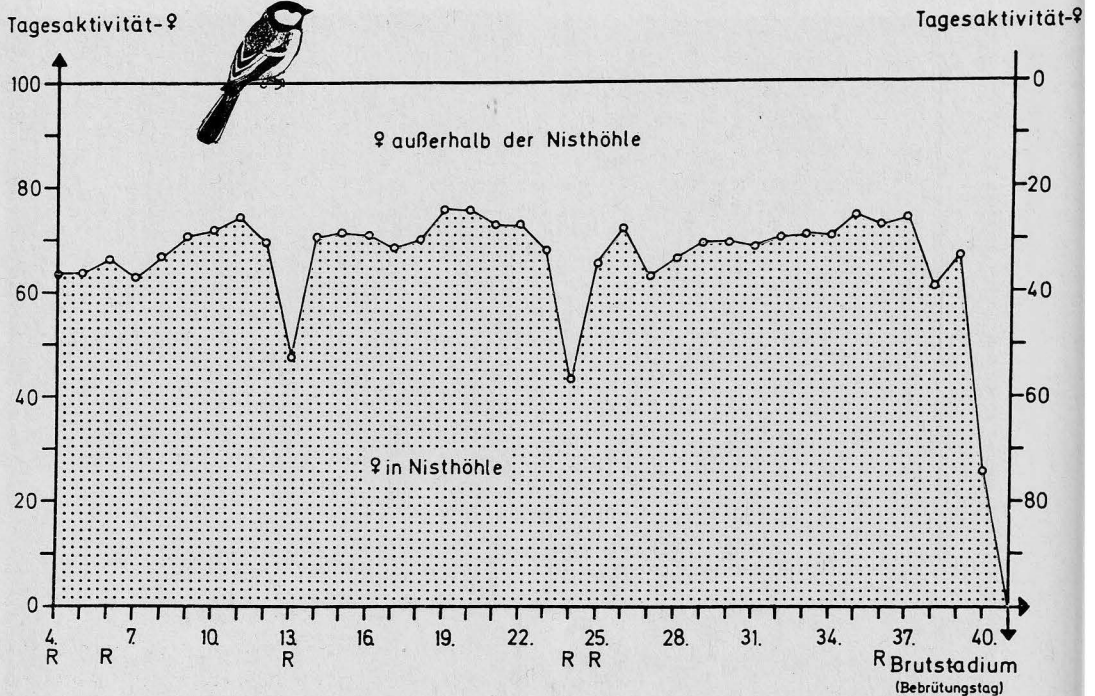


Abb. 7: Brüteaktivität eines Kohlmeisen-Weibchens im Überbrüteversuch vom 4. bis 41. Bruttag. R bedeutet, daß es tagsüber länger als 2 Stunden regnete, nach (9) verändert.

typisch eingefärbte Holzeier ausgetauscht (mit den fortgenommenen Eiern konnte das Gelege anderer Weibchen künstlich vergrößert werden, was weitere Fragen zu klären half). Bei den Versuchen mit Holzeiern ließ sich die Brutdauer sogar um ein Mehrfaches der normalen Spanne von 14 Tagen verlängern (9). Auch der Bebrütungsrythmus wurde nach Ablauf der normalen Brutdauer in der Regel noch längere Zeit mehr oder weniger unverändert beibehalten. Wie Abb. 7 zeigt, fiel die Brutaktivität in diesem Fall erst beim Übergang vom 40. auf den 41. Bruttag spontan auf Null.

Da die Zeit von der Ablage des letzten Eies bis zum Schlüpfen der ersten Jungen bei der Kohlmeise beträchtlich schwanken kann (siehe oben, „Bebrütungsphase“), ist es biologisch „richtig“, wenn das Weibchen z. B. auf eine Schlüpfverspätung mit fortgesetzter Bebrütung reagiert. Warum die Gelege mit Holzeiern jedoch unter Umständen erst nach sechs Wochen verlassen wurden, ist nur schwer zu verstehen. Offenbar sind nicht schlupffähige Gelege —

also die Situation „alle Eier unbefruchtet“ — bei dieser Art so selten, daß es im Laufe der Entwicklungsgeschichte nicht „erforderlich“ war, eine engere innere Festlegung für das Ende der Bebrütung zu entwickeln.

Austausch von Eiern gegen Nestlinge bzw. umgekehrt:

Ein Kohlmeisen-Weibchen, dem bei einem Überbrüteversuch am 44. Bruttag fünftägige Nestlinge untergeschoben wurden, nahm die Jungen sofort an und zog sie groß (9). Dagegen ist eine Verhaltensumstellung von der Jungenbetreuung zurück zum Brüten nur dann möglich, wenn die Jungen bei den entsprechenden Austausch-Experimenten noch sehr klein sind (10). Ein größerer zeitlicher Spielraum für die Verhaltensumstellung könnte sich leicht negativ auswirken, weil neben Jungvögeln nicht selten auch noch unbefruchtete und/oder abgestorbene Eier im Nest liegen. Letztere dürfen das Weibchen bei einem eventuellen Tod der Nestlinge nicht weiter an diese Brut binden, da sonst die Ablage eines Nachgeleges verhindert würde.

Schlußbemerkung

Langjährige Beobachtungen zum Brutverhalten der Kohlmeise vom Nestbau bis zum Flüggewerden der Jungen und spezielle Untersuchungen z. B. an brütenden und fütternden Vögeln machen deutlich, daß der Ablauf der verschiedenen Brutzeitphasen a) in starkem Maße von äußeren Faktoren abhängt und

b) nicht zeitlich starr, sondern sehr flexibel ist.

Kohlmeisen können sich auf diese Weise z. B. unterschiedlichen Ernährungsbedingungen anpassen und unter Umständen auch mit ungewohnten Situationen „fertigwerden“. Dies dürfte für die Art nicht zuletzt auch bei plötzlichen Umweltveränderungen von großem Vorteil sein.

Literatur

- (1) R. Berndt (1938): Über die Anzahl der Jahresbruten bei Meisen und ihre Abhängigkeit vom Lebensraum, mit Angaben über Gelegestärke und Brutzeit. Deutsche Vogelwelt 63, 140 – 151 und 174 – 181.
- (2) R. Berndt, W. Winkel (1979): Beobachtungen von „Brüten auf leerem Nest“ bei der Kohlmeise (*Parus major*). Vogelwelt 100, 230 – 233.
- (3) R. Berndt, W. Winkel (1980): Über die Außenstation Braunschweig für Populationsökologie beim Institut für Vogelforschung „Vogelwarte Helgoland“. Braunschweigische Heimat 66, 57 – 60.
- (4) R. Felke (1974): Experimentelle Untersuchungen über das Verhalten von Kohlmeisen während der Brutpflege. Prüfungsarbeit, Pädag. Hochschule Nieders., Abt. Hannover, unveröffentlicht.
- (5) C. M. Perrins (1979): British Tits. Collins, London.
- (6) K. H. Schmidt, A. Zitzmann (1990): Sprunghafter Anstieg von Brutstörungen bei Höhlenbrütern. J. Orn. 131, 172 – 174.
- (7) W. Winkel (1970): Experimentelle Untersuchungen zur Brutbiologie von Kohl- und Blaumeise (*Parus major* und *Parus caeruleus*). J. Orn. 111, 154 – 174.
- (8) W. Winkel (1975): Vergleichend-brutbiologische Untersuchungen an fünf Meisenarten (*Parus* spp.) in einem niedersächsischen Aufforstungsgebiet mit Japanischer Lärche (*Larix leptolepis*). Vogelwelt 96, 41 – 68 und 104 – 114.
- (9) W. Winkel (1977): Zum Verhalten von Kohlmeisen (*Parus major*) während der Bebrütungsphase. Vogelwarte 29, Sonderheft, 101 – 111.
- (10) W. Winkel (1979): Über die Reaktion von Kohlmeisen (*Parus major*) auf experimentell veränderte Brutsituationen. Vogelwarte 30, 138 – 142.
- (11) W. Winkel (1989): Langfristige Bestandsentwicklung von Kohlmeise (*Parus major*) und Trauerschnäpper (*Ficedula hypoleuca*): Ergebnisse aus Niedersachsen. J. Orn. 130, 335 – 343.
- (12) W. Winkel, H. Hudde (1990): Zum vermehrten Auftreten von „Brüten in leerem Nest“: Befunde an Meisen (*Parus*) und anderen Höhlenbrütern aus verschiedenen Untersuchungsräumen Norddeutschlands. Vogelwarte 35, 341 – 350.
- (13) W. Winkel, D. Winkel (1980): Zum Paarzusammenhalt bei Kohl-, Blau- und Tannenmeise (*Parus major*, *Parus caeruleus* und *Parus ater*). Vogelwarte 30, 325 – 333.
- (14) W. Winkel, D. Winkel (1992): Der Brutverlauf bei Kohlmeisen (*Parus major*) und seine Beeinflussung durch Umweltfaktoren. Orn. Mitt. 44, 3 – 14.

Dr. Wolfgang Winkel
Institut für Vogelforschung „Vogelwarte Helgoland“
Außenstation Braunschweig für Populationsökologie
Bauernstraße 14
38162 Cremlingen-Weddel

Schriftenverzeichnis von Dr. Franz Niquet (1910 — 1986)

zusammengestellt von J. Weber

1931

1. Ein Fund römischer Denare bei Bad Liebenwerda, Prov. Sachsen. Blätter für Münzfreunde 66, 1931, 349 — 350.

1933

2. Zwei merowingische Trienten von Sachsenburg. Blätter für Münzfreunde 68, 1933, 578 — 579.

1934

3. Fürstengrab aus der jüngeren Steinzeit bei Roßbach. Montagsblatt Magdeburg 76, 1934, 167.

1935

4. Das Rössener Fußgefäß von Siegersleben, Kr. Neuahaldensleben. Mitteldeutsche Volkheit 2, 1935, 14.
5. Ein Bronzemedallion des Antoni(n)us Pius (138 — 161) von Wennungen, Kr. Querfurt. Mitteldeutsche Volkheit 2, 1935, 46 — 47.
6. Von der Reichsautobahn Strecke Berlin — München. Mitteldeutsche Volkheit 2, 1935, 75.
7. Ein Hausgrundriß aus der jüngeren Steinzeit von Oberwerschen, Kr. Weißenfels. Mitteldeutsche Volkheit 2, 1935, 126 — 127.
8. Untersuchung eines Hünengrabes bei Dönstedt, Kr. Neuahaldensleben. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 11, 1935, 123 — 124.
9. Ein Haus der Kugelamphorenkultur bei Oberwerschen, Kr. Weißenfels. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 11, 1935, 125 — 126.
10. Ein Grab der frühen Bronzezeit von Zöllschen, Kr. Merseburg. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 11, 1935, 128 — 129.
11. Ein Bronzemedallion des Antoninus Pius (138 — 161 n. Chr.) von Wennungen, Kr. Querfurt. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 11, 1935, 131 — 132.
12. Mittelslawische Moorbauten mit Moorbauten auf der Reichsautobahn, Flur Kr. Merseburg. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 11, 1935, 133 — 134.

1936

13. Sachsenpfennige, nicht Wendenpfennige. Mitteldeutsche Volkheit 3, 1936, 10 — 11.
14. Ausgrabung eines jungsteinzeitlichen Hügelgrabes (Thüritz). „Der Mitteldeutsche/Neue Salzwedeler Zeitung“ Nr. 252 vom 24. 10. 1936.
15. Grabung der Landesanstalt für Volkheitskunde Halle a. d. Saale auf der Reichsautobahn Halle — München, Flur Zorbau, Kr. Weißenfels. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 12, 1936, 271 — 272.
16. Schnurkeramischer Friedhof auf der Grube Naumburg bei Deuben, Kr. Weißenfels. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 12, 1936, 275 — 276.
17. Ein spätschnurkeramisches Hügelgrab mit Leichenbrand und Nachbestattung von Thüritz, Kr. Salzwedel. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 12, 1936, 276 — 277.
18. Zwei Steinkisten der späten Glockenbecherkultur von Gröbitz, Kr. Weißenfels. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 12, 1936, 277.
19. Germanische Siedlung aus den ersten Jahrhundert von Dorna, Kr. Wittenberg. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 12, 1936, 293.
20. Der slawische Burgwall auf der Flur Kliebe, Gemarkung Würchwitz, Kr. Zeitz. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 12, 1936, 296 — 297.
21. Ein neuer Keltenfund vom Preißnitzberg in Ranis im oberen Saaleland. Jahresschrift Halle 24, 1936, 195 — 199.

1937

22. Eine keltische Goldmünze von Samswegen, Kr. Wolmirstedt. Mitteldeutsche Volkheit 4, 1937, 14 — 15.
23. Die Rössener Kultur in Mitteldeutschland. Jahresschrift Halle 26, 1937.

1938

24. Das Gräberfeld von Rössen, Kr. Merseburg. Veröffentlichungen der Landesanstalt für Volkheitskunde zu Halle 9. Halle 1938.

25. Die Rössener Kultur in Mitteldeutschland. Mitteleuropäische Volkheit 5, 1938, 17 — 22.

1939

26. Vorgeschichtliche Eisenschmelzöfen bei Börßum. Braunschweigische Heimat 30, 1939, 5. Folge, 8 — 11.

1951

27. Die Untersuchung eines Grabhügels im Lah von Neuenkirchen, Kr. Goslar. Braunschweigische Heimat 37, 1951, 35 — 44.

1953

28. Burgdorf-Liet, Kreis Goslar, ein bedeutender urgeschichtlicher Fundort im nördlichen Harzvorland. Braunschweigische Heimat 39, 1953, 40 — 45.
29. Der Ruhestein bei Kissenbrück. In: 1100 Jahre Kissenbrück. Aus der Vergangenheit eines alten Dorfes. Kissenbrück 1953, 1 — 7.

1954

30. Vor- und frühgeschichtliche Forschung im niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig. — Berichte über Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde, 1945 bis 31. 12. 1953. Braunschweigische Heimat 40, 1954, 93 — 100, 126 — 132, u. dito 41, 1955, 22 — 26.
31. Ein Frauengrab aus der Karolingerzeit — freigelegt auf dem Gelände des Schwelwerkes Offleben. BKB-Mitteilungen 4, 1954, Heft 5.

1955

32. Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsbereich des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, Abteilung Vorgeschichte, vom 1. 1. bis 31. 12. 1954. Braunschweigische Heimat 41, 1955, 115 — 121.
33. Neue Ausgrabungen des Braunschweigischen Landesmuseums im Raum Goslar. Ausstellung der Stadt Goslar in Verbindung mit dem Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum im Goslarer Museum, 5. Juni bis 3. Juli (Umschlagtext). Goslar 1955, 20 Seiten.

1956

34. Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsbereich des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, Abteilung Vorgeschichte, vom 1. 1. bis 31. 12. 1955. Braunschweigische Heimat 42, 1956, 153 — 158.

35. Der Tritonfund vom Ösel bei Wolfenbüttel. Braunschweigische Heimat 42, 1956, 1 — 9.
36. Vor- und frühgeschichtliche Funde auf BKB-Gelände. BKB-Mitteilungen 6, 1956, Heft 9.
37. Zur Vor- und Frühgeschichte der Gemeinde Reinsdorf-Hohnsleben. In: K. Rose, Heimatbuch der Gemeinde Reinsdorf. Helmstedt 1956, 1 — 30.
38. (mit W. Krause) Die Runenfibel von Beuchte, Kr. Goslar. Mit Beiträgen von G. Heberer und W. Völksen. Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, I. phil.-hist. Klasse 5, 1956, 81 — 124.

1957

39. Der Pfingstberg, eine einzigartige Fundstelle. Kreisblatt für Helmstedt, Schöningen, Königslutter und Vorsfelde vom 19. 6. 1956, 8. 2. 1957 und 9. 8. 1957
40. Die Runenfibel von Beuchte im Kreis Goslar. Braunschweigische Heimat 43, 1957, 65 — 69.
41. Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsbereich des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, Abteilung Vorgeschichte, vom 1. 1. bis 31. 12. 1956. Braunschweigische Heimat 43, 1957, 119 — 125.
42. Eine Fibel mit Runen aus einem merowingerzeitlichen Frauengrab von Beuchte, Kr. Goslar. Die Kunde N.F. 8, 1957, 295 — 299.
43. Ausgrabung als historische Forschung. Helmstedter Kulturblätter (Mitteilungen des Kulturvereins der Stadt Helmstedt e. V.) 7, 1957, Heft 6 und 7.
44. Vor- und Frühgeschichte aufgrund der Bodenfunde. In: Der Landkreis Helmstedt (Die Landkreise in Niedersachsen 15). Bremen-Horn 1957, 94 — 103.

1958

45. Ausgrabungen auf dem Tillanger bei Bad Gandersheim im Jahre 1884. Braunschweigische Heimat 44, 1958, 33 — 35.



Abb. 1: Dr. Franz Niquet 1958 bei der Bergung einer Graburne auf dem Pfingstberg bei Helmstedt.

46. Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzel-funde im Arbeitsbereich des Braunschweigi-schen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, Abteilung Vorgeschichte, vom 1.1. bis 31.12. 1957. Braunschweigische Heimat 44, 1958, 90 — 94.
47. Gräber der späten Urnenfelderkultur von Klein Mahner, Kr. Goslar. Germania 36, 1958, 188 — 189.
48. Vor- und frühgeschichtliche Siedungen auf dem Lietfelde bei Burgdorf, Kr. Goslar (Grabung 1952 — 1956). Germania 36, 1958, 200 — 201.
49. Ein Urnenfriedhof der jüngeren römischen Kai-serzeit auf dem Pfingstberge bei Helmstedt. Germania 36, 1958, 202 — 203.
50. Grab mit Runenfibel von Beuchte, Kr. Goslar. Germania 36, 1958, 216 — 217.
51. Grundzüge der Vor- und Frühgeschichte des Kreises Gandersheim. In: Der Landkreis Gan-dersheim 1. Gandersheim 1958, 23 — 39.
52. Die vor- und frühgeschichtliche Bodenfor-schung im niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig. Braunschweigisches Jahrbuch 39, 1958, 5 — 44.
53. (Mitarbeiter) Handbuch der historischen Stätten Deutschlands 2. — Niedersachsen und Bremen. Hrsg. von K. Brüning. Stuttgart 1958 (1. Aufl.) . . . 1986 (5 Aufl.) [Stichworte: Beuchte, Eitzum, Gandersheim, Geitelde, Gielde, Helmstedt, Kl. Vahlberg, Lauingen, Lebenstedt, Lucklum, Öselberg, Reitlingstal im Elm, Runstedt, Schö-ningen, Seinstedt, Sudholz, Watenstedt, Wed-del, Werlaburgdorf].
54. Ein Hügelgrab der Einzelgrabkultur von Thü-ritz, Kr. Kalbe (M.). Jahresschrift Halle 41/42, 1957/58, 246 — 253.
55. (Rezension) Bibliographie zur Vor- und Frühge-schichte Mitteldeutschlands, hrsg. von M. Jahn. Bd. 1, Sachsen-Anhalt und Thüringen, bearb. von W. Schulz, Berlin 1955 (Abhandlungen der

Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, phil.-hist. Klasse 47, Heft 1); Bd. 2, Land Sachsen, Teil 1 und 2: Vom 16. Jahrhundert bis Ende des 19. Jahrhunderts, bearb. von G. Bierbaum, Berlin 1957.

Zeitschrift für Ethnologie 83, 1958, 150 — 151.

56. (Rezension) Alt-Thüringen, Jahresschrift des Museums für Ur- und Frühgeschichte Thüringens, hrsg. von G. Behm-Blanke. 1. Bd. 1953/54, Weimar 1955; 2. Bd. 1955/56, Weimar 1957.
Zeitschrift für Ethnologie 83, 1958.

1959

57. Die Ausgrabungen auf der Wüstung Klein Büddenstedt. BKB-Mitteilungen 9, 1959, Heft 10.
58. Eine Runenfibel und Totenbetten aus der Merowingerzeit. Die Umschau in Wissenschaft und Technik 1959, 332 — 333.
59. Ein Dorf verschwindet vom Erdboden — Ausgrabungen auf der Wüstung Klein Büddenstedt bei Runstedt. Braunschweiger Zeitung, Stadt-ausgabe, vom 15. 12. 1959
60. (Vortragsresümee) Die Ausgrabungen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum im Jahre 1958. Braunschweigisches Jahrbuch 40, 1959, 170 — 171.

1960

61. Braunschweiger Jahresbericht für Vor- und Frühgeschichte. Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsbereich der vor- und frühgeschichtlichen Abteilung des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum in Wolfenbüttel und des Amtes für ur- und frühgeschichtliche Bodendenkmalpflege des niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig vom 1. 1. 1958 bis 31. 12. 1959. Braunschweigische Heimat 46, 1960, 59 — 64; 92 — 96.
62. Ausgrabungen auf der Wüstung Klein Büddenstedt. Helmstedter Kulturblätter 10, 1960, Heft 1.
63. Die älteste Geschichte des ehemaligen Dorfes Büddenstedt aufgrund von Bodenfunden. In: Festschrift zum 25jährigen Bestehen der Gemeinde Neu Büddenstedt. 12. bis 20. Juni 1960. Hrsg. von der Gemeinde Neu Büddenstedt.

64. Vor- und frühgeschichtliche Ausgrabungen im Kreise Helmstedt seit 1945. Beilage der „Helmstedter Kulturblätter“ zum 41. Niedersachsentag vom 8. bis 11. Okt. 1960 in Helmstedt, 10 — 12.

65. Raupe 17 greift ein — 718 Urnen aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. wurden auf dem Pfingstberg ausgegraben. BKB-Mitteilungen 10, 1960, Heft 2.

66. Bedeutsame Funde — Der Pfingstberg bei Helmstedt, eine hervorragende prähistorische Stätte (2. Teil). BKB-Mitteilungen 10, 1960, Heft 3.

67. (Vortragsresümee) Bericht über die Ausgrabungen auf der Wüstung Klein Büddenstedt bei Helmstedt. Braunschweigisches Jahrbuch 41, 1960, 152 — 153.

68. (Rezension) R. Feustel, Bronzezeitliche Hügelgräberkultur im Gebiet von Schwarza (Südthüringen). Mit Beiträgen von Th. Haevernack, H. Jakob, K. Schlabow, H. J. Hundt, H. Otto. Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Thüringens 1. Weimar 1958.
Zeitschrift für Ethnologie 85, 1960, 282.

69. (Rezension) B. Novotny, Die Slowakei in der jüngeren Steinzeit (Textteil). Preßburg 1958.
Zeitschrift für Ethnologie 85, 1960, 282.

1961

70. Bandkeramische Siedlung auf dem Glockberg in Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 30, 1961, 87 — 88.
71. Spätbronzezeitliches Urnengrab unter Rollsteinpackung auf dem „Sickel“ bei Klein Mahner, Krs. Goslar. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 30, 1961, 93 — 94.
72. Siedlungsfunde der römischen Kaiserzeit und des frühen Mittelalters westlich der Ortswüstung Klein Büddenstedt, Krs. Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 30, 1961, 94 — 95.
73. Urnenfeld der jüngeren römischen Kaiserzeit auf dem Pfingstberg bei Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 30, 1961, 95 — 98.
74. Ein neuntes Körpergrab auf dem Friedhof der Merowingerzeit Beuchter Schierk, Krs. Goslar. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 30, 1961, 98 — 99.

75. (mit. H. Goetting) Ausgrabung des Klosters Brunshausen bei Gandersheim. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 30, 1961, 99 — 106.
 76. Die Vor- und Frühgeschichte von Runstedt, Lkr. Helmstedt, eine gemeinsame Aufgabe für Wirtschaft und Wissenschaft. Braunschweigisches Jahrbuch 42, 1961, 5 — 10.
 77. Die vor- und frühgeschichtliche Bodenforschung im Kreise Wolfenbüttel — Grundzüge der Nordharz-Vorgeschichte. Wolfenbütteler Zeitung vom 25. 11. 1961 (Ausgabe zum 175jährigen Bestehen).
 78. (Rezension) A. Baer, Die Michelsberger Kultur in der Schweiz. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz XII. Basel 1959. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 30, 1961, 122 — 123.
 79. (Rezension) C. Waller, Der Urnenfriedhof von Wehden. Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen 4. Hildesheim 1961. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 30, 1961, 123 — 124.
- 1962**
80. Probegrabung auf einer Siedlung der römischen Kaiserzeit im ostniedersächsischen Lößgebiet „Am Hetelberg“ bei Gielde, Kr. Goslar. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 31, 1962, 9 — 30.
 81. Siedlungen der römischen Kaiserzeit bei Gielde, Kreis Goslar und bei Seinstedt, Kr. Wolfenbüttel. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 31, 1962, 178 — 179.
 82. Missionskloster Brunshausen bei Bad Gandersheim. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 31, 1962, 179 — 180.
 83. Die Ausgrabung eines jungsteinzeitlichen Dorfes aus der Zeit um 3000 vor Christus auf Wagenführs Acker zwischen Eitzum und Schliestedt. Heimatkalender für den Landkreis Wolfenbüttel 8, 1962, 25 — 32.
 84. Vorläufige Ergebnisse der Ausgrabung des Missionsklosters Brunshausen bei Gandersheim. Prähistorische Zeitschrift 40, 1962, 282.
 85. (Vortragsresümee) (mit H. Goetting) Das älteste Missionskloster Brunshausen bei Bad Gandersheim im Lichte neuer historischer Forschungen und Ausgrabungen. Braunschweigisches Jahrbuch 43, 1962, 206 — 207.
 86. (Rezension) C. Ankel, Eine linearbandkeramische Siedlung bei Duderstadt (Südhanover). Darin: K. Tackenberg, Die Untersuchung am Euzenberg bei Duderstadt der Jahre 1952 — 1954. Veröffentlichungen der Urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums zu Hannover 16. Hildesheim 1961. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 31, 1962, 198 — 199.
 87. (Rezension) H. Müller-Karpe, Die spätneolithische Siedlung von Polling. Materialhefte zur bayerischen Vorgeschichte 17. Kallmünz/Opf. 1961. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 31, 1962, 221 — 222.
 88. (Rezension) G. Smolla, Neolithische Kulturercheinungen. Studien zur Frage ihrer Herausbildung. Antiquitas II, 3. Bonn 1960. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 31, 1962, 239 — 240.
 89. (Rezension) W. Wegewitz, Die Urnenfriedhöfe von Dohren und Daensen im Kr. Harburg. Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen 5. Hildesheim 1961. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 31, 1962, 244 — 245.
- 1963**
90. Die Probegrabungen auf der frühbandkeramischen Siedlung bei Eitzum, Kr. Wolfenbüttel. Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 1, 1963, 44 — 74.
 91. (mit H. Goetting) Die Ausgrabungen des Bonifatiusklosters Brunshausen bei Gandersheim. Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 1, 1963, 194 — 213.
 92. Missionskloster Brunshausen bei Bad Gandersheim. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 32, 1963, 121 — 123.
 93. (Vortragsresümee) Die Germanen im Braunschweigischen. Braunschweigisches Jahrbuch 44, 1963, 183 — 184.
- 1964**
94. Die Vor- und Frühgeschichte des Helmstedter Stadtgebietes. In: Helmstedt — Die Geschichte einer Stadt. Hannover 1964, 19 — 25.
 95. Bedeutsame prähistorische Funde. Gruben mit menschlichen Skeletten und Teilen von Skeletten aus der jüngeren Bronzezeit auf dem Abraumge-



Abb. 2: Dr. Franz Niquet 1965 bei der Ausgrabung auf dem Hetelberg bei Gielde.

- lande der Grube Treue, Gemarkung Runstedt, Kr. Helmstedt. BKB-Mitteilungen 14, 1964, Heft 9, 9 — 13.
96. Vorbericht über die erste Hauptgrabung auf der Siedlung „Am Hetelberg“ bei Gielde, Kr. Goslar, vom 2. Mai bis 1. November 1963. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 33, 1964, 117 — 122.
97. (Vortragsrestümee) Ein germanisches Dorf des 1. bis 7. Jahrhunderts n. Chr. am Hetelberg bei Gielde, Kr. Goslar. Braunschweigisches Jahrbuch 45, 1964, 162 — 164.
98. (Rezension) G. Kleemann, Schwert und Urne. Ausgrabungen in Deutschland. Methode und Funde. Stuttgart 1962. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 33, 1964, 145 — 146.
99. (Rezension) K. Motyková-Sneidrová, Die Anfänge der römischen Kaiserzeit in Böhmen. Fontes Archaeologici Pragenses 6. Prag 1963. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 33, 1964, 146 — 147.

1965

100. Vorbericht über die erste Hauptgrabung Gielde 1963. Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 2, 1965, 211 — 217.
101. Die zweite Hauptgrabung auf der Siedlung „Am Hetelberg“ bei Gielde, Kr. Goslar, vom 4. Mai bis 12. Oktober 1964. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 34, 1965, 117 — 122.
102. (Rezension) W. Wegewitz, Der Friedhof von Hamburg-Marmstorf. Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen 7. Hildesheim 1964. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 34, 1965, 142 — 143.

1966

103. Die Ausgrabung einer germanischen Siedlung am Hetelberg bei Gielde, Krs. Goslar. Braunschweigische Heimat 52, 1966, 1 — 9.
104. Probegrabung auf dem „Erbbrink“ bei Seinstedt, Kr. Wolfenbüttel, einem Siedlungsplatz

- des 1. Jahrtausends nach Chr. Geb. Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 3, 1966, 102 — 144.
105. Die dritte Hauptgrabung auf der Siedlung „Am Hetelberg“ bei Gielde, Kr. Goslar, vom 3. Mai bis 7. Oktober 1965. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 35, 1966, 131 — 134.
106. Untersuchungen zur Entstehung und zum Alter des Dorfes Runstedt, Kr. Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 35, 1966, 135 — 137.
107. Archäologische Zeugnisse frühen Christentums aus dem südöstlichen Niedersachsen. In: Vorchristlich-christliche Frühgeschichte in Niedersachsen. Beiheft zum Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 64, 1966, 33 — 40 u. 143 — 146 (Wiederabdruck in: Die Eingliederung der Sachsen in das Frankenreich. Darmstadt 1970, 487 — 501).
108. (Rezension) K. Schietzel, Müddersheim. Eine Ansiedlung der jüngeren Bandkeramik im Rheinland. Köln 1965.
Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 35, 1966, 163 — 165.
- 1967**
109. Eine Siedlung der jüngeren Bronzezeit am südlichen Elz auf der Gemarkung Runstedt, Kr. Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 36, 1967, 173 — 177.
110. Die vierte Haupt- und Abschlußgrabung auf der Siedlung „Am Hetelberg“ und die Untersuchung der Siedlung „Am Kaiserstein“ (Schmiede) bei Gielde, Kr. Goslar, 1966. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 36, 1967, 178 — 180.
111. Bagger 36 legt Holzbrunnen des mittelalterlichen Runstedt frei. BKB-Mitteilungen 17, 1967, Heft 6, 23 — 24.
112. Prähistorische Ausgrabungen bei Runstedt — Jungsteinzeitliche, bronzezeitliche und germanische Siedlungen auf dem Abraumgelände der Grube Treue. BKB-Mitteilungen 17, 1967, Heft 7, 23 — 26.
113. Vor- und Frühgeschichte der Gemarkung Stöckheim bei Braunschweig. In: W. Bornstedt, Chronik von Stöckheim. Braunschweig 1967, 15 — 46.
114. (Vortragsresümee) Die Germanen im Braunschweigischen. Braunschweigisches Jahrbuch 48, 1967, 180.
115. (Rezension) H. Kaufmann, Die vorgeschichtliche Besiedlung des Orlagaues. Katalog und Text. Leipzig 1959 und 1963.
Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 36, 1967, 213 — 214.
- 1968**
116. (mit B.-U. Meyer) Ein Denar Faustina der Älteren von der kaiserzeitlichen Siedlung am Tönneckenborn, Gemarkung Wetzleben, Kr. Wolfenbüttel. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 37, 1968, 170.
117. Eine bronzezeitlich-früheisenzeitliche Siedlung am Göseckenberg bei Süplingen, Kr. Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 37, 1968, 171 — 172.
118. Ein Urnenfriedhof der vorrömischen Eisenzeit in Emmerstedt, Kr. Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 37, 1968, 172 — 175.
119. (Vortragsresümee) Die Bronzezeit im Braunschweigischen. Braunschweigisches Jahrbuch 49, 1968, 251 — 252.
120. (Rezension) K. H. Brandt, Studien über steinerne Äxte und Beile der jüngeren Steinzeit und der Stein-Kupferzeit Nordwestdeutschlands. Hildesheim 1967.
Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 37, 1968, 182 — 185.
121. (Rezension) K. Wilhelmi, Beiträge zur einheimischen Kultur der jüngeren vorrömischen Eisen- und der älteren römischen Kaiserzeit zwischen Niederrhein und Mittelweser. Bodenaltertümer Westfalens 11. Münster/Westf. 1967.
Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 37, 1968, 192.
- 1969**
122. Abschluß der Grabungen Gielde, Kr. Goslar. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 38, 1969, 176.
123. Mittelalterliche Siedlungsreste in der Gemarkung Neuenkirchen, Kr. Goslar. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 38, 1969, 176.
124. Kaiserzeitliche und mittelalterliche Siedlungsfunde in Kissenbrück, Kr. Wolfenbüttel. Nach-

- richten aus Niedersachsens Urgeschichte 38, 1969, 177.
125. Siedlungsfunde der Bronzezeit und der vorrömischen Eisenzeit bei Süpplingen, Kr. Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 38, 1969, 177 — 178.
 126. Untersuchungen im Gräberfeld der vorrömischen Eisenzeit in Emmerstedt, Kr. Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 38, 1969, 178.
 127. Jungbronzezeitliche Siedlung in Emmerstedt, Kr. Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 38, 1969, 178.
 128. Probegrabung im Urnenfriedhof von Altgandersheim, Kr. Gandersheim. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 38, 1969, 178 — 179.
 129. Neolithische und nachchristliche Siedlungsreste von Runstedt, Kr. Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 38, 1969, 180 — 181.
 130. Geweih- und Knochenfunde aus der Schunter bei Lehre, Kr. Braunschweig. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 38, 1969, 181.
 131. Zweiter Vorbericht über die Grabungen in Gielde, Kr. Goslar. Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 4, 1969, 182 — 186.
 132. Die germanische Siedlung des 1. Jahrtausends nach Christus auf dem Erbbrink bei Seinstedt, Kr. Wolfenbüttel. Heimatbuch für den Landkreis Wolfenbüttel 15, 1969, 19 — 23.
 133. Europäische Beziehungen des braunschweigischen Nordharzvorlandes in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (Vervielfältigtes Manuskript anlässlich einer Sonderausstellung zum Europatag 1969).
 134. (Vortragsresümee) Vorgeschichtliche Kulturen im jungsteinzeitlichen Mitteleuropa unter Berücksichtigung braunschweigischer Funde. Braunschweigisches Jahrbuch 50, 1969, 251 — 252.
 135. Auch die Wirtschaft hilft den Archäologen — Zahlreiche Grabungen im Verwaltungsbezirk Braunschweig — Im Elm Gräber unter Hügeln (= Jahresbericht 1968). Hannoversche Allgemeine Zeitung vom 11./12. 1. 1969
 136. Bodenfunde. In: Bergbau in der Kunst. 14. Ausstellung (Kreismuseum Helmstedt) 23. 3. — 20. 4. 1969, 18 — 19.
 - 1970**
 137. Jungbronzezeitliche bis früheisenzeitliche Siedlungsgruben am Nordschacht, Gemarkung Süpplingen, Kr. Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 39, 1970, 303 — 304.
 138. Ausgrabungen auf dem Brandgräberfeld der frühen Eisenzeit in der Heberbörde bei Altgandersheim, Kr. Gandersheim. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 39, 1970, 304 — 305.
 139. Untersuchungen auf dem Hügelgräberfeld der nachchristlichen Eisenzeit im „Ole Hai“ im Elm, Gemarkung Lelm und Räbke, Kr. Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 39, 1970, 305 — 307.
 140. Einzelfunde. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 39, 1970, 307 — 309.
 141. Ausgrabungen am Tagebaurand. BKB-Mitteilungen 20, 1970, Heft 8, 5.
 142. (Vortragsresümee) Germanen und Kelten zwischen Aller und Leine (aufgrund alter und neuer Ausgrabungen). Braunschweigisches Jahrbuch 51, 1970, 264 — 265.
 - 1971**
 143. Siedlungsplatz der Trichterbecherkultur am Elzrand bei Runstedt, Kr. Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 40, 1971, 353 — 354.
 144. Vorbericht über die Ausgrabung 1970 auf dem Grabfeld der jüngeren Bronze- und frühen Eisenzeit in der Heberbörde bei Altgandersheim. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 40, 1971, 354 — 355.
 145. Urnen mit Türöffnungen auf dem Brandgräberfeld der vorrömischen Eisenzeit in Emmerstedt, Kr. Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 40, 1971, 355 — 358.
 146. Wichtige Einzelfunde. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 40, 1971, 358.
 147. Archäologische Untersuchungen zur Entstehung und zum Alter von Kissenbrück. Heimatbuch für den Landkreis Wolfenbüttel 17, 1971, 57 — 61.
 148. Ein Hügelgräberfeld der römischen Kaiserzeit und der nachfolgenden Jahrhunderte im Elm. Prähistorische Zeitschrift 46, 1971, 57 — 61.

149. Archäologische Bemerkungen zur Frage nach Alter und Entstehung von Orten im südostniedersächsischen Lößgebiet. In: Siedlungs- und agrargeographische Forschungen in Europa und Afrika (Braunschweiger Geographische Studien 3). Wiesbaden 1971, 89 — 99.

1972

150. Untersuchungen auf der jungbronzezeitlichen bis früheisenzeitlichen Siedlung am Nordschacht, Gemarkung Süplingen, Kr. Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 41, 1972, 247.
151. Vorbericht über die Ausgrabung 1971 auf dem Grabfeld der jüngeren Bronze- und frühen Eisenzeit in der Heberbörde bei Altgandersheim, Kr. Gandersheim. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 41, 1972, 247 — 248.
152. Ein mehrmals besiedelter Platz auf dem Lietfeld, Gemarkung Werlaburgdorf (früher Burgdorf), Kr. Goslar. Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 7, 1972, 74 — 79.

1973

153. Archäologische Untersuchungen auf dem Baugelände der Horten-AG am Ackerhof in Braunschweig. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 42, 1973, 355 — 357.
154. Eine Siedlung der jüngeren Bronze- bis frühen Eisenzeit mit einem beseitigten Skelett am Kakelsberg bei Esbeck, Kr. Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 42, 1973, 360 — 362.
155. (Vortragsresümee) Die Ausgrabungen an der Friesenstraße zu Braunschweig (1972) und ihre Ergebnisse. Braunschweigisches Jahrbuch 54, 1973, 330 — 331.

1974

156. Ausgrabungen beim Hortenbau. Braunschweiger Kalender 1974, 24 — 27.

1975

157. Eine Relieffibel der Zeit um 600 n. Chr. von Klein Denkte, Gemarkung Denkte, Kr. Wolfenbüttel. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 44, 1975, 359.

158. Bechte, § 1. Archäologisches. In: Reallexikon der germanischen Altertumskunde 2 (1975), 320 — 322. (Wiederabdruck in: Frühgeschichtliche Funde aus dem Braunschweiger Land. Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 6. Göttingen 1976, 18 — 19).

1976

159. Vor- und Frühgeschichte des Braunschweigen Nordharzvorlandes. In: R. Moderhack (Hrsg.), Braunschweigische Landesgeschichte im Überblick. Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte 23. Braunschweig 1976, 17 — 37 (3. Aufl. 1979 mit Ergänzungen). (Sonderdruck der 1. Auflage = Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 7.)

1977

160. Zur Grabung in der Siedlung der Rössener Kultur von Schöningen, Kr. Helmstedt. Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 11, 1977, 151 — 152.
161. Siedlung der Trichterbecherkultur am Elstrand, Gemarkung Helmstedt (ehem. Gemarkung Runstedt). Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 11, 1977, 159 — 160.
162. Zur Siedlungsgrabung am Westrande des Dorfes Kissenbrück, Kr. Wolfenbüttel. Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 11, 1977, 167.

1978

163. Zur Probegrabung auf dem Siedlungsplatz „Am Donnersberg“, Gemarkung Gielde, Kr. Goslar, 1968. Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 12, 1978, 171 — 173.

1979

164. Die Gemarkung Gielde (Kr. Wolfenbüttel) als siedlungsarchäologische Forschungsaufgabe. Sitzungsberichte und Mitteilungen der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft 1979, Heft 1, 3 — 17.

1980

165. Die Arbeit von Strafgefangenen bei prähistorischen Ausgrabungen. In: Notwendigkeit und

Gefahr, Bedrohung und Hoffnung. Praktische Psychologie IV, hrsg. v. H. Petri. Bochum 1980, 114 — 131.

166. Eine späte Bügelfibel in einem eingetieften Gebäude von Klein Denkte, Kr. Wolfenbüttel, Niedersachsen. Studien zur Sachsenforschung 2, 1980, 301 — 319.

Nachtrag

- 26a (Rezension) Wilhelm Albert von Brunn, Die Kultur der Hausurnengräberfelder zur frühen Eisenzeit. Jahresschrift Halle 30, 1939.
Braunschweigisches Jahrbuch 3. Folge, Band 1, 1940, 82.

Ortsregister

(Die Einteilung erfolgt — soweit bekannt — nach den heutigen Gemarkungen, in Ausnahmefällen nach den publizierten Fundorten.)

A

Achim, Krs. Wolfenbüttel: 52.
Ackenhausen, Krs. Northeim: 45, 51.
Ahlum, Krs. Wolfenbüttel: 52, 77.
Altgandersheim, Krs. Northeim: 51, 128, 135, 138, 144, 151, 159.
Alversdorf (jetzt Schöningen), Krs. Helmstedt: 44.
Ammensen, Krs. Holzminden: 51.
Asse (Krs. Wolfenbüttel): 52, 77, 159.
Atzum, Krs. Wolfenbüttel: 30, 52, 77.

B

Badenhausen, Krs. Osterode/Harz: 41, 46, 51, 61.
Bad Gandersheim, Krs. Northeim: 51, 52, 53.
Bad Harzburg, Krs. Goslar: 30, 46.
Bad Liebenwerda, Krs. Bad Liebenwerda: 1.
Bansleben, Krs. Wolfenbüttel: 34.
Beierstedt, Krs. Helmstedt: 34, 44, 52, 159.
Benzingerode, Krs. Wernigerode: 52.
Berel, Krs. Wolfenbüttel: 77.
Beuchte, Krs. Wolfenbüttel: 30, 32, 33, 38, 40, 41, 42, 46, 50, 52, 53, 58, 60, 61, 74, 107, 114, 158, 159.
Beulshausen, Krs. Northeim: 51, 52, 159.
Bevenrode, Stadt Braunschweig: 32.
Bleckenstedt, Stadt Salzgitter: 30.
Börnecke, Krs. Wernigerode: 52.
Börßum, Krs. Wolfenbüttel: 26, 30, 34, 41, 77, 140.

Boimstorf, Krs. Helmstedt: 30.
Bornum, Krs. Helmstedt: 44, 46.
Bornum, Krs. Hildesheim: 51.
Brackstedt, Stadt Wolfsburg: 41.
Braunlage, Krs. Goslar: 30, 52, 135.
Braunschweig, Stadt: 30, 52, 153, 155, 156, 159.
Braunschweig, niedersächs. Verwaltungsbezirk: 52.
Bredelem, Krs. Goslar: 52, 61.
Brunsen, Krs. Northeim: 46, 51.
Brunshausen, siehe Clus.
Büddenstedt, Krs. Helmstedt: 30, 44, 52, 63, 64.

C

Clus, Krs. Northeim: 51, 75, 82, 84, 85, 91, 92, 107, 159, 165.
Cremlingen, Krs. Wolfenbüttel: 60, 61.

D

Dankelsheim, Krs. Northeim: 51.
Dannhausen, Krs. Northeim: 51.
Destedt, Krs. Wolfenbüttel: 30, 159.
Dettum, Krs. Wolfenbüttel: 52, 77, 159.
Deuben, Krs. Weißenfels: 16.
Didderse, Krs. Gifhorn: 146.
Dönstedt, Krs. Haldensleben: 8.
Dörnten, Krs. Goslar: 30, 33, 52.
Dorna, Krs. Wittenberg: 19.

E

Eckolstädt, Krs. Apolda: 107.
Eilum, Krs. Wolfenbüttel: 77, 146, 159.
Eitz, Krs. Helmstedt: 61, 159.
Eitzum, Krs. Wolfenbüttel: 32, 41, 46, 52, 60, 61, 77, 83, 90, 159.
Elm, Krs. Wolfenbüttel und Krs. Helmstedt: 52, 77, 159.
Elz, Krs. Helmstedt: 30, 52, 64, 159.
Emmerstedt, Krs. Helmstedt: 30, 32, 34, 41, 44, 46, 52, 64, 118, 119, 126, 127, 135, 140, 145, 159.
Erkerode, Krs. Wolfenbüttel: 34, 159.
Esbeck, Krs. Helmstedt: 30, 32, 36, 44, 52, 64, 154, 159.
Evessen, Krs. Wolfenbüttel: 30, 52.

F

Flechtorf, Krs. Helmstedt: 30, 34, 41.
Frellstedt, Krs. Helmstedt: 30, 34, 44, 52, 64, 77.

G

Gandersheim (ehem.), Kreis: 51.
 Geitelde, Stadt Braunschweig: 53, 140.
 Gevensleben, Krs. Helmstedt: 41.
 Gielde, Krs. Wolfenbüttel: 30, 32, 33, 34, 41, 46, 52, 60, 61, 77, 80, 81, 93, 96, 97, 100, 101, 103, 105, 110, 114, 122, 131, 135, 142, 149, 159, 163, 164, 165.
 Gifhorn, Krs. Gifhorn: 52.
 Gittelde, Krs. Osterode/Harz: 30.
 Goslar, Krs. Goslar: 30, 41, 52.
 Glentorf, Krs. Helmstedt: 44.
 Grafhorst, Krs. Helmstedt: 41.
 Grasleben, Krs. Helmstedt: 52, 61, 159.
 Greene, Krs. Northeim: 34, 51.
 Gremshiem, Krs. Northeim: 51.
 Gröbitz, Krs. Weißenfels: 18.
 Groß Biewende, Krs. Wolfenbüttel: 52, 77.
 Groß Brunsrode, Krs. Helmstedt: 30.
 Groß Dahlum, Krs. Wolfenbüttel: 77.
 Groß Denkte, Krs. Wolfenbüttel: 30, 77.
 Groß Döhren, Krs. Goslar: 159.
 Groß Elbe, Krs. Wolfenbüttel: 46, 61.
 Groß Mahner, Stadt Salzgitter: 32.
 Groß Sisbeck, Krs. Helmstedt: 41, 44, 61.
 Groß Steinum, Krs. Helmstedt: 30, 32, 41, 44, 46, 52, 64, 140, 159.
 Groß Twülpstedt, Krs. Helmstedt: 107.
 Groß Vahlberg, Krs. Wolfenbüttel: 77, 159.

H

Hachenhausen, Krs. Northeim: 51.
 Hachum, Krs. Wolfenbüttel: 52, 77.
 Hahausen, Krs. Goslar: 51.
 Halchter, Krs. Wolfenbüttel: 46, 52, 77.
 Harlingerode, Krs. Goslar: 30.
 Harriehausen, Krs. Northeim: 51.
 Harvesse, Krs. Peine: 61.
 Haverlah, Krs. Wolfenbüttel: 52, 61.
 Heckenbeck, Krs. Northeim: 51.
 Hedeper, Krs. Wolfenbüttel: 61.
 Heerte, Stadt Salzgitter: 61.
 Heiningen, Krs. Wolfenbüttel: 30.
 Helmstedt, Krs. Helmstedt: 30, 34, 36, 39, 41, 43, 44, 46, 49, 52, 53, 60, 61, 64, 65, 66, 70, 73, 94, 159, 165.
 Helmstedt, Kreis: 44, 64.
 Hessen, Krs. Halberstadt: 77.
 Hohenassel, Krs. Wolfenbüttel: 52.
 Hohnsleben, siehe Reinsdorf.

Hoiersdorf, Krs. Helmstedt: 30, 32, 44, 52, 64, 159.
 Holtershausen, Krs. Northeim: 51.
 Hornburg, Krs. Wolfenbüttel: 30, 32, 34, 41, 52, 77.
 Hornhausen, Krs. Oschersleben: 107.

I

Ildhausen, Krs. Goslar: 51.
 Ingeleben, Krs. Helmstedt: 64.
 Isingerode, Krs. Wolfenbüttel: 34, 52, 61, 77, 119.

J

Jerxheim, Krs. Helmstedt: 30, 41, 44, 52, 159.

K

Kissenbrück, Krs. Wolfenbüttel: 29, 30, 124, 135, 147, 159, 162.
 Klein Dahlum, Krs. Wolfenbüttel: 77.
 Klein Denkte, Krs. Wolfenbüttel: 77, 157, 159, 166.
 Klein Elbe, Krs. Wolfenbüttel: 61.
 Klein Mahner, Krs. Goslar: 30, 32, 33, 34, 41, 47, 52, 71, 119, 159.
 Klein Schöppenstedt, Krs. Wolfenbüttel: 159.
 Klein Vahlberg, Krs. Wolfenbüttel: 52, 53, 77, 159.
 Kneitlingen, Krs. Wolfenbüttel: 77, 107.
 Königslutter, Krs. Helmstedt: 30, 44, 52, 61.
 Kötschau (=Kötzschau, Krs. Merseburg?): 6.
 Kreiensen, Krs. Northeim: 51.
 Küblingen, siehe Schöppenstedt.

L

Langelsheim, Krs. Goslar: 30, 32, 41, 51, 52.
 Lauingen, Krs. Helmstedt: 44, 52, 53, 159.
 Lebenstedt, Stadt Salzgitter: 30, 52, 53, 61, 77, 159.
 Lehre, Krs. Helmstedt: 30, 32, 130.
 Leiferde, Stadt Braunschweig: 77.
 Lem, Krs. Helmstedt: 44, 52, 135, 139, 148, 159.
 Lem-Räbke, siehe unter Lem und Räbke.
 Lesse, Stadt Salzgitter: 140, 159.
 Lichtenberg, Stadt Salzgitter: 30, 32, 34, 41.
 Liebenburg, Krs. Goslar: 30, 34, 41, 159.
 Lobmachersen, Stadt Salzgitter: 30, 32, 34, 52, 159.
 Loctum, Krs. Goslar: 30.
 Lucklum, Krs. Wolfenbüttel: 53, 77.
 Lüderode, Krs. Goslar: 123, 135.
 Lutter am Barenberge, Krs. Goslar: 51.

M

Marienborn, Krs. Oschersleben: 52.
 Mascherode, Stadt Braunschweig: 32.

Meerdorf, Krs. Peine: 30, 52.

Melverode, Stadt Braunschweig: 61.

Merseburg, Krs. Merseburg: 12.

Mitteldeutschland: 23, 25, 26a.

Mönchevahlberg, Krs. Wolfenbüttel: 77.

Morsleben, Krs. Haldensleben: 107.

Münchehof, Krs. Goslar: 51.

N

Naensen, Krs. Northeim: 51.

Neindorf (Ösel), Krs. Wolfenbüttel: 35, 52, 53, 77, 159.

Neubrück, Krs. Peine: 34.

Neuenkirchen, Krs. Goslar: 27, 30, 33, 52, 159.

Nordassel, Krs. Wolfenbüttel: 159.

Nordharzvorland, braunschweigisches: 107, 133.

Nordstemke, Stadt Wolfsburg: 44, 135.

O

Oberwerschen, Krs. Weißenfels: 7, 9.

Ödishaufen, Krs. Goslar: 51.

Ösel, siehe Neindorf.

Offleben, Krs. Helmstedt: 31, 32, 36, 41, 44, 52, 64, 159.

Ohlendorf, Stadt Salzgitter: 30.

Ohrum, Krs. Wolfenbüttel: 46.

Oldenrode, Krs. Northeim: 51.

Oldershausen, Krs. Northeim: 51.

Olxheim, Krs. Northeim: 51.

Opperhausen, Krs. Northeim: 51.

Osterlinde, Stadt Salzgitter: 32.

Osterode/Fallstein, Krs. Halberstadt: 52.

Osterwieck, Krs. Halberstadt: 52.

Othfresen, Krs. Goslar: 33, 34, 52.

Q

Quedlinburg, Krs. Quedlinburg: 107.

Querenhorst, Krs. Helmstedt: 44.

Querum, Stadt Braunschweig: 30, 52, 159.

R

Räbke (vgl. Lelm), Krs. Helmstedt: 30, 61, 64.

Radefeld, Krs. Delitzsch: 6.

Ranis, Krs. Pörsneck: 21.

Rautheim, Stadt Braunschweig: 30.

Reinsdorf, Krs. Helmstedt: 30, 37, 44, 64.

Reitlingstal (vgl. Elm), Krs. Wolfenbüttel: 32, 34, 52, 53, 159.

Remlingen, Krs. Wolfenbüttel: 30.

Rhode, Krs. Helmstedt: 44.

Rimmerode, Krs. Northeim: 51, 52.

Rössen, Krs. Merseburg: 23, 24, 25.

Roßbach, Krs. Merseburg: 3.

Rottorf, Krs. Helmstedt: 44.

Rübeland, Krs. Wernigerode: 52.

Rüningen (vgl. Stöckheim), Stadt Braunschweig: 52, 77, 159.

Runstedt (jetzt Helmstedt), Krs. Helmstedt: 44, 57, 59, 60, 61, 62, 64, 67, 72, 76, 95, 106, 109, 111, 112, 119, 129, 135, 141, 143, 159, 161.

S

Saalsdorf, Krs. Helmstedt: 41.

Sachsenburg, Krs. Artern: 2.

Salder, Stadt Salzgitter: 46, 61.

Salzgitter-Bad, Stadt Salzgitter: 30, 41, 46, 61.

Sambleben, Krs. Wolfenbüttel: 77, 149.

Samswegen, Krs. Wolmirstedt: 22.

Schladen, Krs. Wolfenbüttel: 30, 32, 34.

Schlewecke, Krs. Goslar: 51.

Schliestedt, Krs. Wolfenbüttel: 41, 52, 77.

Schöningen, Krs. Helmstedt: 30, 32, 34, 36, 44, 52, 53, 64, 146, 159, 160.

Schöppenstedt, Krs. Wolfenbüttel: 41, 52, 77, 119, 159.

Seboldshausen, Krs. Northeim: 51.

Seesen, Krs. Goslar: 51.

Seinstedt, Krs. Wolfenbüttel: 52, 77, 81, 104, 114, 119, 132, 149, 159, 165.

Sicke, Krs. Wolfenbüttel: 30, 52.

Siegersleben, Krs. Wanzleben: 4.

Söllingen, Krs. Helmstedt: 44.

Stederdorf, Krs. Peine: 52.

Steinlah, Krs. Wolfenbüttel: 30, 32, 34.

Steterburg (jetzt Thiede), Stadt Salzgitter: 30, 61.

Stöckheim (vgl. Rüningen), Stadt Braunschweig: 30, 77, 113, 149, 159.

Stößen, Krs. Weißenfels: 107.

Südostniedersachsen: 107.

Süplingen, Krs. Helmstedt: 46, 117, 119, 125, 135, 137, 150, 159.

Sunstedt, Krs. Helmstedt: 44.

T

Thiede (vgl. Steterburg), Stadt Salzgitter: 46.

Thiedebach, siehe Leiferde.

Thüritz, Krs. Salzwedel: 14, 17, 54.

U

Uhry, Krs. Helmstedt: 52, 159.

V

Veltenhof, Stadt Braunschweig: 52, 159.

Veltheim/Ohe, Krs. Wolfenbüttel: 30, 52.

Vienenburg, Krs. Goslar: 41.

Vogelbeck, Krs. Northeim: 51.

Vorsfelde, Stadt Wolfsburg: 30.

W

Warberg, Krs. Helmstedt: 159.

Warle, Krs. Wolfenbüttel: 52.

Warmenau, Stadt Wolfsburg: 44, 52.

Watenstedt, Krs. Helmstedt: 32, 34, 44, 52, 53, 119,
159.

Weddel, Krs. Wolfenbüttel: 32, 52, 53, 77, 159.

Weddingen, Krs. Goslar: 33.

Wehre, Krs. Wolfenbüttel: 30, 33, 34, 53, 61, 159.

Weimar, Krs. Weimar: 107.

Wendeburg, Krs. Peine: 30.

Wennungen, Krs. Nebra: 5, 11.

Wenzen, Krs. Northeim: 51.

Werder, Krs. Hildesheim: 51.

Werlaburgdorf, Krs. Wolfenbüttel: 28, 30, 32, 33, 34,
41, 46, 48, 52, 77, 119, 135, 152, 159.

Westerlinde, Krs. Wolfenbüttel: 30.

Wetzleben, Krs. Wolfenbüttel: 116.

Weyhausen, Krs. Gifhorn: 52.

Winnigstedt, Krs. Wolfenbüttel: 30.

Wittmar, Krs. Wolfenbüttel: 77.

Wobeck, Krs. Helmstedt: 32.

Wolfenbüttel, Krs. Wolfenbüttel: 77, 146, 159.

Wolfenbüttel, Landkreis (alt): 77.

Wolfshagen, Krs. Goslar: 40, 51.

Woltwiesche, Krs. Peine: 52, 77, 93, 107.

Wrescherode, Krs. Northeim: 51.

Würchwitz, Krs. Zeitz: 20.

Zöllschen, Krs. Weißenfels: 10.

Zorbau, Krs. Weißenfels: 15.

Jörg Weber M.A.

Braunschweigisches Landesmuseum

Kanzleistraße 3

38300 Wolfenbüttel

Buchbesprechungen

K. Wilhelmi (Hrsg.): Schätze des Harzes. Von der Spätantike bis ins hohe Mittelalter. Selbstverlag des Rammelsberger Bergbaumuseums Goslar, Goslar o. J. (1992), 61 Seiten, 29,50 DM. ISBN 3-88079-012-4.

Das vorliegende Buch erscheint lt. Vorwort von K. Wilhelmi (NLVwA, IfD, Hannover) und P. Eichhorn (Rammelsberger Bergbaumuseum Goslar) sowohl als Begleitheft der gleichnamigen Ausstellung im Bergbaumuseum Goslar wie auch als Heft 18 der Reihe „Wegweiser zur Vor- und Frühgeschichte Niedersachsens“, die „im Auftrag der Archäologischen Kommission für Niedersachsen e. V. [...] vom Institut für Denkmalpflege im Niedersächsischen Landesverwaltungsamt Hannover durch Klemens Wilhelmi“ herausgegeben wird.

In dem Buch werden in insgesamt 25 Kapiteln die neuesten Ergebnisse der archäologischen und naturwissenschaftlichen Forschungen im Rahmen des Projektes Montanarchäologie im Harz vorgestellt. Die zahlreichen Abbildungen sind in Schwarz-Weiß wiedergegeben, einige sind ausschnittshaft mit gelben Markierungen versehen bzw. hinterlegt. Die 25 Kapitel sind von insgesamt sechs Bearbeitern verfaßt worden. Da es jedoch weder ein Inhaltsverzeichnis gibt, noch Texte von den entsprechenden Verfassern unterzeichnet sind, läßt sich bestenfalls von Fachleuten erkennen, welcher Autor welchen Text bearbeitet hat. Auch der Name des Redakteurs wird nicht genannt, lediglich L. Klappauf erscheint im Impressum als verantwortlich für die Konzeption. Es fehlen die Nennungen der Druckerei und des Erscheinungsjahres.

Das Titelbild, das nur einen Ausschnitt des Ausstellungsplakates wiedergibt, wird nirgendwo erläutert.

Die Qualität der Schwarz-Weiß-Abbildungen im Text ist zum größten Teil mangelhaft (Bildschärfe, Helligkeit, Ausschnitt, fehlende Unterschriften usw.). Als besonders eklatantes Beispiel sei genannt die Weltkarte auf Seite 9, die offenbar auf die Vorlage einer Fotokopie eines uralten Naßkopierers zurückgeht. Offensichtlich wurden für den Druck des Buches keine Originalvorlagen verwendet, sondern die Ausstellungstafeln abfotografiert.

Der fehlenden Redaktion ist darüber hinaus anzulasten:

- eine große Zahl von z. T. sinnentstellenden Druckfehlern,
 - ein Abbildungsnachweis, der weder eine Zuordnung der Abbildungen zu der angegebenen Literatur noch zu den Fotografen (C. S. Fuchs bzw. Verfasser) ermöglicht,
 - ein in der Zitierweise uneinheitliches und unübersichtliches Literaturverzeichnis (die Buchtitel müßten aus Gründen der Übersichtlichkeit unter den Verfasseramen eingerückt werden).
- Neben den redaktionellen Schwächen gibt es aber auch eine Reihe von gravierenden inhaltlichen Schwächen bzw. Fehlern in den allgemeinen Kapiteln:
- Metalle verändern die Weltgeschichte,
 - Harzgeschichte,
 - Historische Siedlungsgeographie,
 - Bodendenkmale im Harz,
 - Archäologische Denkmalpflege,
 - Ausblick der Archäologie.

Das Kapitel „*Düna, Botanische Funde*“ ist offensichtlich nicht vollständig abgedruckt, da nur die Siedlungsphase I (3. bis 7. Jh. n. Chr.) vorgestellt wird. Die Phasen II bis IV (700 bis 1300 n. Chr.) werden nicht beschrieben.

Zu den inhaltlichen Schwächen bzw. Fehlern seien hier nur einige Beispiele genannt:

Seite 8 unten, letzter Absatz: „*Bei uns im abendländischen Raum sind die ältesten metallurgischen Funde aus dem Nahen Osten — Türkei, Oman, Jordanien — bekannt.*“ Der Nahe Osten bis zur äußersten Spitze der arabischen Halbinsel wird also zum Abendland gerechnet.

Das Kapitel „*Die Harzgeschichte*“ besteht aus einer Chronologietabelle, in der den geschichtlichen Phasen „*Fundorte im Harz*“ gegenübergestellt sind, und einer stichwortartigen Aufzählung „*Geschichtliche Harzereignisse*“.

Abgesehen davon, daß hier nur Forschungsergebnisse des niedersächsischen Westharzes vorgestellt werden, sind beide Übersichten äußerst fehlerhaft. Als Druckfehler seien beispielhaft genannt: Hallstadt statt Hallstatt, Jasdorf statt Jastorf, Urnenfeldkultur statt Urnenfelderkultur, Romantik statt Romanik. Gravierender sind aber die inhaltlichen Fehler: So werden unter den Fundorten im Harz auch das ca. 150 km nördlich von Goslar gelegene Rullstorf und

das ca. 30 km nordwestlich Goslar gelegene Salzgit-ter-Lebenstedt genannt. Allgemein bekannte Fund-plätze wie die Pipinsburg bei Osterode, die Einhorn-höhle bei Scharzfeld oder die Lichtensteinhöhle bei Dorste werden hingegen nicht erwähnt.

In der Übersicht „*Geschichtliche Harzereignisse*“ wird — fett gedruckt — die Eröffnung des „*Silber-bergbaus*“ am Rammelsberg etwa im Jahre 968 n. Chr. genannt. Richtig ist, daß der Silberbergbau am Rammelsberg in diesem Jahre erstmals urkundlich erwähnt wird.

Als nächstes Harzereignis wird der „*Ausbau befe-stigter Ansiedlungen (Nordhausen, Merseburg, Duderstadt, Quedlinburg u. a. m.) sowie Errichtung bzw. Ausbau neuer Pfalzen z. B. in Pöhlde (aus liu- dolfingischem Eigenbesitz, seit 957 vorzugsweise Festtagspfalz), Grone*“ beschrieben. Nordhausen und Quedlinburg lassen sich dem Harzrandgebiet mit gutem Willen zuordnen, Duderstadt und Merseburg sind bestenfalls als weiteres Harzvorland zu betrach-ten, die Pfalz Grone liegt im westlichen Stadtgebiet von Göttingen, also ca. 30 km südwestlich des Har- zes. Die wirklich bedeutende Pfalz Goslar wird über- haupt nicht erwähnt.

Im Kapitel „*Archäologische Denkmalpflege*“ wird im ersten Satz allen Ernstes behauptet: „*Jede Hinter- lassenschaft unserer Vorfahren ist laut Gesetz ein Denkmal.*“!

Es ist völlig unverständlich und bedauerlich, daß die wirklich sinnvollen Forschungen zur Montan- archäologie des Westharzes und ihre bisherigen Erkenntnisse auf diese Weise erstmals in die Öffent- lichkeit transportiert werden. Es bleibt im Interesse aller Beteiligten dringend zu hoffen, daß baldmög- lichst ein völlig neu bearbeiteter Katalog an die Stelle der jetzigen Auflage tritt.

Friedrich-Wilhelm Wulf M.A.
Institut für Denkmalpflege
Scharnhorststraße 1
30175 Hannover

H. Blume, E. Rohse (Hrsg.): **Hermann Bote. Städ- tisch-hansischer Autor in Braunschweig 1488 — 1988.** Beiträge zum Braunschweiger Bote-Kollo- quium 1988 (Frühe Neuzeit, 4). Tübingen, Max Niemeyer Verlag 1991, XII, 385 Seiten.

Vom 2. bis 5. Oktober 1988 fand in Braunschweig das 3. Bote-Kolloquium statt. Veranstalter waren die Technische Universität Carolo-Wilhelmina, insbeson- dere deren Seminar für deutsche Sprache und Litera- tur, sowie die Stadt Braunschweig. Es wurden 17 Referate gehalten, von denen 16 in dem vorliegenden Band abgedruckt sind; ein weiterer Beitrag wurde für das Kolloquium geschrieben und ist mit abgedruckt. Sechs Aufsätze befassen sich mit Hermann Bote als hansestädtischem Autor zur Beginn der Neuzeit, zwei mit ihm als Chronisten des spätmittelalterlichen Braunschweig, sieben mit den Bote zu Recht oder Unrecht zugeschriebenen Werken, einer mit deren Sprache und drei mit der Forschungsgeschichte bzw. mit dem Fortgang der Forschung. M. Kintzin- ger behandelt „Hermann Bote als Braunschweiger Stadtschreiber“, zu dessen Werken u. a. das 1503 abgeschlossene *Zoll- buch* der ostfälischen Hansestadt gehört. Einer Anre- gung H. Blumes folgend, wird Bote als Mitglied der städtischen Steuerverwaltung beschrieben, welcher sowohl die Schankgerechtigkeit (Bote fungierte 1493/94 als Wirt im Alten Rathaus) als auch die städ- tische Ziegelei (Bote verwaltete 1516–1520 den städti- schen Ziegelhof) und die Zollerhebung an den Stadt- toren unterstand (Bote wird allgemein als „Zollschrei- ber“ bezeichnet). Die Benennungen für die verschie- denen Funktionsträger innerhalb der Zollverwaltung sind in den Quellen unscharf. Doch läßt sich feststel- len, daß in Braunschweig unter dem Amt des Zoll- schreibers nicht eine subalterne Position, sondern die des Zollverwalters verstanden werden muß, der der Kontrolle durch die sieben Beutelherren unterworfen war, aber seinerseits das Zollpersonal beaufsichtigte. — Zöllner waren seit uralten Zeiten unbeliebt. Wenn sie jedoch persönlichen Angriffen ausgesetzt waren, dann nicht in jedem Falle wegen eigener Verfehlun- gen, sondern als „Handlanger“ der Stadtregierung, des Rates. Davon war Hermann Bote wahrscheinlich 1488, zweifellos aber 1513 betroffen, als er seines Amtes entsetzt wurde. — Botes Dienstsold wird in der Rubrik der Schreiberlöhne verbucht, woraus sich folgern läßt, daß er als Stadtschreiber beschäftigt war. Wie sich aus anderen Erwähnungen ergibt, war sein Dienstsitz die Zollbude, was sich mindestens für die Jahre 1497–1513 nachweisen läßt. Das *Zollbuch* ist die Frucht einer extra vergüteten Nebentätigkeit aus dieser Zeit. Daß jedoch Bote als „im Kollegium

der Stadtschreiber eher niederrangig" (S. 22) bezeichnet werden darf, verbietet sich nach Meinung des Rezensenten solange, bis dies aus den Besoldungslisten oder anderen Quellen nachgewiesen werden kann. Auf jeden Fall war die Besoldung des unstudierten Bote um 75 % höher als die des studierten Neustadtschreibers Gerwin von Hameln! (S. 105).

Im nächsten Beitrag von V. Honemann „Die Stadt bei Johannes Rothe und Hermann Bote" wird dem Braunschweiger Laien ein Geistlicher gegenübergestellt, der etwa 100 Jahre zuvor in Eisenach als Ratsschreiber, dann als Leiter der Stiftsschule tätig war. Johannes Rothe (ca. 1360–1434) ist u. a. Verfasser der Thüringischen Weltchronik, verschiedener Ratsgedichte und des sog. Purgoldtschen Rechtsbuches, hat also ein ungefähr vergleichbares Oeuvre aufzuweisen wie Bote. Beide stehen im Dienst ihrer Städte und haben dadurch den Blick „hinter die Kulissen"; beide bemühen sich, bei ihren Lesern Verständnis für das Funktionieren ihres Gemeinwesens zu wecken. Rothe kann als Geistlicher auf die gelehrte Tradition des Mittelalters zurückgreifen, der Laie Hermann Bote dagegen nur auf volkssprachige Chronik-, Spruch- und Schwankliteratur. Während Rothe jedoch von den Eisenacher Verhältnissen weitgehend absieht und sich um eine möglichst allgemeine Darstellung bemüht, bleibt Bote den Verhältnissen in seiner Heimatstadt verhaftet. Allgemeinere Erkenntnisse werden von ihm nur ansatzweise beschrieben, etwa im *Radbuch* oder im *Köker*.

Ingeborg Spriewald äußert sich „Zum Stellenwert des spätmittelalterlichen Autors: Hermann Bote im Vergleich zu Dichtern seiner Zeit". Für sie ist Bote der letzte literarische Vertreter von Rang, der sich des Mittelniederdeutschen bedient (S. 43). Er schrieb in einer Periode, in der auch andere Schichten allmählich ans Gedruckte herandrängen. (Wenn Frau Spriewald auch Botes *Köker* eine Wirkung auf ein „breiteres Publikum" als seinen ungedruckten *Prosa-chroniken* zuschreibt [S. 46], so übersieht sie, daß der erste bekannte Druck des Werks erst 1711 erfolgte und mit größter Wahrscheinlichkeit auf einer Handschrift beruht, s. S. 160.) — Dem Braunschweiger und seinem Werk stellt sie den schwäbischen Michel Beheim (ca. 1420 bis ca. 1475) gegenüber, der zu einem der letzten im Fürstendienst stehenden Sangspruchdichter wurde. Mit seinen Sangsprüchen

konnte er natürlich nur ein begrenztes Hörerpublikum erreichen. Als Fürstendiener vertritt er deren Position gegenüber den Städten, wogegen Bote nicht müde wird, die Zwietracht innerhalb der Bürgerschaft als soziale Sünde zu geißeln, durch die nur den Territorialfürsten in die Hände gespielt wird. — Als zweiter Dichter wird zum Vergleich der im Rheingau geborene Nürnberger Barbier und Wundarzt (auf S. 53 steht: Wunderarzt!) Hans Folz (ca. 1435–1513) herangezogen, der sich als Meistersinger und Autor von Fastnachtsspielen betätigte und seine Werke als Inkunabeldrucker selbst verlegte. In seinen zumeist in traditionellen Reimpaarversen geschriebenen Dichtungen überwiegen volkspädagogische Elemente, getragen von sozialem Verantwortungsgefühl für die „kleinen Leute" (S. 54). Politische Stellungnahmen wie bei Bote kommen bei ihm kaum vor. Nach Frau Spriewalds Eindruck hat das seine Ursache in der Tatsache, daß ein politisches Mitspracherecht der Handwerkerzunft gegenüber dem Regiment des Nürnberger Patriziats nicht zu erringen war.

G. Bollenbeck hat sich leider nicht die Mühe gemacht, seinem Vortrag „Hermann Bote — die Spannung zwischen lebensgeschichtlicher Realität und Umweltkonzept als eine Grundmotivation des Schreibens" eine dem Druck angemessene schreibsprachliche Fassung zu geben. Das macht die Lektüre mühsam, die noch dazu durch eine wolkige Terminologie erschwert wird. Seine Absicht besteht darin, die These zu überprüfen, wonach Bote „die Spannung zwischen der lebensgeschichtlich erfahrenen Realität und seinem Umweltkonzept in dem sozial beglaubigten Kommunikationsmedium Literatur unter den kulturellen Bedingungen ‚seiner' Hansestadt Braunschweig" verarbeitet hat (S. 58). Er schreibt Bote als Zollschreiber aufgrund seiner höheren Position in der städtischen Verwaltung einen hohen Kenntnisstand und einen großen Kommunikationsradius zu (S. 59). Botes Lebenslauf wurde von den innerstädtischen Auseinandersetzungen geprägt, die zu mehrfachem Ämterwechsel und zeitweiliger Abwesenheit von Braunschweig führten. (Die von Bollenbeck behauptete Tätigkeit Botes als „Redaktor oder Drucker in Lübeck" [S. 60] wie überhaupt sein Aufenthalt dort sind jedoch bis auf weiteres nur Legende!) — Während Bote ein Selbstkonzept im Sinne des Humanismus noch fremd war, lassen sich

Aussagen über sein Umweltkonzept (= Welt- und Lebensanschauung) machen. Er vertritt die mittelalterliche Ständeideologie, die jedem seinen festen Platz in der göttlichen Weltordnung zuschreibt. Diese Ordnung wird von ihm auf die Situation der Hansestädte bezogen, die er durch Geiz, Eigennutz und Betrug innerhalb ihrer Bürgerschaft sowie durch Angriffe der Territorialfürsten gefährdet sieht. Deshalb wird Bote zum Autor, der die Stände ermahnen und zur besseren Einsicht bringen will. — Während sich der Horizont aller übrigen Schriften auf Braunschweig bezieht — was nach m. E. vom *Radbuch* und vom *Köker* nicht behauptet werden darf —, glaubt Bollenbeck aus der Vorrede zum *Ulenspiegel* herauslesen zu können, Bote habe erwartet, seine Leser, Vorleser und Hörer im Süden Deutschlands anzutreffen (S. 66), weil man das Buch beim „nuwen Wein“ lesen soll. Ich halte das eher für einen Hinweis auf die soziale Stellung seiner Leserschaft, denn nur die Oberschicht konnte sich damals sowohl Bücher als auch Wein leisten.

Siegfried Bräuer behandelt „Hermann Botes Werk aus kirchengeschichtlicher Sicht“. Einleitend stellt er fest, daß die Kirchengeschichtsschreibung an der Dichtung des Reformationszeitalters als Quelle bisher achtlos vorbeigegangen ist, was auch auf Botes Werke zutrifft. Über dessen Stellung zur Kirche und zu Glaubensfragen ist häufig geschrieben worden, doch zumeist unter modernistischer Blickverengung. Bräuer weist nach, daß Bote sich in der Vorrede zum *Radbuch* an die biblischen Klagesalmen anlehnt und sein Weltbild tief im Christentum und dem mittelalterlichen ordo-Gedanken verwurzelt ist. Von diesem aus werden Papst, Kaiser, Geistliche und Laien ermahnt, in Gottesfurcht ihren Platz in der Welt einzunehmen. „Diese Ordnung garantiert nach Botes Überzeugung am besten Frieden, Eintracht und das gemeinsame Gut“ (S. 75). Aber auch der *Eulenspiegel* bewegt sich im Rahmen ungebrochener Frömmigkeit. Er läßt den Schalk die traditionellen Wendungen aus dem Sprachschatz des Glaubens normal gebrauchen. Nicht die ihnen zugrunde liegenden Lehren, sondern allein das menschliche Verhalten innerhalb der vorgegebenen Lehren und Strukturen (S. 79) werden zur Debatte gestellt. — Hinsichtlich der *Weltchroniken* weist Bräuer auf Botes Interesse an den gelehrten Bücherschreibern der Vergangenheit hin und wirft die

Frage nach dessen Schulbildung auf (S. 84). Das Thema der Ketzerei, insbesondere die der Hussiten, hat Bote aufmerksam verfolgt, was ihn jedoch keineswegs vor anderen spätmittelalterlichen Chronisten auszeichnet. — Schließlich geht Bräuer noch auf den Schlußteil der *Hannoverschen Weltchronik* ein, der bisher als mehrteiliger Anhang mißverstanden wurde. Insbesondere hat man den „Totentanz“ losgelöst von den übrigen Teilen behandelt. Bräuer interpretiert dagegen den ganzen Schluß als „Abriß der Glaubensgeschichte“ (S. 88) und somit als „wohl durchdacht komponierten Schlußteil seiner *Hannoverschen Weltchronik*“ (S. 89).

Anette Haucap handelt über „Gerwin von Hameln. Braunschweiger Büchersammler zur Zeit Hermann Botes“. Der Kleriker Gerwin (ca. 1415–1496) wird erstmals 1440 als Notar bezeugt und war von 1438 bis 1489 Schreiber des Braunschweiger Rates, also ein früher Zeitgenosse Botes. Er war ein leidenschaftlicher Büchersammler. Seine Bibliothek brachte er bereits zu Lebzeiten in der Liberei von St. Andreas unter. Der Nachlaß umfaßte 336 Kettenbücher. Bislang waren davon 109 nachweisbar. Die systematische Untersuchung der Gerwinschen Bibliothek durch Frau Haucap ergab den Nachweis weiterer 28 Titel. Insgesamt weiß man jetzt von 114 Inkunabeln, 21 Handschriften und 2 Mischbänden mit fast 500 Texten. Die Bücher standen in der Bibliothek thematisch geordnet auf einzelnen Pulten, von denen acht erschlossen werden können. Die Handschriften stammen überwiegend aus der Zeit vor dem Buchdruck. Theologische Bücher sind am häufigsten, allein 30 Titel behandeln das Basler Konzil (1431–1449), dann folgen juristische Werke. Aber es gibt auch Wörterbücher, Grammatiken, naturwissenschaftliche und medizinische Traktate, humanistische und historische Literatur. Durch seine Randnotizen läßt sich Gerwins Leseinteresse nachprüfen: Predigtsammlungen, aktuelle Theologie und Konzilsliteratur stehen vor Kirchenrecht und Römischem Recht. — Das Testament Gerwins läßt die Annahme zu, daß auch Hermann Bote dessen Büchersammlung hätte benutzen dürfen. Allerdings waren deren volkssprachige Bestandteile äußerst gering. Da man Bote Lateinkenntnisse abspricht, ist es fraglich, ob er die Bestände überhaupt nutzen konnte. — Schließlich geht Frau Haucap noch auf die von J. L. Flood auf-

gestellte These ein, Gerwin könne den Druck der evtl. Hermann Bote zuzuschreibenden *Sachsenchronik* (1492) finanziert haben. Da die in diesem Werk verarbeiteten volkssprachigen Titel in der Bibliothek nicht vorhanden waren, die vorhandenen lateinischen Schriften jedoch nicht verwendet sind und auch das Testament eher gegen eine solche Förderung spricht, muß die Frage nach dem Autor der *Sachsenchronik* weiterhin offen bleiben.

W. Ehbrecht behandelt „Die Braunschweiger Schicht von 1488. Ein Stadtkonflikt als ein Exempel für Mißgunst und Ehrgeiz in den städtischen Führungsfamilien“. Er beschreibt Botes *Schichtbuch* als Sammlung von Exempeln mit unterschiedlichem Beweischarakter dafür, daß der gemeine Nutzen der Stadt nur durch Frieden und Eintracht gedeiht (S. 113). Ehbrecht kommt zu der Einschätzung, daß es sich bei den darin geschilderten innerstädtischen Auseinandersetzungen nicht um Kämpfe zwischen vermögenden und mittellosen „Klassen“ handelt (S. 127), was mit wenigen Ausnahmen auch für Stadtkonflikte in anderen Regionen gilt. Bei der Braunschweiger Schicht von 1488 haben neben persönlichem Ehrgeiz, verfehlter Außenpolitik und finanzieller Mißwirtschaft vor allem Verfassungsfragen als Auslöser gewirkt. „Verlaufsformen und Regelhaftigkeit bei der Konfliktlösung innerstädtischer Auseinandersetzungen führen zu dem Schluß, daß Stadtkonflikte nicht gegen die städtische Verfassung gerichtet sind, sondern vor allem auf ihre Erneuerung zielen“ (S. 130).

Wenn dann H. Bookmann über „Eine Krise im Zusammenleben einer Bürgerschaft und ein ‚politologisches‘ Modell aus dem 15. Jahrhundert. Der Braunschweiger Chronist Herman Bote über den Aufstandsversuch von 1445/46“ referiert, so vertritt auch er die Ansicht, daß die Aufständischen in den Städten keine neue, evtl. demokratischere Ordnung aufrichten wollten. Ihnen ging es vielmehr um die Absetzung der Stadtoberen, die in den Augen eines Teils der Stadtbevölkerung versagt hatten. Zwar war während des Aufstandes die Friedensordnung gestört, doch kehrte man danach eigentlich immer zur — evtl. etwas modifizierten — oligarchischen Ordnung zurück. Botes Vorstellungen von der Stadt lassen sich aus der

Beschreibung der Schicht von 1445/46 erschließen. Er weiß z. B., daß die Stadtfreiheit auf den von Fürsten erteilten Privilegien beruht. Uneinigkeit zwischen den Stadtoberen führe jedoch zu Unruhen, durch die die Stadt in die Gewalt der Fürsten geraten könne. Daher tue Einigkeit not, um das *gemeyne guth*, eben die Stadtfreiheit, zu wahren. Darin bestehe die Aufgabe eines jeden Rates, gleichgültig ob dieser nur aus Patriziern oder unter Beteiligung von Handwerkern zusammengesetzt ist.

H. Menke befaßt sich in seinem Vortrag „Hermann Botes Köker. Eine kritische Bestandsaufnahme“ zunächst mit dem geistigen Standort Friedrich August Hackmanns, der 1711 als Professor in Helmstedt den *Köker* zusammen mit dem *Reineke de Vos* in Druck gab. Er ordnet ihn einerseits an den Anfang der Bewegung ein, die sich um Rückgewinnung und Ausbau einer „sassischen Buchsprache“ bemüht, andererseits in die lange Reihe der Bestrebungen um den Ausbau der „materna lingua“ seit der Humanistenzeit (S. 156, 159). Die Frage, ob Hackmann für die Edition des *Köker* einen Druck oder eine Handschrift zur Verfügung hatte, entscheidet er aufgrund charakteristischer Mißverständnisse bei der Umsetzung für letzteres. — Die Untersuchung der Sprache ergibt, daß der *Köker* einen deutlich ostfälischeren Typus vertritt als der *Reineke de Vos*. — Danach stellt Menke einige grundsätzliche Überlegungen zum Sprichwort an. Es handelt sich dabei um „festgefügte Sätze, die beispielhaft eine konkret formulierte Erfahrung mit allgemeiner oder anerkannter Aussage vermitteln“ (S. 163 f.). Solche Erfahrungssätze wollen Halt und Orientierung geben. — Von den insgesamt 1362 sprichwörtlichen Sentenzen im *Köker* lassen sich nur verhältnismäßig wenige in zeitgenössischen Sprichwortsammlungen bzw. in anderen Werken Botes oder in Mundartwörterbüchern nachweisen. Neben der mündlichen Tradition kommt daher Bote als Schöpfer vieler Sprichwörter in Betracht. Thematisch gehören sie in den Erfahrungsbereich der Stadt. Der Erfahrungsschluß wird aus der Retrospektive formuliert, der als Präzedenzfall erneut auf vorliegende Situationen angewendet werden kann. Nur insoweit kommt ihnen eine belehrende Funktion für zukünftiges Verhalten zu. „Die in den Sprichwörtern formulierte alltägliche Lebensklugheit (...) entspringt vor allem dem Bedürfnis, die Erscheinungsformen des Lebens zu verabsolutieren“ (S. 169).

R. Schnell betrachtet „Das Eulenspiegel-Buch in der Gattungstradition der Schwankliteratur“ und widerspricht den Versuchen, es auf eine zentrale Thematik, etwa auf ein bestimmtes sozialkritisches oder moraltheologisches Programm festlegen zu wollen. Darin manifestieren sich lediglich die unterschiedlichen Interessen und Denkansätze der Forscher. Die Ambivalenz in Botes Werk liegt vor allem in der Zugehörigkeit zur Schwankliteratur begründet. Beabsichtigt sind zunächst nur Erheiterung und Unterhaltung (S. 174). Das Lachen des Publikums richtet sich aber nicht nach moralischen Aspekten, sondern nach den Kategorien von Über- und Unterlegensein, von Erfolg und Lebensklugheit, von Ausmanövrieren des Gegenspielers einerseits und Mißerfolg andererseits (S. 178). Das vom Schwank vermittelte Weltverständnis ist das der ungesicherten Erfahrung (S. 183). Ihm liegt kein allgemeingültiges Wertesystem zugrunde. Die Eulenspiegelhistorien erfüllen ihre Funktion auf Kosten jammernder Opfer. Die Drastik des Schadens der Geprellten wird jedoch durch die Fiktionalität der Schilderung gemildert. Durch die Schadenfreude als überzeitlichem Anlaß zum Lachen verbindet sich der *Eulenspiegel* mit der zeitgenössischen und früheren Schwankliteratur. Daher ist es angebracht, das Buch in die Tradition der europäischen Schwanksammlungen des 14. bis 16. Jahrhunderts einzureihen.

Barbara Könneker stellt die Frage: „Ulenspiegel als Satire? Eine Auseinandersetzung mit einigen Beiträgen der neuesten Forschung“. Man hat der Satire die Wesensmerkmale Rücksichtslosigkeit, Anstößigkeit, beißender Witz usw. nur unter der Voraussetzung zugestanden, daß sie als Mittel zur Bekämpfung des Falschen und Bösen und zur Förderung des Richtigen dienen. Die Satiriker strafen, um zu bessern. Nach der Entdeckung, daß der in seinen Schriften auf Besserung und Belehrung bedachte Hermann Bote auch Autor des *Ulenspiegel* ist, kam man in Verlegenheit, weil sich allenfalls einem kleinen Teil der Schwänke eine satirische Funktion zubilligen läßt. So hat P. Honegger gemeint, der *Ulenspiegel* sei als Ständesatire und Sündenspiegel konzipiert. Aber er kommt selber zu dem Schluß, daß Eulenspiegel nirgends als Verkörperung der positiven Norm der Satire fungiert, wodurch sich seine These selbst ad absurdum führt (S. 203). — B. U. Hucker faßte Eulen-

spiegel wegen dessen gezielt diabolischen Streichen als negatives Demonstrationsobjekt für die Belehrungen auf, die der Autor seinem Publikum erteilen will, wodurch die Schwänke in einen religiösen Bezugsrahmen gestellt werden. Diese Deutung beruht jedoch auf Überinterpretation bestimmter Textstellen. Mit der Behauptung, *Ulenspiegel* sei gar kein Schwankroman, stellt sich Hucker nicht nur in Gegensatz zur gesamten bisherigen Forschung, sondern auch zur erklärten Absicht Botes, mit seinem Buch unterhalten und erfreuen zu wollen. — W. Röcke hat versucht, den *Ulenspiegel* aus der historischen Situation, in der er entstand, zu verstehen. Ihm verkörpert Eulenspiegel den zerstörerischen Egoismus des Individuums. In einer Satire darf jedoch nur im Namen und mit dem Träger der satirischen Norm gelacht werden. Im *Ulenspiegel* wird aber ausschließlich mit Eulenspiegel gelacht, der — nach Röcke — gerade nicht Träger dieser Norm ist. Dadurch mißlingt sein Versuch, *Ulenspiegel* als Satire ernst zu nehmen. — G. Bollenbeck ist gar der Auffassung, Bote hätte seine satirischen Intentionen am ungeeigneten Objekt versucht, was nichts anderes heißt, als daß der Zoltschreiber nicht habe leisten können, was er sich abverlangte (S. 210). Frau Könneker stellt dagegen die Frage, ob dieser scheinbare Widerspruch zwischen Absicht und Wirkung nicht auf das Konto modernistischer Interpretation zu setzen ist. Sie spricht dem *Ulenspiegel* ein „beträchtliches satirisches Potential, nicht aber im eigentlichen Sinne den (auch nur intendierten) Charakter einer Satire“ zu (S. 211).

H.-G. Schmitz versucht in seinem Beitrag „Sophist, Narr und Melancholievertreiber. Zum Eulenspiegelbild im 16. und 17. Jahrhundert“ den späteren Schicksalen des Eulenspiegelbuches nachzugehen. Dazu ist erforderlich, die Zeugnisse „aus dem Lebens- und vor allem aus dem Mentalitätszusammenhang ihrer Zeit heraus“ zu verstehen (S. 212). Er setzt bei den zahlreichen abfälligen und polemischen Urteilen gegen das *Eulenspiegelbuch* und andere „Volksbücher“ an, die sich in der theologischen, pädagogischen, gelehrten und poetischen Literatur des 16./17. Jahrhunderts finden. So hat man den *Eulenspiegel* im Lichte des 6. und 8. Gebotes verurteilt. Von Melanchthon wurde es außerdem des Lasters der Sophisterei geziehen, was damals nicht nur als moralische Sünde, sondern auch als rhetorische und logische Verfehlung galt. Aller-

dings wurden nicht nur negative Urteile gefällt, denn man fand im *Eulenspiegel* auch Beispiele für die Kunst der geistreich-witzigen Rede, des feinsinnigen Scherzens (S. 221). Da unterhaltende Literatur auch als Exempelbuch aufgefaßt wurde, das beim Leser oder Hörer nützliche und notwendige Einsichten bewirken sollte, nahmen sich die Gebildeten das moralische Recht, auch Eulenspiegelgeschichten zu verwenden, zumal insbesondere komische Literatur als „Linderungs- und Heilmittel gegen Melancholie“ galt (S. 223). Diese unterschiedliche Bewertung hängt wohl damit zusammen, daß Eulenspiegel in die Nähe des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Narren gerückt ist, dessen Geschäft in Possenreißerei sowie in witzig-geistreicher und belehrender Unterhaltung bestand, das er als Fastnachts- oder Hofnarr betrieb. „Daher halten wir es für wichtig (...), sowohl den Eulenspiegel des Erstdrucks wie auch die Eulenspiegelrezeption des 16. und 17. Jahrhunderts sehr viel mehr, als es bisher geschehen ist, im Zusammenhang mit dem frühneuzeitlichen Narrenwesen und der damals üppig blühenden sog. Narrenliteratur zu sehen“ (S. 227).

J. Koopmans stützt sich in seinem Beitrag „*Ulen Spiegel* und die städtische Literatur zu Beginn des 16. Jahrhunderts“ auf Forschungsergebnisse über den französischen *Ulen Spiegel*. Als Ausgangspunkt dient ihm der Fund einiger Holzschnitte aus der ikonographischen Tradition des *Ulen Spiegel* in Ausgaben von *sermons joveux* (Predigtparodien) des französischen Mittelalters und einem Pseudo-Rabelais-Druck, womit die Präsenz Eulenspiegels in Frankreich erwiesen ist. Bisher galt der *Ulen Spiegel*, Paris 1532, als ältester Zeuge. Doch vermutet Koopmans einen älteren Druck von Lotrian bereits für 1529/30, wobei er eine mittelniederdeutsche Vorlage nicht völlig ausschließt. Insgesamt hat es in Frankreich gut 15 Ausgaben dieses Buches gegeben. — Nun trifft man auch in anderen Antwerpener und Pariser Drucken auf *Ulen Spiegel*-Holzschnitte. In letzteren wird derjenige bevorzugt, auf dem Till das Katheder besteigt (Hist. 28 u. 31). — Die Verbindung des *Ulen Spiegel* mit der Stadt sieht Koopmans einmal im Problem des Überlebens. Die Realia der Bedürftigkeit und die Mittel, ihr abzuhelpen, faszinierten die Leser des 16. Jahrhunderts (S. 238). Zum anderen ist auf den Zusammenhang vom Wortspiel im Schwank mit demjenigen

auf dem Theater hinzuweisen. Das Theater aber erscheint im 15. und 16. Jahrhundert als die eigentliche literarische Gattung der Stadt (a. a. O.). Die theatralischen Formen bezeugen diesen Transfer vom einfachen, Geschichten erzählenden Gaukler bis zu den Narrenspektakeln. Dazu gehört auch die Predigtparodie, die man z. B. in Hist. 31 vom Totenhaupt findet. Wie von Eulenspiegel wird auch in der Predigtparodie „die Wahrheit“ gesagt. Till, der berufslose „Niemand“, der alles zu können vorgibt und dabei nur heillose Unordnung anrichtet, erscheint somit als naher Verwandter der Monodramenschauspieler.

T. Sodmann geht in seinem Vortrag „*Reynke de vos*. Ein Buch und seine ‚Verfasser‘“ mit den Bote-„Forschern“ ins Gericht, die nicht nur das logische Prinzip der permanenten Fehlerkorrektur im Bereich der Theoriebildung mißachten, „sondern Hypothese über Hypothese der Fachwelt wie Findelkinder vor die Tür legen, ohne sich im geringsten um die Last des Beweises zu kümmern“ (S. 247). Er überprüft die Vorschläge, die bisher für den Verfasser des *Reynke* gemacht wurden: Hinrek van Alckmer, Nicolaus Baumann, Hermann Barckhusen, ein anonym Ordensgeistlicher in Lübeck, Hans van Ghetelen und schließlich Hermann Bote. Davon hat der Ordensgeistliche bisher als Autor die meiste Zustimmung gefunden. — 1975 wurde von P. Honegger der Gedanke geäußert, ob nicht Bote der Verfasser des *Reynke* sein könnte, was sofort von B. U. Hucker aufgegriffen wurde. Die von letzterem vorgebrachten Hinweise auf einen Zusammenhang zwischen Bote und *Reynke* sind jedoch bereits 1978 von G. Cordes widerlegt worden. Trotzdem hat L. Worm viele dieser zweifelhaften Anregungen wieder aufgegriffen, um bei der Feststellung zu enden, daß ein schlüssiger Beweis dafür, daß Bote der Bearbeiter des Lübecker *Reynke de vos* gewesen sei, nicht erbracht werden kann. Dennoch hat er seine Überlegungen weitergeführt mit dem Hinweis auf ostfälische, vielfach braunschweigische Formen im *Reynke*, was aber längst bekannt war. Daran läßt sich die Person Botes nicht festmachen. Des weiteren hat er die Behauptung aufgestellt, die im *Reynke* verwendeten Personennamen kämen in Braunschweig häufiger oder überhaupt nur hier vor, als in Lübeck, was Sodmann mit reichem Urkundenmaterial widerlegt. Worms Wortschatzvergleich beruht auf einer Auswahl Priens aus

dem *Reynke*, die Variationen in Bedeutung und Rechtschreibung nicht berücksichtigt und daher unbrauchbar ist. Die „Entdeckung“, der Ziegenbock als Schreiber auf Holzschnitt I, 20 sei Hermann Bote, beruht auf mangelhafter Information, denn schon die niederländische Vorlage kennt diese Darstellung. Hält man die Argumente, die für eine Mitarbeit Botes am *Reynke de vos* sprechen, denen gegenüber, die auf das Gegenteil hinweisen, so sind erstere ohne Gewicht. Während also Hinrek van Alckmer, Nicolaus Baumann, Hermann Barckhusen und Hans van Ghetelen tatsächlich mehr oder weniger in die Geschichte der *Reynke*-Drucke involviert waren, ist es Hermann Bote eben nicht.

J. L. Flood unternimmt in seinem Vortrag „Die Botschaft hör' ich wohl...“ Zu Anonymität und ‚Versteckspielen‘ bei Hermann Bote“ den Versuch, die Bote-Forscher vor einigen Irrwegen zu warnen, die von der Shakespeare-Forschung gegangen wurden. Beiden Autoren ist nämlich gemeinsam, daß sie ihre Werke mehr oder weniger anonym in die Welt schickten. Bei Bote hatte das zur Folge, daß man ihm seit 1975 zahlreiche Werke zuschrieb, „als wolle man ihn für fast die gesamte mittelniederdeutsche Literatur verantwortlich machen“ (S. 262). In mehreren Werken hat der Braunschweiger seinen Namen in Akrosticha angegeben. Während manche Forscher meinen, daß das zur Verheimlichung des Autorennamens diene, möchte Flood die Akrosticha als Schmuck für die Dichtung werten: „Sie sind als Spielereien zu betrachten, nicht als Verschlüsselungen“ (S. 269). Da Akrosticha wie auch Kryptogramme nur sinnvoll sind, solange man sie relativ leicht erkennt, weist er das von Worm als Beweis für Botes Verfasserschaft des *Reynke de vos* herangezogene BOT als Zufallskombination zurück. — Nach Floods Ansicht ist ebenso Vorsicht geboten bei der Bewertung von sprachlichen Eigentümlichkeiten und Parallelen, mit denen Worm beweisen wollte, daß nicht Cord Bote, sondern Hermann Bote Verfasser der *Cronecken der Sassen* sei. Schließlich geht er noch auf einige von H. Zippel vortragene Hypothesen ein. Nach der einen soll Bote Sohn des Braunschweiger Stiftsherrn Hermann Kale gewesen sein, doch entpuppt sich der „Beweis“ dafür als schlichter Druckfehler. Weiterhin hat Zippel anhand der Darstellung der linken Augenpartie auf den für ein grobes Konterfei von Bote gehaltenen

Zeichnungen bzw. Holzschnitten auch eine Darstellung Heinrichs des Löwen, welche die gleiche Eigentümlichkeit aufweist, für ein Bildnis des Zollschreibers erklärt. Da dieselben Anomalien aber auch in den Abbildungen der Heiligen Martinus, Magnus, Blasius und Auctor erscheinen, hält Flood sie sicher zu Recht für eine Eigenart des Zeichenstils jener Zeit.

R. Peters untersucht „Braunschweigesches und Lübisches in der Schreibsprache Botes“. Trotz fehlender Untersuchungen zur braunschweigischen Stadtsprache gelingt es Peters, anhand eines Merkmalkatalogs mit einerseits lübisches, andererseits braunschweigischen Kennformen bzw. -wörtern, die Eigenarten der in der ostfälischen Stadt von ca. 1450 bis 1500 üblichen Schreibsprache herauszufiltern. Mit diesem Resultat konfrontiert er dann die handschriftlich überlieferten Werke Botes: *Braunschweigische Weltchronik*, *Hannoversche Weltchronik*, *Schichtbuch* und *Zollbuch*. In diesen Werken „schaut Bote nicht über den braunschweigischen Horizont hinaus“ (S. 305), lautet das Ergebnis. Dagegen ist das *Radbuch* in einer überwiegend nordniederdeutschen Sprachform gedruckt worden, was auf einen vermutlich aus Lübeck stammenden Redaktor zurückgeführt werden muß. — Die Behauptung, Bote sei Bearbeiter einer Reihe von Lübecker Mohnkopfdrukken gewesen, läßt sich auf dem sprachlichen Beweisweg widerlegen. Dagegen herrscht zwischen Botes Schreibsprache und der Druckersprache der *Cronecken der Sassen* „verblüffende“ Übereinstimmung. Ob jedoch Hermann Bote oder Conrad Bote der Autor ist, läßt sich mit Hilfe der Sprache nicht eindeutig entscheiden, denn beide sind ja Braunschweiger.

Der Stadtarchivar von Braunschweig, M. R. W. Garzmann, stellt seinen Amtsvorgänger „Ludwig Hänselmann als Bote-Forscher“ vor. In der Tat hat sich Hänselmann (1834–1904), selbst Braunschweiger von Geburt, seit den frühen 1860er Jahren zunächst mit der literarischen, dann noch intensiver mit der chronistischen Produktion des Zollschreibers beschäftigt. Ihm verdanken wir nicht nur die Dingfestmachung des Autorennamens im *Zollbuch* sowie — durch Schriftvergleich — die Zuschreibung der *Weltchronik* und des *Schichtbuchs* an Bote, sondern auch die Edition des letztgenannten Werkes (1880) sowie eine Übersetzung davon ins Hochdeutsche (1886). Garzmann geht auf diese etwas

näher ein, indem er sie mit den von H. Blume übertragenen Kapiteln („Hermann Bote. Zwei Kapitel aus dem Schichtbuch“. Braunschweig 1985) vergleicht. Während Hänselmann eher zu dichterischen Freiheiten neigt, bemüht sich Blume stärker um begriffliche Präzision, was mit den im Laufe von gut 100 Jahren veränderten Rezeptionsbedingungen zusammenhängen dürfte.

Wie schon in den Berichtsbänden für die beiden vorausgegangenen Bote-Kolloquien wird auch diesmal wieder ein Forschungsbericht zu Person und Werk des Braunschweiger Zoltschreibers gegeben. Der instruktive Bericht unter dem Titel „Hermann-Bote-Forschung 1987–1990“ stammt aus der Feder von H. Blume und E. Rohse. Dem schließt sich mit 94 Titeln die „Hermann-Bote-Bibliographie. Nachträge und Ergänzungen seit 1986“ von D. Schöttker an.

Der sorgfältig redigierte und gefällig aufgemachte Band zeigt einmal mehr, wie sehr die Person des braunschweigischen Zoltschreibers der Erforschung mittelniederdeutscher Literatur und Sprache zu neuen Impulsen verholfen hat. Das Thema ist auch mit dem 3. Kolloquium alles andere als erschöpft. Bleibt zu hoffen, daß die Diskussion auf dem in diesem Band präsentierten, ebenso kritischen wie geistvollen Niveau weitergeführt wird.

Dr. Joachim Hartig

Dorfstraße 11
24241 Schierensee

Salzgitter. Geschichte und Gegenwart 1942–1992,

hrsg. von Wolfgang Benz. München, Verlag C. H. Beck 1992. 797 Seiten.

Am 1. April 1942 wurde auf Betreiben der nationalsozialistischen Machthaber die Stadt Salzgitter gegründet. Zum 50. Jahrestag ist 1992 dieser Jubiläumsband erschienen, der als Ergebnis eines interdisziplinären Forschungsprojektes eine Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zur Gegenwart bieten soll. Wer allerdings bei diesem selbstformulierten Anspruch eine durchgehende Darstellung der Geschichte der Stadt von den Anfängen — welchen Anfängen allerdings bleibt offen — bis in die Gegenwart erwartet, wird enttäuscht werden. Dies ist der

vorliegende Band im herkömmlichen Sinne keineswegs — er ist allerdings mehr. 30 Autorinnen und Autoren haben vielmehr in einzelnen umfassenden Beiträgen wichtige Fragestellungen zur Geschichte der Stadt intensiv aufgearbeitet und dargestellt, und zwar in sechs Hauptkapitel unterteilt: I. Anlaß und Standort — II. Die Stadt: Planung – Städtebau – Wohnungsbau — III. Vom Nationalsozialismus zur Nachkriegszeit. Erblast und Neubeginn — IV. Der Prozeß der Urbanisierung — V. Salzgitter — VI. Traditionslinien.

„Als neue Stadt, als Gründung erst des Industriekomplexes, dann der Kommune, hat Salzgitter exemplarische Bedeutung: Wie Wolfsburg, die Stadt des ‚Kraft-durch-Freude‘-Volksautos, des vom Hitler-Regime propagierten KdF-Wagens, verdankt Salzgitter die Existenz als Großstadt dem Autarkie- und Expansionsdrang des Nationalsozialismus“, ist nach Entstehung und Erscheinungsbild von nationalsozialistischer Ideologie geprägt und sollte über den eigentlichen montanindustriellen Gründungsnachlaß hinaus NS-Musterstadt sein“ (S. 13). Dies waren Planungen, vollständig realisiert werden konnten sie nicht, „aber für die Menschen, die freiwillig oder rekrutiert ab Juli 1937, als die Reichswerke Hermann Göring gegründet wurden, im Salzgittergebiet leben und arbeiten — sei es vorübergehend oder auf Dauer, unter elenden Bedingungen oder unter erfreulichen Umständen —, für diese Menschen ist Salzgitter Teil ihres Lebensschicksals, und das vor allem rechtfertigt den Rückblick auf 50 Jahre Stadtgeschichte, das lohnt den Vergleich mit anderen Stadtgründungen unseres Jahrhunderts“ (S. 13 f.). Damit ist das Programm des Projektes genau umschrieben, ein Programm, das in ausgezeichneten Beiträgen umfassend eingelöst wurde. Hierbei sollte die Zeit des Nationalsozialismus aufgearbeitet werden, stand doch die Gründung der Stadt Salzgitter geradezu als Symbol für die wirtschaftlichen, aber auch ideologischen Zielsetzungen der Nationalsozialisten. Entsprechend steht auch die Wirtschaftsgeschichte der Zeit im Mittelpunkt der Beiträge so etwa von Rainer Hans, Das Salzgitter-Erz in der Rohstoffpolitik der deutschen Montanindustrie zwischen Versailler Vertrag und Gründung der Reichswerke (S. 28–40), Matthias Riedel, Gründung und Entwicklung der Reichswerke „Hermann Göring“ und deren Position in der Wirtschaftspolitik des Dritten Reiches 1935–1945

(S. 41–77) und Gerhard Th. Mollin, *Das Imperium der Reichswerke „Hermann Göring“ im deutsch beherrschten Europa 1938–1945* (S. 92–110). Die Expansion der Reichswerke erforderte eine immer größer werdende Zahl von Arbeitskräften, so daß auch politisch Vorbelastete und Regimegegner hier Arbeit fanden, wo „relative Sicherheit und in gewissem Maße schützende Anonymität“ (S. 133) möglich waren, zumindest solange man nicht auffiel. Allerdings führten diese Voraussetzungen nicht zu oppositionellen Bewegungen, zumal Bespitzelung und Repressalien alle Versuche im Keim erstickten. Aufruhr von ausländischen Arbeitern, wie etwa Anfang Juli 1939 der Tschechen, waren die Ausnahme. Allerdings scheint die positive Bewertung von Beatrix Herlemann in dem Beitrag „Verweigerung, Opposition, Widerstand unter den Arbeitern der Reichswerke“ (S. 131–148) in ihrer tatsächlichen Auswirkung überzogen und von einem idealisierten Bild der Arbeiterbewegung geprägt zu sein, wenn sie mit Blick auf die ausländischen Arbeiter feststellt: „Sie entwickelten mit ihren individuellen Überlebensstrategien auch eine gleichsam natürliche Verweigerungshaltung, die als ‚niedrige Arbeitsmoral‘ und ‚schwache Arbeitsleistung‘ allenthalben beklagt, zwar keineswegs kriegsentscheidend war, aber immerhin ihren wenn auch noch so geringen Teil zum endlichen Sieg der Alliierten über den Nationalsozialismus beigetragen haben dürfte“ (S. 148). Unbestritten jedoch ist, daß die Lebens- und Arbeitsverhältnisse dieser „Fremdarbeiter“ geradezu unmenschlich waren, und lediglich den Häftlingen im KZ Drütte ging es noch unbeschreiblich schlechter, wie Gerd Wysocki in seinem bedrückenden Beitrag „Das Konzentrationslager Drütte. Sklavenarbeit für die Reichswerke“ (S. 111–130) darlegt. Neben den Reichswerken „Hermann Göring“ und den wirtschaftspolitischen Voraussetzungen werden die Entwicklung der Stadt, Lebensbedingungen in der Stadt ebenso behandelt wie im Vergleich mit weiteren Städtegründungen des 20. Jahrhunderts die Stellung Salzgitters als „exemplarische Stadtgründung“ aufgezeigt wird. Weitere Beiträge beschäftigen sich mit der Nachkriegsentwicklung und dem „Prozeß der Urbanisierung“, wobei allerdings Überschneidungen und Wiederholungen in einzelnen Beiträgen (z. B. in der Frage der Gebietsreform 1941) nicht vermieden wurden und unnötig den Eindruck erwecken, daß gelegentlich

Quantität statt Qualität eine Rolle spielte bzw. eine koordinierende Schlußredaktion fehlte. Dies gilt allerdings in besonderem Maße für das Kapitel VI. „Traditionslinien“, das zwar herausragende Beiträge zur Geologie, Ur- und Frühgeschichte, Kirchengeschichte und anderen Themen enthält, die die geschichtliche Entwicklung des Salzgitter-Raumes vor der Gründung der Stadt behandeln, jedoch außerhalb der vom Herausgeber formulierten Zielsetzung des Bandes und des Projektes (im Titel: 1942–1992) stehen. Geradezu rührend mutet allerdings der Beitrag „Zwölf Porträts aus einer deutschen Stadt“ an, der als Kapitel V. eingeschoben ist und an einen Bestandteil eines Fremdenverkehrsprospektes erinnert.

Ein ausführlicher Anmerkungsteil, der den aktuellen Forschungsstand widerspiegelt, und ein Personenregister — wobei man sich jedoch bei einer solch umfangreichen und bedeutenden Publikation unwillkürlich die Frage stellt, warum kein Sachregister erstellt wurde (Zeitdruck?) — schließen den Band ab. Dem Herausgeber und den Autoren ist eine ausgezeichnete und auf hohem wissenschaftlichen Niveau stehende Publikation zu verdanken, die zwar nicht als allgemeines Vorbild im Sinne einer Stadtgeschichte angesehen werden kann (und braucht), jedoch richtungweisend sein sollte dafür, wie in der Regionalgeschichte offene Fragen der Zeitgeschichte aufgearbeitet werden können. Dieses Buch sollte Vorbild für viele weitere Projekte auf diesem Gebiet werden.

Gerd Biegel M.A.

Braunschweigesches Landesmuseum
Burgplatz 1
38100 Braunschweig

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben: Deutsche Gassenlieder — Deutsche Salonlieder. Mit einem Nachwort hrsg. v. **Walter Pape.** (= Bibliophile Schriften der Literarischen Vereinigung Braunschweig, Bd. 38). Braunschweig 1991.

Zwischen Vaterland und Freiheit, so ist eine Werk Auswahl zu Robert Prutz, herausgegeben von Hartmut Kircher (1975), betitelt, aber diese Standortbestimmung ließe sich ebenso auf August Heinrich Hoffmann von Fallersleben anwenden, dessen *Deutsche Gassenlieder* und *Deutsche Salonlieder* nunmehr zusammengestellt als 38. Band der bibliophilen

Schriften der Literarischen Vereinigung Braunschweig gedruckt vorliegen. Gleich vorweg: Diese Jahresgabe 1991, philologisch exakt und kenntnisreich kommentiert von Walter Pape, ist gleich in zweierlei Hinsicht zu begrüßen. Zum einen macht sie deutlich, daß es bei diesem Dichter noch mehr zu entdecken und zu erforschen gibt als den Aspekt der Verfasserschaft des viel diskutierten Deutschlandliedes, zum anderen zeigt diese Anthologie der im Grunde gar nicht konträren Gassen- und Salonlieder neue und interessante Aspekte des Volksdichters Hoffmann von Fallersleben.

Der mit ansprechendem Einband gestaltete, drucktechnisch und buchbinderisch sorgfältig gearbeitete Band liefert in chronologischer Reihenfolge zunächst die Gassenlieder (1843) und dann die Salonlieder (1844). Der zweite Teil der 116 Seiten umfassenden Jahresgabe bleibt dem Kommentar vorbehalten. Nach der editorischen Notiz folgen zehn Seiten gut recherchierte Anmerkungen und ein (fast) Hoffmanns ganzes Leben umspannendes, substantielles Nachwort. Den Schluß bilden ein Literaturverzeichnis und ein — sehr hilfreich für den Leser — Verzeichnis der Gedichtüberschriften und -anfänge.

Die oben angesprochene Parallelität von Robert Prutz und Hoffmann von Fallersleben kommt nicht von ungefähr. Beide gehörten, wie z. B. auch Georg Herwegh und Ferdinand Freiligrath, zu den Dichtern des Vormärz, die in den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts zur Feder griffen und politische Lyrik für das Volk schrieben. Ihre didaktisch motivierten, appellativen Gedichte mit volkstümlich-liedhaftem Charakter waren bewußt nicht nur für ein intellektuelles, literarisch gebildetes Bürgerpublikum verfaßt, sondern wendeten sich auch und gerade an das „Volk“ als angestrebte Leserschaft, an die unteren Schichten der Gesellschaft. So wie beide, Hoffmann und Prutz, sich dem liberalen Zeitgeist verpflichtet fühlten in einer Zeit, in der Demokraten und Liberale versuchten, die Zersplitterung Deutschlands zu überwinden und einen freiheitlichen Nationalstaat zu errichten, so gilt für den einen wie den anderen, daß sie dennoch keine eigentlichen „Systemkritiker“ oder aktiven politischen Kämpfer für die Demokratie gewesen sind, eher „Kämpfer der Feder“. Hoffmanns Kritik richtete sich vielmehr gegen die „Auswüchse und Gebrechen“ des Systems, wie Walter Pape es ausdrücklich im Nachwort betont, gegen die Begleit- und

Folgeerscheinungen wie Feudalismus, Klerikalismus, staatliche Unterdrückung der Presse- und Redefreiheit, Polizeigewalt und staatliche Ungleichheit.

Bereits mit den *Unpolitischen Liedern* (1840/41) hatte Hoffmann von Fallersleben trotz drohender Verfolgung durch die Agenten und Spione des Metternichschen Regimes versucht, die unteren Gesellschaftsschichten anzusprechen und sie auf liedhafte Weise auf ihre politisch-soziale Situation aufmerksam zu machen, und er war — so Pape — der erste „im Chor der politischen Lyriker der Zeit“, der die Runde der politischen Gedichte des Vormärz einläutete. Die Gassen- und Salonlieder erschienen dann 1843/44 als spöttische, zuweilen bissige Reaktion Hoffmanns auf seine Entlassung als Professor, und gerade sie sind von Walter Pape für den vorliegenden Band ausgewählt worden, weil sie an Schärfe und Schonungslosigkeit andere Lieder dieses Vormärzdichters übertreffen. In dem mit *Erneuerte im eigentlichen Verstande die Bänkelsängerei* betitelten Kapitel des Nachwortes weist Pape nach, wie Hoffmann durch das Verbot der *Unpolitischen Lieder* und seine Absetzung als Professor zum *fahrenden Straßensänger*, zum *politischen Bänkelsänger* wurde, der vielerorts gefeiert und anerkannt war — auch deswegen interessant und spannend zu lesen, weil sich der Kommentar auf aufschlußreiche Geheimberichte und Protokolle des Metternich-Agenten stützt.

So bleibt nur noch festzuhalten, daß es eine begründenswerte Entscheidung war, den Begriff der *braunschweigischen Literatur* weiter zu fassen, damit auch Schriftsteller und Dichter — wie Hoffmann von Fallersleben —, deren Leben und Werk nur wenige konkrete Braunschweig-Bezüge aufweisen, in die Reihe der Bibliophilen Schriften der Literarischen Vereinigung Braunschweig aufgenommen werden können.

Dr. Gabriele Henkel

Braunschweigisches Landesmuseum
Burgplatz 1
38100 Braunschweig

Herbert Noffke: Wolfshagen im Harz. Aus dem Leben und der Geschichte eines braunschweigischen Harzdorfes. Erster Teil, hrsg. von der Stadt Langelsheim. Langelsheim (1986), 158 Seiten.

Der Untertitel des Buches deutet bereits an, was der Band nicht sein will und tatsächlich nicht ist: eine

Geschichte des Ortes Wolfshagen im Harz. Er bietet demgegenüber anhand manchmal verständlicher, manchmal weniger verständlicher Annäherungen an die geschichtliche Wahrheit methodisch unterschiedliche Herangehensweisen, die sich am besten mit dem Aufbau des Buches selbst verdeutlichen lassen.

Zunächst geht es um die Namensform und das, was mit ihr zusammenhängt, also auch das Wappen; es folgt eine verdienstvolle Präsentation der für die Ortsgeschichte wichtigsten mittelalterlichen Urkunden, d. h. der Wortlaut wird abgedruckt sowie eine Abbildung und eine Übersetzung in die heutige neu-hochdeutsche Standardsprache. Ein weiterer Abschnitt widmet sich den beiden in der Nähe Wolfshagens vorhandenen Burgüberresten. Der Bergbau, ein für Harzer Verhältnisse beinahe obligates Thema, wird ebenso behandelt.

Dann folgen thematisch andere Kapitel, nämlich familiengeschichtlich-biographisch: „Heinrich Engelhard Steinweg — der große Sohn eines kleinen Dorfes“ und eines über Heinrich Christian Engelhard Heine. Dem schließt sich eine Ausführung über die sogenannten „Tornaitsnamen“, also Beinamen zu den Familiennamen oder Taufnamen, um bei häufig vorkommenden Namen die Menschen überhaupt auseinanderhalten zu können, an. Dazwischen ist ein in zentralostfälischer Sprache wiedergegebenes Gedicht von Werner Bothe eingeschoben.

Noch einmal wechseln die Methodik und das Mitteilungsanliegen. Es folgt ein Kapitel über Flurnamen, eines über Bevölkerungsstatistik und schließlich eines über Wahl und Abstimmungsergebnisse von 1924 bis in die Zeit der alten Bundesrepublik von 1989. Den Band schließt eine Zeittafel, beginnend von der ersten Erwähnung Wolfshagens am 1. März 1316 bis hin in das Jahr 1986, ab, wobei hier immer quellenmäßige Querverweise nicht nur auf den eigenen vorliegenden Text, sondern auch auf Archivalien oder wichtige Sekundärliteratur gegeben werden. Vier Fotografien mit Bildkommentaren des Autors bilden das Ende des Bandes.

Die Arbeitsweise des Autors ist als sehr akribisch zu bezeichnen. Die Einzelergebnisse sind sehr für sich sprechend und neu. Doch hier muß bereits der Einwand gemacht werden, was bei der Darlegung des Inhalts deutlich geworden sein sollte: Dem Autor wäre mindestens ein redaktioneller Beistand zu wünschen gewesen, manchmal hätte man erst einmal über

den Text diskutieren sollen, bevor er zu Papier gebracht wurde, denn es mangelt zum einen an der klaren konzeptionellen Linie, zum anderen an der Darstellung an sich, die die schön aufgefundenen und gewußten Fakten überhaupt erst zur Geltung gebracht hätten. Hier offenbart sich ein Mangel, der für viele neue Ortsgeschichten symptomatisch ist: Entweder verlieren sie sich in einer unerträglichen Heimattümelei und lassen jede, aber auch jede Quellenkritik vermissen, wie die neueren Ortsgeschichten von Dorstadt und Watzum, oder aber das hervorragende Wissenspotential wird nicht adäquat dargeboten, weil es an Kooperation, Beratung oder noch besser: Zusammenarbeit und manchmal auch wissenschaftlicher Leitung gefehlt hat, wie im vorliegenden Falle. Das Problem der Quellenkritik erweist sich bei den Ortsgeschichten in zunehmendem Maße sowieso als ein Kardinalproblem, da gerade sie es ist, die viele Heimatforscher vermissen lassen. Sie nehmen nicht nur jede Primärquelle wörtlich, sondern häufig genug auch noch Sekundärliteratur, weshalb denn oft ein eben unrichtiges Geschichtsbild entsteht. Der Gedanke einer glättenden Sicht auf die Geschichte tut dann noch ein übriges.

Doch noch einmal zurück zu Herbert Noffke. Ihm sind die methodischen Fehler kaum anzulasten, hier handelt es sich um ein echtes Darstellungs- und Kooperationsproblem. Die erforschten Erkenntnisse sind allemal wertvoll, und man hätte einen vernünftigen Verlag als Druckort für das Buch gewünscht, obwohl auch hier zunehmend die redaktionelle Arbeit zurückgedrängt wird. Als Manuskriptdruck kann man von Typographie und Satzspiegel natürlich nichts verlangen, aber daß die Zeichnungen, wie zum Beispiel das Geburtshaus von Steinweg auf S. 83, wenigstens perspektivisch richtig sind, sollte man bei einer von der Stadt herausgegebenen Publikation erwarten; so wirkt es nur dilettantisch. Einmal mehr: Wie schade für den Autor, dem man Besseres gewünscht hätte. Über die Abbildungsqualität insonderheit der Landkarten, so zum Beispiel zwischen S. 101 und 102 (nebenbei: hier sind drei Seiten eingeklebt und nicht mitgezählt, eine bibliographische Unmöglichkeit), muß kaum etwas gesagt werden, da kaum etwas zu erkennen ist.

Und abschließend noch einmal etwas zur Methodik: Die Qualität der Darstellung und mithin auch der dargestellten historischen Wirklichkeit beruht auf

einer genauen Kenntnis des Gewesenen. Diese kann, ja muß dem Autor jederzeit zugestanden werden. Aber die Bezeichnung „Qualität“ wird erreicht durch Strukturieren und Weglassen bzw. durch Darstellen. Und der vorgegebene Stoff wird hier nicht dargestellt. Manchmal wird nur wiedergegeben, was auch weggelassen werden könnte (so hier das niederdeutsche Gedicht; nicht weil es schlecht wäre, sondern weil es an andere Stelle in einem anderen Buch gehört); manchmal müßte man interpretieren. Und von hier aus wäre dann fast selbsttätig der erste Schritt zur Darstellung gemacht.

Das schmälert keineswegs das Verdienst des Autors Herbert Noffke, dessen Bemühen um permanente Prüfung des Bekannten deutlich spürbar ist, und das höchste Anerkennung verdient.

Warum werden solche Vorhaben nicht wissenschaftlich durch wirklich erfahrene Historiker begleitet. Sowohl für den Autor als auch für eine Leserschaft, die sich der Autor ja doch wohl wünscht und sich sicher anders denkt als in der Form des Ortsbewohners, der das Buch kauft, um es in seinen Schrank zu stellen und höchstens noch einmal nachzuschauen, ob Vorfahren oder Verwandte von ihm darin zu finden sind. Das Historische Seminar der Technischen Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig könnte ein solcher Anlaufpunkt sein oder der Braunschweigische Geschichtsverein oder eben der Braunschweigische Landesverein. Auf keinen Fall hülfe der Niedersächsische Heimatbund weiter. Gerade im Braunschweiger Land muß es wieder zu Koordination und Kooperation von nichtuniversitären bzw. nicht fachgebundenen Forschungen kommen.

Christian Juranek,

Museen der Stiftung Weimarer Klassik
im Goethe-Nationalmuseum
Am Frauenplan 1
99423 Weimar

Hans Krumpholz: Kaiser Lothar III. Auf den Spuren eines deutschen Kaisers. Ein Reiseführer. pfadverlag: zeitReise. 19,80 DM.

Der pfadverlag mit Sitz in Salzgitter schließt sich mit dem vorliegenden Buch einer offenbar neuen Modewelle des historisch-„populärwissenschaftlich“ überzuschwappen drohenden Buchmarktes an, den Reiseführer zum historischen Thema, hier ganz ori-

ginell als zeitReise apostrophiert. Gegenstand des zu betrachtenden (bzw. zu bereisenden) Themas ist jener Lothar, „die wohl bedeutendste Persönlichkeit, die zwischen Elm und Lappwald in das Leben trat, (der) streitbare Herzog der Sachsen, ein mutiger König der Deutschen und ein kluger Kaiser des Heiligen Römischen Reiches“ (12).

Der pfadverlag segelt damit unverkennbar, vor allem aber nicht einmal ungeschickt, im Windschatten des sehr erfolgreichen „Wege in die Romanik '93“-Großprojektes des Landes Niedersachsen, zu dem auch ein — allerdings Reise„handbuch“ erschienen ist. Entgegen dem zumindest auf den historischen Normalverbraucher vermutlich eher beängstigend wirkenden Vorbild erreicht er damit sicherlich unabhängig von etwaigen Verkaufszahlen erheblich mehr. Mit seinem handlichen Format, den überschaubar, weil auf 140 Seiten nicht so modetypisch eng, sondern großzügig bedruckten Seiten und einer reichlichen Bebilderung bleibt der Inhalt für den Benutzer überschaubar. Vor allem aber erlaubt er durch die regionale Begrenzung auf den Nordharzer Raum die praktische Durchführbarkeit seiner Intention, der Zeitreise nämlich.

Der Benutzer kann sich schnell und informativ über das historische Geschehen informieren, dazu dient der Prolog („Kaiser Lothar der Sachse“, S. 12–38, nach der Übersichtskarte), eine oder mehrere der „Wirkungsstätten“ anfahren und sich dort anhand der Ortsbeschreibung (S. 46–114) ebenfalls schnell informieren.

Der Anhang mit einer sehr ausführlichen und übersichtlichen Zeittafel sowie eine leider erheblich weniger ausführliche Literaturliste runden den Band ab. Bei der geglückten Gesamtkonzeption fallen kleinere Fehler nicht ins Gewicht, zumal sie den historischen Inhalt nicht betreffen. So beherbergt die Burg Dankwarderode heute nicht die Sammlungen des Braunschweigischen Landesmuseums (S. 50). Diese befinden sich auf der gegenüberliegenden Seite des Burgplatzes im Vieweghaus.

Im Interesse der Aktivierung von Geschichtsbewußtsein in weiteren Bevölkerungskreisen ist nur zu wünschen, daß das Buch eine weite Verbreitung findet. Daß der Bedarf für die eingeschlagene Konzeption vorhanden ist, beweist, daß bereits kurz nach Erscheinen des Buches eine zweite Auflage gedruckt wurde. Gleiches gilt allerdings auch für den „großen

Bruder", das Reisehandbuch „Wege in die Romanik". Schön wäre es, weitere Bände der „zeitReise" zu erleben.

Wolf-Dieter Steinmetz M.A.
 Braunschweigisches Landesmuseum
 Kanzleistraße 3
 38300 Wolfenbüttel

Jürgen Hodemacher, Die Oker. Von der Quelle bis zur Mündung. 96 Seiten, 45 Abbildungen. Elm-Verlag Cremlingen-Hordorf 1992. ISBN 3-92760-07-0. DM 24,80.

Relativ kurze Zeit nach dem Erscheinen des ersten Bandes einer neuen heimatkundlichen Reihe des Elm-Verlages liegt hier nun bereits ein weiteres Werk vor. Wie schon beim ersten Band ist zu bedauern, daß die Reihe keine eigene Benennung gefunden hat. Der Untertitel des ersten Bandes, „Geschichte der Heimat", hätte sich hervorragend geeignet.

Denn auch das vorliegende neue Buch würde in bester Tradition den Anspruch eines solchen Reihentitels erfüllen. Grundlage ist die Fotoserie eines unbekannten Fotografen aus den 20er Jahren, der den Lauf der Oker dokumentiert. Um diesen Bilderzyklus webt der bekannte Heimatautor Jürgen Hodemacher nun eine „Chronik der Oker". Und wie die zentralen Flußabläufe offenbar schon immer die Geschichte der sie umwohnenden Menschen mitbestimmt und ihre Phantasie angeregt haben, so hat auch diese zentrale „Lebenslinie" Ostfalens eine Menge historischer Substanz zu bieten. *„Die Oker entspringt an dem zwischen Andreasberg und Altenau gelegenen Bruchberg. Nachdem sie sich durch das romantische Oker-tal aus dem Gebirge gewunden hat, durchfließt sie Städte und Dörfer, trieb einst sämtliche Okerhütten sowie ein Reihe von Mühlen an. Viele andere Harz-flüsse nimmt sie auf, bildete Grenzen zwischen Stäm-men, zwischen Diözesen, war für das Fürstentum Braunschweig der wichtigste Fluß. Die Oker spielte in der Geschichte unserer Heimat eine wichtige Rolle."*

Und man kann sich zur Vermittlung dieser Geschichte, die Geschichte um und an einem Flußlauf, kaum einen anregenderen Erzähler wünschen als den Autor des vorliegenden Buches.

Zunächst wird ein Überblick gegeben über die allgemeine Geschichte der Oker, ihre Herkunft, ihre

geographischen Daten und ihre, wie so häufig, auf unsicherem Boden stehenden, vielfältigen Namensdeutungen. Sodann natürlich die Bedeutung der Oker als Grenzfluß, einmal als Grenze zwischen germanischen Stämmen, zum anderen als Grenze zwischen den Diözesen Halberstadt und Hildesheim. Große Bedeutung hat die Oker natürlich auch für die zentrale Stadt der Landschaft, für Braunschweig, besessen. Auf diese Bedeutung wird noch besonders im letzten Abschnitt des einleitenden Teiles hingewiesen.

Danach beginnt der Autor seine historische Wanderung entlang des Flusses von der Quelle bis zur Mündung, immer begleitet von dem historisch illustrierenden, photographischen Bilderzyklus. *„Das enge und vielgewundene Waldtal, in dem die Oker entspringt, ist neben dem Bodetal das schönste im Harz. Besonders der untere Teil bis über Romkerhall hinaus zeigt phantastische Felsbildung, doch ist auch weiter talabwärts eine Wanderung zu jeder Jahreszeit lohnend. Die Oker war zu allen Zeiten für die Entwicklung der an ihr gelegenen Städte und Dörfer von großer Bedeutung. Nachdem der Okerlauf von seiner geschichtlichen Bedeutung für Braunschweig beleuchtet wurde, sollen jetzt Ortschaften vorgestellt werden, die, wie Perlen einer Kette aufgereiht, links und rechts des Okerflusses entstanden sind. Auch hier beginnen wir wieder an der Quelle ..."*

Die besprochenen Orte am Wege der Wanderung seien hier ruhig vollständig aufgezählt: Altenau, die Okertalsperre, Romkerhall, Oker, Vienenburg, Wiedelah, Schladen, Heiningen, Börßum, Dorstadt, Kisselbrück, Ohrum, Halchter, Wolfenbüttel, Groß Stöckheim, Leiferde, Klein Stöckheim, Rüningen, Melverode, Richmond, Eisenbüttel, Braunschweig, Ölper, Veltenhof, Watenbüttel, Gut Steinhof, Hülperode, Klein Schwülper, Rothemühle, Groß Schwülper, Neubrück, Diddlese, Hillerse, Volkse, Dalldorf, Seershausen, Meinersen, Ahnsen, Müden. Zu jedem dieser Orte weiß Jürgen Hodemacher Interessantes aus der Geschichte zu berichten, ob es sich dabei um welthistorische Ereignisse handelt wie bei der Pfalz Werla oder dem Ort Ohrum, oder um lokalhistorisches und heimatkundliches wie etwa über die Rothemühle kurz vor dem Zusammenfluß von Schunter und Oker.

Es wäre müßig, auf die Fülle an Einzelinformationen an dieser Stelle einzugehen. Viel interessanter ist es für den Leser sicherlich, sich mit dem Buch in der

Hand die beschriebenen Stätten zu erwandern, mit dem Rad zu erschließen oder auch mit dem Wagen anzufahren. Erst die Verbindung zwischen Text, historischem Photo und heutiger Wirklichkeit läßt einen vermutlich die ganze Tiefe historischen Erlebens vollständig erfahren. So sei dieses Buch jedem heimatkundlich Interessierten empfohlen.

Wie schon beim ersten Band ist die Ausstattung des Buches ausgesprochen gut, die äußere Aufmachung angenehm und die innere Gliederung sehr übersichtlich. Wie dem Autor für seine engagierte Schreibweise, so ist dem Verlag für die gute Ausstattung zu danken. Daß innerhalb so kurzer Zeit in dieser heimatkundlichen Reihe ein weiterer Band erscheinen konnte, läßt uns hoffen, daß wir hier weitere interessante Werke werden erwarten können.

Wolf-Dieter Steinmetz M.A.

Braunschweigisches Landesmuseum
Burgplatz 1
38100 Braunschweig

Nicolaus Strube, Ästhetische Lebenskultur, nach klassischen Mustern. Der hannoversche Staatsminister Ernst Friedrich Herbert Graf zu Münster im Lichte seiner Kunstinteressen. Hannover (Hahn-sche Buchhandlung) 1992. (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen Band 11). DM 98,—.

„Graf Münster hat seinen persönlichen Lebenszuschnitt durchgehend und konsequent nach klassischen, in der Tradition des Adels gepflegten Vorbildern und Mustern gestaltet. Er hat sie besonders in der politisch schwierigen Situation zwischen Revolution und Restauration aufgegriffen und gepflegt. Der Landsitz in Derneburg war das Refugium dieses ästhetisch bestimmten Lebens und in dem aus der Welt ausgegrenzten Reich des Schönen der Ort der Identifikation, der Repräsentation und Legitimation“ (S. 220). Mit dieser Zusammenfassung umreißt der Autor das Ergebnis seiner umfassenden Untersuchung, mit der er den Versuch unternommen hat, eine „innere Biographie“ des hannoverschen Staatsministers Ernst Friedrich Herbert Graf zu Münster (1766 — 1839) zu erarbeiten. Es ist eine faszinierende und gelungene Untersuchung, die ein wichtiges Thema der niedersächsischen Kulturgeschichte aufarbeitet. Bereits als die Mutter des Grafen Münster, Eleonore

von Münster geb. Freifrau von Grothaus zu Ledenburg (1734 — 1794) im Jahr 1783 vom braunschweigischen Herzog Carl Wilhelm Ferdinand zur Oberhofmeisterin und Erzieherin seiner Tochter Caroline berufen wurde, hatte sie für die Erziehung des Sohnes wichtige Grundlagen gelegt. Angeregt von den neuen Erziehungsideen der Zeit, wurde der Sohn Schüler des Philanthropinum in Dessau, jener reformfreundigen Schule, die von dem Pädagogen Johann Bernard Basedow (1724 — 1790) gegründet worden war und durch Joachim Heinrich Campe (1746 — 1818) ihre entscheidende Ausprägung erhalten hatte. Im Umfeld des „Dessau-Wörlitzer-Kulturkreis“, dem Philanthropin, den Wörlitzer Gartenanlagen und der Person des Fürsten Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (1740 — 1817) setzte die Begegnung mit der Kunst der Antike und dem englischen Landschaftsgarten des 18. Jahrhunderts ein, die prägend für das ästhetische Verständnis des Grafen werden sollten. Diese Grundlagen erfuhren ihre Erweiterung an der Universität Göttingen, an der die Vorlesungen bei Christian Gottlob Heyne und Johann Dominik Fiorillo, seine Kenntnisse der Archäologie und Kunstgeschichte entsprechend erweiterten. „Somit hat insgesamt gesehen Göttingen nach Dessau-Wörlitz die stärksten Impulse für die ästhetische Bildung Münsters freigesetzt und die entscheidenden Grundlagen für die späteren Kunststudien und künstlerischen Aktivitäten gelegt“ (S. 14). Die Auswertung und umfangreichen Quellen zu den Italienreisen Münsters — Tage- und Skizzenbücher, Korrespondenzen und Manuskripte — erschließen die Antikenrezeption Münsters anhand der Kunststudien in Rom und Neapel und sind den Bildungsreisen etwa des Dessauer Fürsten Franz vergleichbar. Ebenso wichtig ist die Entdeckung des Inventarverzeichnisses der ehemaligen Derneburger Kunstsammlungen Münsters, die ein wichtiges Spiegelbild seines Kunstverständnisses sind. Vor diesem Hintergrund ist die künstlerisch-schöpferische Gestaltungstätigkeit Münsters zu sehen, die ihren Niederschlag in der Anlage des englischen Landschaftsgartens und des Landsitzes in Derneburg gefunden hat. Er ist ein Zeugnis für das in Dessau und in Italien ausgebildete Kunstideal Münsters entsprechend dem Dessauer Wahlspruch „Das Nützliche mit dem Schönen“ verbinden.

Diese Grundlagen, ihre Entwicklung und Ausprägung anhand des reichen und bisher unbekannten

Quellenmaterials umfassend erschlossen zu haben ist ein herausragender Verdienst der vorliegenden Arbeit, die ein Desiderat niedersächsischer Kulturgeschichte für die Forschung erschließt. Für diese Leistung ist dem Autor zu danken.

Gerd Biegel M.A.

Braunschweigisches Landesmuseum

Burgplatz 1

38100 Braunschweig

Marianne Pagel: Gesundheit und Hygiene; Zur Sozialgeschichte Lüneburgs im 19. Jahrhundert.

Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1992 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen Bd. 15, — DM 88,—.

Die Publikation wurde 1988 als Dissertation an der Universität Hamburg angefertigt und beschäftigt sich vorbildhaft mit einem interessanten Kapitel der Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts. Schwerpunkt ist die Entwicklung des kommunalen Gesundheitswesens am Beispiel der Stadt Lüneburg. Dabei hat sich die Autorin auf drei Bereiche konzentriert:

- „1. Die Entwicklung gesundheitsrelevanter Arbeitsgebiete der Kommune und damit die Organisation des lokalen Gesundheitswesens — Physikat, Gesundheitspolizei und Gesundheitskommissionen;
2. im Zusammenhang mit der Bekämpfung der Infektionskrankheiten Cholera und Typhus die Verbesserung der gesundheitsrelevanten Infrastruktur am Beispiel der Wasserversorgung und der Städtereinigung;
3. die Entwicklung der medizinischen Versorgung in der geschlossenen und offenen Krankenpflege einschließlich des Heilpersonals und des Krankenversicherungswesens.“ (S. 11)

Trotz dieser Einschränkungen — die aufgrund der Materialfülle sinnvoll waren — zeigt diese Untersuchung gründlich den Wandel der kommunalen Ordnungs- und zur Leistungsverwaltung auf. Dabei spielte die Wasserversorgung im Hinblick auf die Hygieneentwicklung eine entscheidende Rolle, allerdings kamen die städtischen Gremien ihrer Verantwortung in dieser Frage nicht nach, während die privaten Wassergesellschaften lediglich einen kleinen Kreis von Interessenten versorgten. Eine Änderung erfolgte erst 1897/99, als die Wassergesellschaften

vom Magistrat übernommen wurden. Ähnlich verlief die Entwicklung im Hinblick auf die stadthygienischen Maßnahmen: *„Die temporären Cholera-Kommissionen dienten jeweils der akuten Seuchenbekämpfung, die entsprechend dem Kenntnisstand der Zeit kaum erfolgreich sein konnte, wie auch die hohe Morbidität und Mortalität dieser Jahre belegte“* (S. 355). Bei der Krankenhausversorgung zeichnete sich ebenfalls eine Verbesserung der allgemeinen Lage ab, nachdem sie öffentliche Aufgabe geworden war. Die Ausweitung der Versicherungspflicht verbesserte letztlich auch die ärztliche Versorgung der breiten Bevölkerung, nachdem zuvor die Ärzte überwiegend Wohlhabende und Stadtarme behandelten. Aber auch diese Entwicklung führte zur weiteren Kommunalisierung. *„Es war der Wandel von der bloßen Vermögens- und Hoheitsverwaltung zur Leistungsverwaltung — der sich im Bereich des Gesundheitswesens in Lüneburg mit der beginnenden Hygienisierung des Stadtraumes seit etwas 1860 abzeichnete —, der zur Modernisierung der Stadt führte“* (S. 357). Es sind vielfältige Aspekte, die in dieser Studie behandelt werden, und zwar mit ungewöhnlicher Material- und Detailfülle belegt.

Die Arbeit ist außergewöhnlich informativ und beispielhaft. Allerdings muß man sich fragen, warum bei den Anmerkungen und Literaturangaben von Zeitschriftenaufsätzen die Nachweise einmal mit, dann wieder ohne Seitenangaben erfolgten; ähnlich inkonsequent — oder nachlässig — ist der Nachweis der Autoren bezüglich der Vornamen (s. S. 392, Anm. 1: Murken, A.; Anm. 2: Murken, A. H.; u. a.). Derartigen Inkonsequenzen, die noch weiter aufzeigbar wären, beeinträchtigen jedoch den Wert und die Bedeutung der Arbeit nicht weiter.

Gerd Biegel M.A.

Braunschweigisches Landesmuseum

Burgplatz 1

38100 Braunschweig

Marlis Buchholz: Wolfenbüttel 1871 bis 1914. Aus der Geschichte einer Kleinstadt im Kaiserreich. Beiträge zur Geschichte der Stadt Wolfenbüttel 4. Wolfenbüttel 1992.

Der vorliegende Band erschien als Nummer 4 in der Reihe der „Beiträge zur Geschichte der Stadt“, inzwischen sind bereits weitere Bände hinzugekom-

men. Als Herausgeber zeichnet die Stadt Wolfenbüttel verantwortlich, die erhebliche fachwissenschaftliche Unterstützung des Niedersächsischen Staatsarchivs ist unübersehbar, das Arbeitsamt ermöglichte die Finanzierung der Sachbearbeiterin. Die schnelle Erscheinungsfolge kennzeichnet den Bedarf und die daraus resultierende Nachfrage nach dem behandelten Themenkomplex. Um so mehr ist den oben genannten Institutionen zu danken, daß sie sich der — wie man heute sagt — „freiwilligen öffentlichen Leistung“ so intensiv unterzogen haben. Dafür unsere Anerkennung.

In dem zu besprechenden Werk wird die Zeit von 1871 bis 1914 behandelt. Es beginnt also zu einem für die Deutsche Geschichte herausragenden Zeitpunkt, der Gründung des Deutschen Reiches, ein Ereignis, das sicherlich auch in der „Kleinstadt“ Wolfenbüttel beträchtliche Spuren hinterlassen hat, was in der vorliegenden Darstellung aber etwas untergeht. Dafür wirkt ein Ereignis, das zu diesem Zeitpunkt bereits über 100 Jahre zurückliegt, erheblich nach und wird besonders hervorgehoben; Die Verlegung der herzoglich-braunschweigischen Residenz von Wolfenbüttel nach Braunschweig. Erst im Zeitraum seit 1871 begann sich Wolfenbüttel allmählich von diesem Rückschlag zu erholen. Es folge der allgemein als Zeit des Kaiserreiches bekannte historische Abschnitt, eine Zeit, in „... der das historische Interesse an der weiteren Stadtentwicklung ... zu Unrecht versiegt ist“, wie auf gut 300 Seiten (ohne Anhang!) eindrucksvoll belegt wird.

Die Darstellung endet mit dem 1. August 1914, dem Beginn des Ersten Weltkrieges. Es ist anzunehmen, daß die letzten vier Jahre des Kaiserreiches soviel archivalisches Material liefern, daß diese Zeit einem weiteren Band vorbehalten bleibt (?).

Die Stadtentwicklung allgemein und speziell wird in diesen Jahren durch den historischen Wandel der Industrialisierung erheblich bestimmt, die Bevölkerung nimmt von 6000 auf 12000 zu. Inhalte und Daten dieser Entwicklung werden in vier Kapiteln und einem Anhang beschrieben:

Kapitel 1 behandelt die Geschichte der Wolfenbütteler Stadtverwaltung, d. h. des Magistrates, bestehend auf dem vom Herzog ernannten Stadtdirektor sowie zwei zu wählenden, unbesoldeten Vertretern, und der 18 Mitglieder der allgemeinzuwählenden Stadtverordnetenversammlung.

Kapitel 2 geht ausführlich auf die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt ein, insbesondere auf Gas, Elektrizität, Stadthygiene, Wasserversorgung, Kanalisation, Krankenhaus, Garnison, Theater, Schlachthof und Verkehrsanbindung (in dieser Reihenfolge).

Kapitel 3 stellt die Reichstagswahlen in lückenloser chronologischer Folge dar, so daß die politische Entwicklung ohne Schwierigkeiten zu verfolgen und zu bewerten ist. Belegt wird das ganze durch zahlreiche übersichtliche Tabellen, die die Wahlergebnisse bis ins Detail belegen.

Kapitel 4 schließlich bringt in Form der Chronik nochmals eine Zusammenstellung von Daten, Fakten, Ereignissen, Alltagsgeschehnissen sowie Episoden und Kuriositäten aus der Wolfenbütteler Stadtgeschichte.

Ein umfangreicher Anhang mit Tabellen zur Sozial- und Wirtschaftsstruktur, den entsprechenden Quellennachweisen und vor allem einem umfangreichen Literaturverzeichnis beschließen den stattlichen Band.

Dem Buch wurde eine sehr gute Ausstattung zugestanden, in sehr guter Druckqualität, was vor allem den hervorragenden Abbildungen zugute kommt. Einem guten Inhalt wurde damit ein würdiger Rahmen gegeben, was sehr hervorzuheben ist, wenn man sieht, was einem aus Spargründen heute drucktechnisch häufig zugemutet wird. So wurde auch nicht an Raum gespart, was die Unterbringung zahlreicher Quellenbelege in Form von Tabellen, Graphiken und Abbildungen ermöglichte, das Gesagte überprüfbar macht und das Werk zu einem abgeschlossenen Ganzen werden läßt. Selbst die Unsitte — meistens ebenfalls aus Ersparnisgründen, häufig auch aus Bequemlichkeit der Redaktion — Fußnoten irgendwo am Ende eines Buches/Abschnittes zu bündeln, eine Zumutung für jeden Leser, wurde hier nicht praktiziert. Für alles ist den Herausgebern herzlich zu danken.

So ist ein rundherum gelungenes Buch entstanden, das die Geschichte der Stadt zwischen 1871 und 1914, bisher in zahlreichen Einzelaufsätzen verstreut (s. umfangreiches Literaturverzeichnis), leicht greifbar macht. Es sei jedem an der Geschichte seiner Heimat(-Stadt) Interessierten empfohlen.

Wolf-Dieter Steinmetz M.A.
Braunschweigisches Landesmuseum
Burgplatz 1
38100 Braunschweig

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1992

Die Jahreshauptversammlung fand am 12. März 1992 im Braunschweigischen Landesmuseum statt. Bei den Vorstandswahlen wurde der bisherige Vorsitzende, Herr Harald Schraepler, einstimmig wiedergewählt. An weiteren Vorstandsmitgliedern wurden gewählt: Herr Hans-Friedrich Meibom als stellvertretender Vorsitzender und Exkursionsleiter, Herr Wolf-Dieter Steinmetz als Schriftführer und Schriftleiter der Braunschweigischen Heimat, Herr Detlev Kornetzky als Schatzmeister, die Herren Dr. Heiko Brunken, Dr. Hans-Henning Grote und Christian Juranek als Beisitzer.

Im Berichtsjahr erschienen der Band 78, 1992 der Braunschweigischen Heimat und die Gedenkschrift für Dr. Werner Flechsig.

Der Verlust folgender Mitglieder durch Tod ist zu beklagen: Alfred Adolf, Heinz Röhr, Dr. Wolfgang Scheffler, Heinrich Schliephake und Günter-Friedrich Weiss.

Folgende Veranstaltungen wurden durchgeführt:

9. 1. 1992 Vortrag mit Lichtbildern „Braunschweigische Gewässerlandschaft, gestern, heute und morgen“ (Dr. Heiko Brunken)
13. 2. 1992 Vortrag mit Lichtbildern „Wiederaufbau der Stadt Braunschweig, Planungen und Bauten der 50er Jahre“ (Dipl.-Ing. Udo Gebauhr)
7. 3. 1992 Exkursion „Ilsenburg, Kreis Wernigerode — Besichtigung der Kirche des ehemaligen Benediktiner-Klosters und des Hüttenmuseums, danach traditionelles Schlachteessen“. Leitung: Hans-Friedrich Meibom
12. 3. 1992 Vortrag mit Lichtbildern „Aktuelle Probleme der Stadt- und Verkehrsplanung in Braunschweig“ (Dr. Ing. Klaus J. Beckmann)
9. 4. 1992 Besichtigung des Heizkraftwerkes Mitte der Braunschweigischen Versorgungs AG. Leitung: Joachim Friebe
9. 5. 1992 Exkursion mit biologischem und botanischem Schwerpunkt „Nördliche Harzaufrichtungszone im Bereich zwischen Wernigerode und der Roßtrappe bei Thale und Gletschererscheinungen im

Huy“. Geologische Leitung: Prof. Dr. Look; botanische Beiträge: Dr. Brunken; Leitung: Hans-Friedrich Meibom

11. 6. 1992 Besichtigung des Hauptschulgartens der Stadt Braunschweig. Leitung: Dipl.-Ing. Heinz-Joachim Tute

20. 6. 1992 Exkursion „Göttingen — Die Universitätsstadt Göttingen mit ihren Kirchen, ihrem Rathaus und ihrem Fachwerk. Abstecher zur Burg Plesse bei Eddigehausen“. Leitung: Hans-Friedrich Meibom

25. 7. 1992 Stadtpaziergang „Historisches Braunschweig und seine öffentliche Dokumentation im Stadtraum“. Leitung: Gerd Biegel M.A.

29. 8. 1992 Exkursion mit biologischem Schwerpunkt „Bokel, Kreis Gifhorn mit Bullenkuhle und Kapelle von 1472 — Otternzentrum in Hankensbüttel“. Leitung: Hans-Friedrich Meibom

10. 9. 1992 Vortrag mit Lichtbildern „Amphibien-schutz- und Extensivierungsprogramm in der Stadt Braunschweig“ (Dipl.-Ing. Ulrich Kahrmann)

19. 9. 1992 Exkursion „Halberstadt — Innenstadt mit Fachwerk, Dom und Liebfrauenkirche; Spiegelsberge mit Jagdschlößchen“. Leitung: Hans-Friedrich Meibom

8. 10. 1992 Vortrag mit Lichtbildern „Das Naturschutzgebiet Riddagshausen — bemerkenswerte Tiere und Pflanzen am Rande der Großstadt Braunschweig“ (Dipl.-Biologe Horst Grunert)

22. 10. 1992 Vortrag mit Lichtbildern „Zum 100sten Geburtstag der Herzogin Victoria Luise von Braunschweig-Lüneburg“ (Gerd Biegel M.A.)

26. 11. 1992 Führung „Wolfenbüttel: 400 Jahre Theater in Deutschland“. Leitung: Dr. Rolf Hagen

Der Mitgliederbestand betrug am 31. 12. 1992: 438

Wolf-Dieter Steinmetz

Eine für alle.



Die Öffentliche.

Optimal & Regional

■ Eine für Mutti, eine für Vati, eine für Onkel Herbert und Tante Minna. Natürlich auch für Susi und Hans, für Müllers, Meiers und Schulzes. Die Öffentliche. Die optimale Versicherung für alle.



ÖFFENTLICHE
VERSICHERUNG BRAUNSCHWEIG